

Gustav Kühne's
Gesammelte Schriften.

Vierter Band.

Deutsche Charaktere.

1. Theil.

Leipzig,
Ludwig Denicke.

1864.

Deutsche Charaktere.

Von

Gustav Kühne.

Zum ersten Male gesammelt.

Erster Theil.

Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

Leipzig,

Ludwig Denicke.

1864.



Vorwort.

Was ich in früheren Zusammenstellungen veröffentlichte: „Weibliche und männliche Charaktere“, „Portraits und Silhouetten“, „Deutsche Männer und Frauen“, tritt jetzt mit Einreihung bisher fehlender Gestalten als ein Ganzes auf, als eine deutsche Litteratur- und Culturgeschichte des vorigen und des laufenden Jahrhunderts in monographischen Darstellungen, in Stand- und Brustbildern.

Theil 1 umfaßt die Hauptgestalten des Zeitalters der Aufklärung. Zum ersten Male gebe ich darin den König und den Philosophen der deutschen Aufklärungsepoche, Friedrich von Preußen und Immanuel Kant.

Dresden, d. 21. November 1863.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Friedrich der Große	1
-------------------------------	---

II.

Lessing	103
-------------------	-----

III.

Moses Mendelssohn	154
-----------------------------	-----

IV.

Kant	209
----------------	-----



I.

Friedrich der Grosse.

I.

Friedrich der Grosse.

Zeitgenossen und Geschichtschreiber nach ihm haben ihn den Großen genannt; die Begeisterung verstieg sich so weit, für ihn den Beinamen des „Einzigsten“ zu erfinden. Freilich war er groß und leider auch einzig in seiner Art. Unter den deutschen Fürsten war er ein Lessing, wie Lessing in der Literatur Deutschlands ein Friedrich der Große. - Hatten Beide kein getreues Nachgefolge, so stellt sich um so mehr die Frage, worin ihre einsam gebliebene Größe bestand, und war Jeder von ihnen ein Einziger, so liegt in dieser Bezeichnung, wenn sie richtig ist, zugleich die Andeutung, worin sie ihre Endschafft hatten, ihre Ergänzung forderten. Wenn Zeitgenossen nach dem Siege bei Leuthen König Friedrich ins Angesicht priesen, ihn einen Alexander von Macedonien nannten, ihn einem Cäsar an die Seite stellten, so lehnte er, nicht sowohl aus Bescheidenheit, als aus Einsicht diese Erhebung ab,

vertraulich dem Freunde erwiedernd, gegen Alexander gehalten sei er ein gamin, und Cäsar gegenüber nicht würdig, Diesem die Schuhriemen zu lösen. In einer gleich unerbittlichen, fast übertriebenen Schärfe der Selbstprüfung legte Lessing sein Geständniß ab, kein eigentlicher Dichter zu sein. In dieser Buße der Demuth, etwas Höheres über sich zu erkennen, liegt die eigenthümliche Größe dieser beiden hellen, klaren Geister, die im Leben dicht neben einander her gingen, bei soviel Gleichartigkeit sich nicht suchten, nicht fanden. In ihrer Demuth steckte nicht Kleinmuth, nicht Anspruchslosigkeit, vielmehr der Stolz des Bewußtseins, eine noch unerreichte Höhe der Aufgaben zu kennen, und das Gefühl einer annäherungsweise Berechtigung zu den allerhöchsten Anforderungen. Sie forderten Beide viel von sich und von Andern, und die Ansprüche, die sie an sich selber machten, schärften in ihnen den unermüdlichen Thätigkeitsdrang, der schon ihr Jahrhundert und noch mehr die Nachwelt in Staunen setzt. Ihr Schaffensdrang war unersättlicher Wissensdurst. — „Du hast Recht: ich arbeite viel“, schrieb Friedrich schon 1742 an den vertrauten Jordan: „ich thu' es, um zu leben, denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang.“ Und für Thatkraft und Forscherlust genügt kein frommer Wunsch, kein Nothbehelf des Gemüthes; ganz auf sich selbst und die Quellen in der eigenen Brust verwiesen, schöpften Friedrich und Lessing ihre Kraft aus sich selbst und erwuchsen so zu den stahlgepanzerten, hellgeschliffenen Gestalten, deren Dauerbarkeit

und deren Glanz ihresgleichen sucht. In der Bezeichnung des „Einzigen“ aber, womit die Vergötterung Friedrich zu schmücken glaubte, liegt zugleich ein Hinweis auf die gebrochene Entwicklung heimischer Dinge, auf die Verkümmernng dessen, was er schuf, denn der Staat, den er baute, war einzig und allein auf seine Persönlichkeit gegründet; Preußens Weiterentwicklung im bösen wie im guten Sinne war ein Abfall von Friedrichs Principien, im bösen Sinne, weil sein Nachfolger den verstandeshellen lichten Tag in eine schwächliche Dämmerung verkehrte; im guten Sinne, weil mit dem Aufgebot des dritten Friedrich Wilhelm, mit diesem Einverständnis, der Staat könne nicht mehr dem Volke helfen, das Volk müsse den Staat erretten, die absolute Königsherrschaft endete und der Volksstaat in Preußen begann, beginnen sollte. Denn nicht erst bei Jena und Auerstädt ging der Staat Friedrichs des Großen zu Grunde; von seiner aufgeklärten Despotie schwand schon unter seinem Nachfolger der Athemzug des freien Geistes, bei festgehaltner Form des unumschränkten Königthums, und aus dem gerühmten Musterstaate der Aufklärung ward eine in sich selbst verknöcherte Maschine. Friedrichs Freiheit war eben nur seine eigne Freiheit. Als man Quanz, Friedrichs Meister auf der Flöte, beglückwünschte, den König in der Musik zu unterrichten, schüttelte er den Kopf und meinte, der König liebe eigentlich gar nicht die Musik, sondern nur die Flöte, und eigentlich auch nicht die Flöte, sondern nur seine Flöte. Friedrichs freie Maximen wurden keine Staatsgrundgesetze, keine For-

men für den freien sich selbst regierenden Staat, die Maschine, die er selbst nur in Gang setzte, stand still, sobald er sein Auge schloß; sein letztes Wort war: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.

Friedrich von Preußen steht an der Spitze unserer Charaktere, weil er in Deutschland als Herrscher das Zeitalter der Aufklärung heraufbeschwor. Aber er schöpfte aus fremden Quellen, und so ist er für sein Volk doch nur, was für Rußland ein Peter der Große gewesen. Daß in der Art, wie er Voltaire's Geist in seinem Staate verkörperte, deutsche Gesinnung, deutsche Willenskraft und deutsche Faust sehr wohl erkennbar bleibt, daß was er brachte, wenn auch fremdem Boden entlehnt, doch wie eine Errettung aus der Versumpfung unseres gesammten Lebens seit dem großen Glaubenskriege erschien: das macht ihn freilich zu einem deutschen Manne und erklärt es, wenn ihn das Zeitalter mit Begeisterung seinen Liebling nannte. Nachgeboren aber ziemt es nicht, sich vom bloßen Phänomen seiner Größe bestechen zu lassen, einem nachfolgenden Geschlecht, will es seiner würdig sein, kommt es zu, seine Größe in ihrem Kern und in ihrer Wurzel zu erfassen. Geschieht dies, so wird klar, daß Friedrich, der Schöpfer des Preußenthums, zugleich der Todtengräber Deutschlands wurde. Man bestattet freilich nicht Lebendiges, sondern Gestorbenes, und todkrank wenigstens war Germania. Und wenn man Todtes bestattet, geschieht's doch nicht mit Hohn, sondern mit Scheu, Beileid und Ehrfurcht, selbst mit dem Glauben, aus der Asche müsse und werde sich ein

Phönix erheben. Selbst auf dem Nothbehelf, den Friedrich am Abend seines Lebens hervorrief, selbst auf dem Fürstenbunde liegt der Gluch jener bloßen Negation, der es an der Zeugungskraft zur Neugestalt gebricht. Friedrich verhalf Deutschland zu keiner Neugeburt seiner politischen Form, und das neu erwachte germanische Leben flüchtete sich in die stilleren Räume des Denkens und Dichtens.

Friedrichs undeutsche Art lag nicht sowohl in seiner Persönlichkeit als vielmehr in dem nothgedrungenen Widerstand und Gegensatz zum Haus- und Staatsregiment seines Vaters, in welchem deutsches Wesen zur derben und rohen Hausknechtsnatur entartet war. Dies Gemisch von rechtschaffener Bravheit und blödem, hartknöpfigem Eigensinn nennt man vorzugsweise preußisch; es steckt aber eine starke Ader vom deutschen Naturell darin, nur war das Element des deutschen Hausvaters in Friedrich Wilhelms I. patriarchalischer Oberhoheit zur despotischen Willkür absoluter Souveränität zugespitzt, wie denn dieser Begriff mit fast päpstlicher Unfehlbarkeit von den französischen Ludwigen her sich der Köpfe deutscher Fürsten bemächtigt hatte. Die prunkenden Schaugerichte unumschränkter Königsherrschaft unter dem ersten preußischen Könige waren unter Friedrichs Vater in derbe Hausmannskost verwandelt; man wechselte die Teller, die Gerichte, aber die Küche blieb dieselbe. Die Familiengeschichte der Hohenzollern gefällt sich freilich in der Reihenfolge entschiedener Gegensätze; sie verwechseln sich aber sämmtlich mit dem Begriff des Staates, oder ordnen diesen

ihrer Person unter und stehen darin im Widerstreit zu dem großen Frib, den sie ihren Einzigen nennen. Sein Glaubensbekenntniß lautete, nicht blos in der Zeit jugendlicher, fronprinzlicher Schwärmereien, sondern auch im Alter, als er hochbetagt einem jungen Fürsten, der sein Zögling war, ins Gewissen redete, daß der Fürst nur um des Volkes willen da sei, sich nur für des Staates ersten Diener anzusehen habe. Die Annahme, ein Recht über die Meinungen der Bürger zu haben, erschien ihm als der verwerflichste von allen Grundsätzen eines unmittelbar von oben eingesetzten Gottesgnadenkönigthums. „Müßte man nicht“, so lautet sein eigenes Wort in dem „Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten“ — „müßte man nicht wahnfinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem Ihresgleichen gesagt hätten: Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen, und geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: Wir bedürfen deiner, damit du die Geseze aufrecht erhältst, denen wir gehorchen wollen. Und wir fordern von dir Achtung für unsere Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung stattfinden kann, und diese Toleranz ist sogar so vortheilhaft für die Gesellschaft, wo sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staats ausmacht. — Und damit ein Fürst die Pflichten, die er zu erfüllen hat, nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der

erste Finanzier, der erste Minister der Gesellschaft ist, so soll er das alles nicht bloß vorstellen, sondern alle damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts als der erste Diener des Staats und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte.“ (Oeuvres de Frédéric. Tom. 6.) Wir sind heutzutage so weit, die Fürsten persönlich als unantastbar und unverantwortlich anzusehen, falls ihre Minister dem Volke in seinen Vertretern Rechenschaft ablegen, während Friedrich von der Verpflichtung der Fürsten spricht, ihre Mitbürger als Richter über sich zu wissen. Und solch Gelübde des Jünglings hielt und bestätigte das Bekenntniß des Regenten, obschon er Alleinherrscher war und blieb, vom Recht der Stände und Landschaften nichts wissen wollte. Daß Graf Herzberg nach seinem Tode, bei Errichtung seines Standbildes in Stettin, von ihm rühmte, er habe gern auf die Willensmeinung der Stände gehört, war eine Lüge, ein politischer Nothbehelf, um 1793, wo in Frankreich ein Königshaupt fiel, in Deutschland dem Königthum den verlorenen Stützpunkt im Volke zu geben. Friedrich erkannte kein Recht ständischer Mithülfe. In Ostfriesland und Schlesien bestätigte er zwar dem Worte nach, was er an landständischer Selbstverwaltung vorfand, ließ es aber der Sache nach einschlafen. In den alten Provinzen war schon zur Zeit des großen Kurfürsten, seit dessen Einführung der allgemeinen Accise zur Deckung der Kosten eines stehen-

den Heeres, das Steuerrecht beseitigt, alle Willenskraft zur Selbstverwaltung und zur Bestätigung der Leistungen für die öffentlichen Bedürfnisse erschläfft, das Recht dazu gewaltsam gebrochen oder stillschweigend vernichtet. Auch die liberale Despotie wähnt Alles für das Volk, nichts mit dem Volke thun zu müssen; sie stellt die Monarchie auf diese gefährvolle Spitze des persönlichen Herrscherwillens, auf eine Spitze, die irgendwie plötzlich bricht. Aber Friedrich stellte die Person des Fürsten unter den Begriff des Staates, machte sich zu dessen erstem Bürger und Diener, und hierin liegt seine Größe als Staatsmann. Die Fürsten sind seitdem der Völker wegen da, die Völker nicht der Fürsten wegen.

Er hatte sich dies Glaubensbekenntniß nicht selbst festgestellt, es war ihm mit der französischen Aufklärung aus der Hand Voltaire's überliefert. Voltaire war schon in jungen Tagen der Gegenstand seiner Schwärmerei; Voltaire's Principien blieben seine Religion, auch nachdem die eitele, rach- und gewinnsüchtige Persönlichkeit des Apostels dieser neuen Religion des Jahrhunderts ihm widrig, zweideutig und leid geworden. Freilich steckte auch Gift in der Blüthe dieser französischen Cultur. Frankreich hatte die unumschränkte Monarchie auf die gefährliche Spitze päpstlicher Unfehlbarkeit und sultanischer Willkür gestellt; Frankreich mußte diese Spitze brechen. Das Gottesgnadenkönigthum flüchtete sich mit allen seinen Schwächen, Sünden und Gebrechen hinter die bindende und lösende Gewalt des Priesterthums, und Voltaire ward der witzige,

hohnlachende Godegiesel in der Aufklärung des Jahrhunderts. Mit der Milch dieser Weisheit sog Friedrichs junge Seele auch Gift ein. Die Lust der Freiheit von den Fesseln der Hierarchie und des Aberglaubens verstieg sich bis zur Vermessenheit des Überwizes, die offenbarte Religion für Priesterbetrug, den christlichen Glauben für die tiefste Knechtschaft des Geistes, für ein Brandmahl der Menschheit zu erklären. Friedrichs Haß gegen alles Priesterthum war der Bodensatz des Voltaireschen Wizes. Hatte er doch am Hofe des Vaters den beschränkten Formeldienst des christlichen Glaubens in abschreckender Gestalt und im Verein mit der Barbarei der Unbildung kennen gelernt. Er war als Anabephyisch zart und sah um sich her die Pedanterien des rohesten Soldatenthums. Sein ursprünglich fein gearteter Sinn lechzte nach Nahrung, und Bildung des Geistes und Gemüthes galt für weichliche Entartung. Geistlose Frömmerei machte ihn zum Zweifler und Spötter. Von den platten deutschen Scherzen des väterlichen Tabakscollegiums flüchtete er sich zur feinen, frivolen Persiflage der französischen Satyre. Seine reizbare Sinnlichkeit, ohne alle Genugthuung und Pflege, übersprang gemach alle Schranken der barbarisch gebotenen Zucht, bis ein Unmaß des Genusses in einem unnatürlichen Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht endete, vielleicht just in der Zeit, wo die Despotie des väterlichen Willens ihm eine einfach stille, aber reizlose Gattin aufnöthigte. Liegen hier Geheimnisse für den Biographen, so hat auch der Psycholog, der sein Bild zeichnen

will, auf Lösung und Enträthselung nur hinzudeuten, um die Genesis dieses seltenen Geistes zu erklären.

Einen hervorspringenden Moment in der Geschichte seines jugendlichen Lebens bot 1728 ein Besuch mit dem königlichen Vater am Dresdener Hofe. Aus der Betstunde und vom Tabakscollegium des Vaters, wo der Bierkrug schäumte und ein Talglicht brannte, plötzlich auf einen ganzen Monat an den üppigen Hof eines deutschen Sultans versetzt! Sparta und Athen sammt Corinth konnten nicht stärkere Gegensätze sein, als damals Berlin und Dresden, Brandenburg und Sachsen. Die polnische Krone war auf Kosten des Gewissens erworben, auf Kosten des kursächsischen Landes ein Klein-Versailles in der sonst ehrsamten Stadt an der Elbe entworfen. Dem gottesfürchtigen Corporal von Preußen war diese heidnische Ueppigkeit ein Gräuel; seinem sechzehnjährigen Frib stülpte er auf einem Hoffeste beim transparenten Anblick einer entschleierten lebenden Venus den Hut vor die Augen. Die lockende Anadyomene, die schöne Formera, war dem Prinzen, hieß es, vorgeführt, um seine Sinne von der schönen Orzelsca abzulenken. Gleichwohl schien sein junges Herz, von den Reizen dieser Seitentochter König Augusts entzündet, dauernd gefesselt zu sein, da er auch beim Gegenbesuch des sächsischen Hofes in Berlin sich der Gunst dieser Huldgöttin zu erfreuen mußte. Von Dresden zurückgekehrt, war er in tiefe Schwermuth verfallen; seine Gesundheit litt dergestalt, daß man Schwindsucht befürchtete. Aus jener Zeit schreiben sich auch seine ersten Gedichte, die den Reizen

der polnisch-sächsischen Gräfin galten. Beim Gegenbesuch sah er die Orzelsca, heißt es, mehrmals geheim und sein Trübsinn war alsbald verschwunden. Sein Hang zur Musik war ebenfalls in Dresden wo nicht erweckt, doch gesteigert; Quanz ward von dort auf Betrieb der Königin für ihn berufen, das Flötenspiel blieb ihm als Ausdruck elegischer Stimmungen, aber nur heimlich. Morgens mit steifem Zopf auf dem Exercierplatz, Abends und Nachts mit zierlichem Haarbeutel und in goldstoffnem Schlafrock. Als der König bei nächtlicher Weile ihn überraschte, flogen Gallakleider sammt Flöte, Noten und Büchern eilig ins Kamin. „Mein Friß ein Querpfeifer!“ tobte der Alte. „Er macht sich nichts aus Soldaten; wird mir meine ganze Arbeit verderben“! So seufzte er vor der Königin, die im Stillen des Sohnes Reigungen pflegte. Der König verfluchte den ganzen Baal- dienst der heidnischen, weibischen Musen. Die von Friedrich innig geliebte Wilhelmine von Baireuth mit der naiven Bosheit ihrer Berliner Zunge steht in ihren Tagebüchern selbst von den körperlichen Mißhandlungen Rede, denen Friedrich ausgesetzt war. Der Zorn des Königs über sinnliche Verirrungen war vielleicht gerecht, obschon roh in den Aeußerungen. In Friedrichs Gemüth stieg damit der Abscheu vor den trostlosen Schrecken calvinistischer Gnadenwahl in den Auserlesenen Gottes, je mehr die Reize entfesselter Genußsucht ihn lockten, welche die cynisch-witzige Aufklärung der Franzosen lachend und spottend predigte. Ein ausschweifender Verschwender schien auf einen sparsamen

Hausvater folgen zu wollen; der Prinz machte Schulden, um seine geheimen Bedürfnisse zu befriedigen, nahm Darlehen an vom Herzog von Curland, selbst vom kaiserlichen Hof zu Wien und verfiel den Händen der Juden, gegen deren Wucher im Vorgen an Unmündige der König das Edict, mit der Strafe der Karre verschärft, auch auf Mitglieder des königlichen Hauses ausdehnte. Die Königin trifft der Vorwurf, solchem Familienzermürbniß nicht vorgebeugt zu haben. Ihr heimlicher Plan, den Sohn mit ihrer Nichte von England zu vermählen und damit am Londoner Hofe eine Stütze gegen den Gatten zu erhalten, zerfiel durch Gegenintriguen und eine Prinzessin von Braunschweig ward auf des Königs Ordre Friedrichs Braut. Die häuslichen Scenen zwischen Vater und Sohn erschöpften die ganze Rohheit damaliger deutscher Sitte selbst auf dem Parquet des Fürstensaals. Der König suchte den entarteten Kronprinzen zum Verzicht auf die Thronfolge zu zwingen. Dazu sei er nur bereit, war Friedrichs bittere Antwort, wenn man ihn für einen Bastard erkläre. Davor stuchte der keusche Eheherr; aber die Mißhandlungen des Prinzen gingen wiederholt in Thätlichkeiten über, die Beleidigungen geschahen nicht selten in Gegenwart des Hofes. In der Mißhandlung eines jungen sechzehnjährigen Mädchens, dem der Prinz Arzigkeiten erwiesen, erreichte die Barbarei des alten Königs den höchsten Gipfel. Doris Ritter, Tochter eines Rectors in Potsdam, hatte von Friedrich Besuche angenommen; er liebte, so hieß es, nur ihren Gesang und machte ihr kleine

Geschenke dafür. Sie ward zu Staupenschlag und dreijähriger Zwangsarbeit in Spandau verurtheilt*). Der König hielt den Sohn für feig und ehrlos. Sein Hohn, er seinerseits würde seinem Vater bei ähnlicher Beschimpfung längst davongelaufen sein, reifte in Friedrich den Plan zur Flucht; der englische Hof, die Verwandtschaft seiner Mutter, sollte seine Rechte, seine Ehre schützen. Die gemeinschaftliche Reise am Rhein zum Besuch des Kurfürsten von Mainz gab Gelegenheit zur Ausführung des Plans. Der Fluchtversuch mißlang und der Prinz sollte als Deserteur, der die Fahne verlassen, behandelt und gerichtet werden. Die Begegnung in Wesel zwischen Vater und Sohn lieferte eine Scene voll roher Berserferwuth. Der König schlug dem „Delinquenten“, dem „entlaufenen Obristlieutenant Friß“, mit dem Stoß die Nase blutig und Friedrich rief weinend, nie habe „ein brandenburgisch Gesicht solche Schmach geduldet“. Der König hatte den Degen gegen ihn gezückt; ein General v. d. Mosel war mit dem Rufe: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie des Sohnes!“ zwischengetreten. Im Kriegsgericht saß ein Buddenbrock, der dem Könige die Brust entgegenstreckte und sein Blut darbot, das Blut des Prinzen bekomme er nicht. Friedrich sollte tiefer gekränkt, seine Demüthigung

*) Nach Preuß ist Signora Barbarina, die italienische Sängerin, die einzige Frau gewesen, welche, dem Gerücht zufolge, Friedrichs besondere Zuneigung genossen. Doris Mitter heirathete später einen Pächter der Berliner Fiaccres, Namens Schoner; Friedrich hat sich als König ihrer nicht erinnert.

eine andere werden. Am Genossen seines Fluchtversuchs, dem Freunde v. Katte, der freilich auch ein Genosse seiner heimlichen Verwilderung gewesen, wurde das Todesurtheil vollstreckt. Das Urtheil des Kriegsgerichts lautete auf Cassirung und mehrjährige Festungsstrafe; allein der König verwarf den Spruch, sprach von glühenden Zangen, vom Galgen, und bestand dann auf Hinrichtung mit dem Schwert. Vor dem offenen Fenster des gefangenen Prinzen in Küstrin ging der Zug zur Richtstätte vorüber. „Pardonnez-moi, mon cher Katte!“ rief Friedrich hinunter. „La mort est douce pour un si aimable prince!“ rief Katte und streckte die Arme in die Höhe; Friedrich stürzte ohnmächtig ins Zimmer zurück.

In solchen Scenen einer grausamen Tragödie erstarb Friedrichs Herz, erstickte der Funke seines tief versteckten, nur heimlich genährten und verschüchterten Gemüthes. In der Schule so herber Schicksalsschläge reifte sein Geist. Die Läuterung des sittlichen Menschen in ihm gelang, aber sie gelang nur auf Kosten seiner menschlichen Empfindungen; es wurde ein Feld in seinem Innern brachgelegt, auf welchem seitdem nur sparsam ein Grashalm wuchs. — Er blieb solange Gefangener, bis seine innere Umkehr, eine religiöse Zerknirschung, vollständig war. Und auch dies gelang; im Kerker gelingt so manches, aber selten zum lichten und beglückenden Heil der Seele. Der Prediger, der Friedrichs Gemüth bearbeiten mußte, Feldprediger Müller vom Regiment Gensdarmen, derselbe, der Katte zum Tode vorbereitet, ward

ihm ein lieber Gefährte der Gewohnheit. Friedrich erhielt in dessen Umgang keinen Glauben an ewige Höllestrafen; schienen doch solche kaum noch nöthig, sein Inneres zu reinigen; aber er gewann die Einsicht in die Erbärmlichkeit der menschlichen Seele, und dieser bleibende „Gewinn“ für ihn hieß Menschenverachtung, wenigstens Geringschätzung des angeblich mit Vernunft begabten Wesens, das sich nur ein Bild Gottes dünkt, wenn es sich stumpfem Formeldienst und dem dumpfen Glauben ergiebt, nicht kraft eigener Besserung, Tüchtigkeit und Güte, sondern nur kraft fremden Verdienstes erlöst und gerettet zu werden. Er huldigte nicht diesem Glauben, aber die Nothwendigkeit desselben setzte sich in ihm als Thatsache für das Menschengeschlecht fest; in ihm selber reifte erst später im Donner seiner Schlachten und in der Todesnoth der Verzweiflung ein fester, aber starrer, kalter Stoicismus, der mit der Ruhe eines Cato dem Nichts der Auflösung entgegensteht. Aber auch für sich selbst reifte im Kerker zu Küstrin doch auch die Einsicht in die Verwerflichkeit seiner bisherigen Führung, und in der Buße dieser Einsicht machte er die Entdeckung, daß sein König Vater jedenfalls zum wenigsten ein ehrlicher Mann war. Dies Selbstgeständniß Friedrichs im Gefängniß war aufrichtig, ungewungen. Bis zum Gefühl seines Unwerths hatte der fromme König den Sohn treiben wollen; damit hatte er sein Genüge, und des Pastors Mahnung, der Herr habe nicht nur Höllestrafen für Sünder, sondern auch Gnade, fand Eingang bei Friedrich Wilhelm, der nicht der Einsprache der Höfe, Bühne, Deutsche Charaktere.

nur seiner eignen Willensmeinung Gehör gab. Zur Buße Friedrichs gesellte sich aber eben so freiwillig Wissensdurst und Arbeitsdrang. Friedrich lernte auf der Festung arbeiten, und das ist jungen Fürsten selten vergönnt zu lernen. Nicht bloß der als Strafe gemeinte Hinweis auf actengetreue Beschäftigung im Regierungswesen bei der Kammer in Küstrin, eine Beschäftigung, die eine gute Vorschule für den angehenden Regenten war; der unter verwöhnten Weichlingen auf Fürstenthronen seltene, wo nicht einzige Arbeitssamkeitstrieb Friedrichs schreibt sich aus der Zeit seiner Buße und Gefangenschaft; er blieb ihm treu bis zum letzten Augenblick, ein langes, mitunter glänzendes, innerlich aber ebenso oft verarmtes, bald stolzes und glückgekröntes, bald gramerfülltes, verzweiflungsvolles Leben hindurch, sei's, daß dieser Trieb in den Entwürfen zur besten aufgeklärtesten Gerichtsbarkeit im Lande, oder in der erfinderischen Combination sich erging, mit den schwächsten Mitteln die stärksten Gegner, ja halb Europa zu überflügeln, mitten im Donner der Kanonen die Elemente zu bezwingen oder selbst in Todesgedanken und im Gefühl des nahen Untergangs noch scharfsinnig spielend in elegant geformten Versen sich ein Genüge zu thun. Selbst der Witz in Friedrichs Gedanken und Worten war oft nur ein Nothbehelf für den unermüdlichen Arbeitstrieb seines in Leid und Lust scharf zugespitzten Geistes. Zur herben Zucht in seiner Jugend gesellten sich dann später auch noch die Schauer der Reue, durch feste Berwegenheit wie zum Spiel sich den Abgrund des Todes geöffnet zu

haben. In dieser zwiefachen Schule reifte der Kern seines Wesens.

Auf Friedrichs Versöhnung mit dem königlichen Vater folgte die aufgedrungene Vermählung, die er kalt und ruhig, aber mit dem Entschlusse über sich ergehen ließ, von den Rechten des Vaters in solchem Bündniß nichts zu wissen, ohne jedoch Ehre und Würde der ihm, wie er meinte, ebenfalls als Opfer Außerfornen zu verlegen. Daß seine Gattin ihn heimlich, verschämt, und verschwiegen geliebt, ist oft wiederholt, von der wohlfeilen Romantik einer beliebten Novellistik geschildert. Thatsache ist, daß Friedrichs Frau weder körperliche, noch geistige Reize aufzuwenden wußte, des Vaters vielleicht schon früh gegen Frauenschönheit erkaltetes Herz zu entzünden. Für gemächliche, dulddende Freundschaft hatte er keinen Sinn, jeder Genuß, jeder Gedanke, jede Empfindung mußte für ihn gepfeffert sein wie die Würze der Speisen, die er liebte. Selbst in den Späßen seiner Nebenstunden hatte er den Zauber der Harmlosigkeit verlernt, sein Wissenstrieb einen gewissen diabolischen Anstrich erhalten; man wußte von seinen Experimenten in der Kreuzung der Racen und Thierarten. Faust und Mephistopheles waren gemischt in ihm und nach Asafötida schmeckten selbst seine Liebhabereien. Eine harmlos einfache Frauennatur konnte ihm nicht genügen. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern war blond, mit blaßblauen Augen, weißer Haut und guten Farben, — aber schlechten Zähnen, setzt ein böswilliger Zeitgenosse hinzu, ein Lobredner Friedrichs. Sie

war unbehülflich, von schlechter Haltung und ungeschickt im Sprechen und Benehmen, ohne Geschmack und Erziehung. Beim Antritt seiner Regierung dachte man an Auflösung seiner Ehe. Im Gegentheil, er stellte dem versammelten Hofe zur Ueberraschung Aller sein Ehegemahl als Königin vor; er behielt die Sitte bei, jährlich dreimal Sonntags ceremoniell mit dem Hofe und fremden Gesandten bei ihr im Berliner Schloß zu speisen und mit schweigsamer Reverenz diese einzige Bethätigung einer Gemeinsamkeit mit ihr gewissenhaft pünktlich zu wiederholen. Daß sie christlich fromm war, wozu schon das Gefühl der Verstoßung führen mußte, konnte die Abneigung des Königs wohl nur erhärten. Daß sie, um ihm und seinen Neigungen entfernter Weise zu huldigen, Gellerts Fabeln, Oden, Lieder und moralische Vorlesungen, sowie Sack'sche Predigten und Spaldings „Bestimmung des Menschen“ ins Französische übersezte und diese ihre Arbeiten ihm überreichen ließ, änderte nichts im Verhalten der peinlich verbundenen Gatten. Im Sommer bewohnte sie das Schloß Schönhausen; Sanssouci hat sie nie betreten. In seinem Testamente sorgte Friedrich, daß ihr alle Ehrfurcht erwiesen werde, die sie „durch ihre unerschütterliche Tugend verdiene“. Und doch hatte Elisabeth in jungen Tagen das Leben in Rheinsberg mit ihm getheilt, wo Lustbarkeit und Scherz sich vielfach in Maskeraden und sinnreichem Komödienspiel ergingen. Man weiß nicht, ob Friedrich die Gattin dort nur aus Furcht vor dem königlichen Vater duldete. Diese Furcht vor Friedrich Wilhelm war im

Sohne nach und nach zur wahr und aufrichtig empfundenen Ehrfurcht erwachsen, zumal seit dem Anblick des bürgerlichen Segens, den der König als getreuer Hausvater über verarmte und verwahrloste Länderstrecken im Osten des Reichs zum Glück Tausender zu verbreiten wußte. — Das beste Vernehmen zwischen Vater und Sohn stellte sich dauernd fest, seitdem der Prinz sich als Soldat eifrigst der Fürsorge für sein Regiment in Ruppin befließ. Des Vaters Soldatenliebberei kam ihm als König wahrlich gut zu staten; die Riesengarde schaffte er zwar ab, aber die gewissenhaft geschulte „Potsdamer Wachparade“ that, sobald das Feuer seines Geistes sie beseelte, im Sturmwind seiner Feldzüge ihre guten Dienste, und er pries im Anblick der Wunder der Tapferkeit, die seine Garden übten, den oft gescholtenen Vater oft und laut noch im Grabe, auch als er seine Denkwürdigkeiten schrieb. Kriegerischer Sinn erwachte noch mehr in Friedrich beim Besuch des österreichischen Feldlagers, wo er den Prinzen Eugen begrüßte; seine „Ode an den Ruhm“ schrieb er in jener Zeit. Sonst war das Rheinsberger Leben dem Studium gewidmet. Friedrich las die antiken Schriftsteller, namentlich die Geschichtschreiber, freilich nur in französischer Sprache; auch des deutschen, von seinem Vater aus Halle vertriebenen Philosophen Wolff Logik, Moral und Metaphysik ließ er sich erst ins Französische übersetzen, um sie verstehen zu können. Das fremde Idiom war ihm für seine Gedanken und feineren Empfindungen, für seine Aufklärung und Erkenntniß leider allein das für ihn

zugängliche. Damit blieb ihm denn neben der Kost der französischen Küche der tiefe Brunnen antiker Poesie verschlossen; er setzte die Henriade über Homer, Virgil und Tasso, ja ihm war nach eigenem dreisten und offenen Geständniß „Ein Gedanke in der Henriade“, die er ganz auswendig wußte, „mehr werth als die ganze Iliade.“ In Racine's Mithridat und Voltaire's Oedip spielte er mit Komödie. Im Studium Bayle's und Voltaire's ward er zum entschiedenen Skeptiker, der Cultus des Philosophen von Fernel ward seit 1736 auf dem Tusculum des Prinzen zu Rheinsberg systematisch betrieben. Die Bewunderung desselben verstieg sich bis zur Schwärmerei; Friedrich schrieb in jener Zeit an Voltaire: „Sie haben keinen andern Fehler als daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind.“ Dabei blieb aber doch, selbst in französischer Vermittlung, vom Umgang mit den Geschichtschreibern, Staatsmännern und Philosophen Griechenlands und Roms genug übrig, um Friedrich's Geist zu schulen, so daß sein ehernes Charakterbild sich dreist an die Gestalten der antiken Welt stellen kann. Jordan, früher reformirter französischer Prediger, war sein Lector und Bibliothekar, Fouqué, der Getreue, und Guichard (Quintus Scilius) die militärischen Genossen des Rheinsberger Hofes, Graf Algarotti kam ab und zu, die Gebrüder Graun leiteten die Concerte, Knobelsdorf, der spätere Erbauer des Berliner Opernhauses, verschönerte und erweiterte das Schloß. Allen Gottheiten ward in Rheinsberg geopfert, schreibt Baron Bielsfeld, nur der Diana nicht; er schilt den Prinzen

so gar mauvais cavalier et chasseur; — en revanche il aime la lecture, la musique et la bonne chère. Sein Studium der antiken Geschichtschreiber und Staatsmänner war in Rheinsberg jedenfalls das gründlichste; das beweisen seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems“ und sein „Anti-Machiavell“, diese Vertheidigung der Humanität als bestes Mittel, über Menschen zu regieren.

In Friedrichs französischer Jugendbildung war Manches Phrase; erst der Sturm der Prüfung, der den Mann schüttelte, streifte die Glittern ab. Je mehr aber der Kern seines Wesens zum Vorschein kam, desto mehr brach sich deutsches Element in ihm Raum, ja desto ähnlicher ward er seinem Vater, selbst im Jähzorn, in den übertriebenen Forderungen an Andere, im straffen Ordnungssinn, der überall prüfte, musterte und besserte, auch im unbeugsamen Rechtsgesühl, das freilich oft genug in despotische Rechtthaberei umschlug, auch im Hang zur Sparsamkeit, der ebenfalls bei ihm auf Momente bis zum Geiz stieg. Auf diesen spartanischen Tugenden errichteten aber die Hohenzollern überhaupt ihren Staat, und Friedrich wurde trotz seiner Schulung in französischem Esprit immer mehr ein Mann vom Schlage der Seinen. Selbst in seinen Scherzen war vielleicht auch schon der Sohn Berlins, nicht bloß der Schüler Voltaire's erkennbar. Es war ein achtundzwanzigjähriger König, der bei der Abreise nach Königsberg an diesen seinen Lehrer, den Hoch- und Großmeister der Aufklärung, schrieb: „Ich reise jetzt

nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat.“ Nach den doch dabei nöthigen Förmlichkeiten fragte er den Ceremonienmeister, ob er seine Sache gut gemacht. O ja, Sire, — lautete dessen Antwort, — aber Einer machte es doch noch besser. — Und Der war? — Louis XV. — Ich aber kenne Einen, der es noch besser machte als König Louis. — Und Der wäre? — Der Schauspieler Baron, sagte Friedrich spottend. — Fast wie ein gamin Berlins, schreibt er beim Ausrücken zum ersten schlesischen Kriege an Jordan: „Schreib’ mir doch alles Possierliche, was man von mir sagt, denkt und thut. Berlin soll jetzt aussehen wie Frau Bellona in Kindesnöthen; hoffentlich wird sie ein hübsches Frächtchen zur Welt bringen und ich durch einige kühne und glückliche Unternehmungen das Vertrauen des Publicums gewinnen.“

In der That, war ihm auch allen Ernstes an der öffentlichen Meinung gelegen; schrieb er doch eigenhändig in der Spenerschen Zeitung seine „Briefe an das Publicum“, welche die diplomatischen Umtriebe der Zeit ergötzlich verspotteten. Seine Wize über das Regiment der „drei Unterröcke“ in Paris, Wien und Petersburg wurden europäisch ruchbar. Je älter er ward, desto mehr guckte aus dem französischen Schliß seiner Wendungen nicht bloß die Berliner Munterkeit, sondern deutsche Grobheit hervor; wie die Welt ja auch bekanntlich von ihm erfuhr, welche vier Wörter das beste,

d. h. das deutscheste Deutsch seien. Im persönlichen Verkehr bekam er seinen Lehrmeister im Witz bald satt; „ich erstaune über Ihre Unverschämtheit“, schrieb er 1752 an Voltaire nach dem Proceß mit dem Juden Hirsch wegen unächter Diamanten und Voltaire's Aufkauf sächsischer Steuer-scheine, die der Kammerherr des Königs als preußischer Untertthan sich zum Kennwerth bezahlen ließ. „Für Ihre Werke verdienen Sie Statuen, für Ihr Betragen Ketten“, sagte ihm Friedrich sehr einfach deutsch, ehrlich und gutmüthig. Voltaire hatte seine „Geschichte des Doctor Akafia“ gegen sein gegebenes Versprechen drucken lassen. Friedrich konnte den Präsidenten seiner Akademie, Maupertuis, gegen den die Satyre ging, nicht öffentlich preisgeben lassen; der Henker verbrannte also die Schrift auf den Märkten Berlins, auch auf dem Gensdarmenmarkt (Charlottenstraße 20) vor den Fenstern des vor Aerger wüthenden Poeten. Voltaire hat sich boshaft gerühmt, des Königs schmutzige Wäsche waschen zu müssen. Friedrichs Französisch war in der That orthographisch nicht ganz makellos, wenn auch nicht so schlecht wie sein Deutsch. „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr nöthig haben“, sagte Friedrich; „man drückt die Orange aus und wirft die Schaale fort.“ Witz und Anekdoten machten den König bald genug zum Liebling der Welt; der Kladderadatsch ging damals ohne Druck von Mund zu Mund. In Paris stieg des Königs Ruhm mit seinen „Kalenburgern“ über Gott und Welt; das englische Volk aber begann ihn zu vergöttern, weil er seine raschen Wortspiele mit eben so

schnellkräftigen Thaten im ernstesten Spiel der Waffen besiegelte. Das ganze Zeitalter schien wüthig werden zu wollen, wenn auch oft ungesucht und unverschuldet. Der alte Desfauer betete vor der Kesselsdorfer Schlacht, ohne einen Witz machen zu wollen, in höchster Noth: Lieber Herrgott, steh' mir heut gnädig bei, oder willst Du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde, nicht und sieh' ruhig zu, wie's kommt!

Der Zufall, ein Hauptfactor im reizenden Blödsinn des Witzes, machte in dem kaiserlichen Erlaß vom Aufgebot der Reichstruppen durch die Gunst eines Druckfehlers aus der „eilenden“ Reichsarmee eine elende. Friedrich war scherz- und schalkhaft bis am Tage von Kollin; hart am Abgrunde und im scharfen Anblick des Untergangs hatte der Witz für ihn ein Ende, der ernste Kern seines Wesens legte sich erst von da ab in ihm bloß, und seine von den Zeitgenossen schon früher ausposaunte Größe beginnt für uns erst mit dieser seiner Niederlage.

Als er den Thron bestieg, wußte noch niemand, was man von ihm halten und denken sollte; niemand ahnte, wie weit dieser mit allen Anzeichen sanguinischer Reckheit, Laune und Willkür sich ankündigende Charakter ausreichen und stichhaltig sein werde. Der königliche Philosoph von Sanssouci konnte vielleicht der weise Salomo des Nordens werden, ohne seine Monarchie um eine Provinz mehr zu vergrößern. Konnte er nicht daran arbeiten, Deutschland durch eine Reform friedlich umzugestalten? Dann freilich wurde

er nicht der Sieger in 14 Feldschlachten, er wurde dann freilich, als bloßer Friedensfürst, der die Aufklärung auf den Thron setzte, nicht der gefeierte Held des Jahrhunderts, das zum Theil auf eigene Kosten ihn bewunderte und beklatschte; der Glaube an ihn mußte für die Welt Glanz, Lärm und Schimmer haben. Das gesammte heilige römische Reich deutscher Nation neu zu gestalten, lag auch gar nicht in seinem Sinn und Gelüsten, im Gegentheil, er benutzte dessen Zerfallenheit für Preußens Größe um jeden Preis. Es lag ihm nicht am Concert, nicht an der Musik im Ganzen, auch nicht an der Flöte, wie Quanz bemerkte, nur an seiner Flöte. Und die hat er denn freilich gespielt mitten in der Disharmonie des europäischen Orchesters, wenn es auch mehrmals klang, als blies er auf dem letzten Loche.

Die Streitfrage über Preußens Rechte wider Oesterreich ist oft erörtert worden. Habsburg hatte Brandenburg seit lange schlecht behandelt, mehr noch geringschätzig als treulos. Der große Kurfürst hatte auf Ostfriesland die Ansprüche bestätigt erhalten, aber Vorpommern dafür aufgeben müssen; der Kaiser wollte an der Ostsee keinen „König der Wenden“ aufkommen lassen. Für gute Dienste gegen die Türken und in den Schanzen vor Turin war denn doch die Anerkennung des Titels „König in Preußen“ erlangt. Den Ersatz für Ansprüche auf schlesische Fürstenthümer, den Schwiebuser Kreis, hatte der neu gemachte König Fried-

rich I. wieder abtreten müssen, seinen Nachfolgern überlassend, ihr Recht zu wahren. Wegen der Ansprüche auf Jülich und Berg war Preußen von Oesterreich zweizüngig behandelt, wo nicht gar entschieden betrogen. „Ein Rächer wird aus meinem Staube erstehen!“ und: „Da steht Einer, der mich rächen wird!“ Diese Worte, von der Tradition aufbewahrt, erklangen wie Echorufe in der Brust junger Erben, — selbst wenn auch Hr. Onno Klopp sie als historisch bezweifelt. Eingeräumt aber, Oesterreich habe sich hinsichtlich der jülichischen Erbfolge zweideutig erklärt, und den Anspruch auf schlesische Fürstenthümer als rechtlich begründet zugegeben: so blieb Friedrich doch nicht innerhalb der Grenzen dieser Anklagen und Forderungen stehen, und die Art und Weise, wie der jugendliche Monarch beim Regierungsantritt mit dem Wiener Hofe um Entschädigung förmlich feilschte, Geld bot, prahlerische Zusagen seiner Hülfsleistungen gab im Falle der Willfährigkeit, und die Verlegenheiten der Tochter Kaiser Karls VI., und den Zweifel an dessen pragmatischer Sanction benutzte: das erschien und erscheint noch heute den billig Denkenden als kleinlicher Eigensinn, frevelhafter Uebermuth und nackter Egoismus. Erst die geniale Schnellkraft, die charakterstarke Bähigkeit, womit er seine rechtlich schwankenden und launenhaft gestellten Forderungen festhielt und durchführte, versöhnte mit seinem anfänglichen Auftreten, das unter seinen Zeitgenossen selbst entschiedene Bewunderer seines Talents, wie der englische Gesandte Mitchell, als tadelnswerth rügten. Ein zweiter

Engländer, Mr. Hyndford, sah in des jungen Fürsten „unersättlichem Ehrgeiz“ Gefahr für die Freiheiten Deutschlands, ja für die Ruhe Europa's. Wie Friedrich in seinen Vorschlägen zum friedlichen Ausgleich „einen guten Theil Schlesiens“ forderte, diese Wendung nach den Ereignissen und Glücksfällen höchst dehnbar offen lassend, entfuhr diesem Berichterstatter der Ausruf, im Könige stecke „mehr von einem chicanirenden Advocaten als von einem Helden“; auch fürchte Friedrich sich „mehr vor Rußland als vor Gott“. Wie dem auch sei, und wie die ersten Versuche Friedrichs, sich mit „alten Ansprüchen“ in den Vorgrund der europäischen Bühne zu drängen, beurtheilt werden mögen: der siebenjährige Krieg erst, der ein europäischer ward, entfaltete in Gefahr und Todesnoth die ganze Macht in Friedrichs Wesen und konnte auch in den Beweggründen zum Beginn des neuen Kampfes die billig Denkenden und die rechtlich Fühlenden auf Seite des Bedrohten stellen. Es schien Thatsache, daß die Höfe sich verschworen hatten, sich in die Provinzen Friedrichs zu theilen; nicht bloß Schlesien sollte zurück an Oesterreich, Ostpreußen sollte an Rußland, Magdeburg an Sachsen fallen, und Friedrich hatte, Dank dem Dresdener Kanzellisten Menzel, die Schriftstücke dieser Verhandlungen in Händen. *J'atteste le ciel*, schrieb der König an Mr. Mitchell, *que je ne connais d'autre moyen de me tirer d'un pas aussi difficile, qu'en le prévenant*, und nicht, wer den ersten Schlag führe, könne als Angreifender betrachtet werden, sondern, wer diesen Schlag nothwendig

und unvermeidlich mache. Erst mit und in dem dritten schlesischen Kriege rechtfertigte Friedrich seine leichtfertige Reckheit, den ersten begonnen, und sein Glück, auch den zweiten zu seinem Vortheil geführt zu haben. Das Recht seiner Ansprüche war buchstäblich zweifelhaft; und wenn es nicht Schlessien war, zu welchem er griff, so hätte ein anderes Stück Erde den Schauplatz abgeben müssen, seinen jungen kühnen Muth zu entfalten. Sein Geständniß an Jordan ist vollgültiger als alle Versuche, juristisch seinen Landfriedensbruch zu decken. Er schrieb den 3. März 1745: *J'aime la guerre pour la gloire; mais si je n'étais pas prince, je ne serais que philosophe. — Mon age, le feu des passions, le désir de la gloire, la curiosité même, pour ne te rien cacher, enfin un instinct secret m'ont arraché à la douceur du repos que je goutais, et la satisfaction de voir mon nom dans les gazettes et en suite dans l'histoire m'a séduit.*

In den ersten beiden schlesischen Kriegen machte Friedrich seine Schule. Man kann sie bloße Feldzüge nennen, auf welche sofort bei der mangelhaften Gegenrüstung Oesterreichs statt Waffenstillstände Friedensschlüsse folgten. Seine fünf Siege waren leicht errungen, ebenso seine ersten Triumphe, die ihm im Lager zu Strehlen die Gesandten halb Europa's staunend und bewundernd darbrachten. Bei Molwitz erschocht die unter seinem Vater eingeübte Fußgarde den Sieg; seine Reiterei war herzlich schlecht und mußte sich erst an der österreichischen schulen. Bei Hohenfriedberg, im zweiten Feld-

zuge, zeigte sie schon, was sie vom Feinde gelernt. Friedrich selbst begann seine Feldherrnlaufbahn ebenfalls als Dilettant. Bei Sorr, sagt er, hätte ich geschlagen zu werden verdient, nur die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tüchtigkeit meiner Truppen hat mich davor bewahrt. Schon mit dem Dresdener Frieden (1745) begrüßte ihn die Welt, wenigstens die Berliner, als Augustus und als Magnus. In einer poetischen Epistel setzte er 5 Jahre später seinen Soldaten, denen er Alles zu danken hatte, ein Ehrendenkmal, und in seiner *Histoire de mon temps* sagt er: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.“ Und die Tüchtigkeit der deutschen Faust, die das Raffinement des französischen Helden und Freidenkers in Scene setzte, war ächt deutsche moralische Kernkraft und eine Tugend der Gesinnung, die er oft genug als „ludesque“ verachtet und verspottet. In der Zeit vom zweiten zum dritten Kriege begannen die Arbeiten seines Friedenswerkes, meistens freilich nach französischer Chablone. Sein nächster Kreis bestand aus Franzosen. An Jordans Stelle trat als Busenfreund Marquis d'Argens. Die beiden Briten Marishal gehörten zu den Besten seines vertrauteren Umgangs. D'Alembert konnte nicht dauernd gewonnen werden. Als ihn Voltaire's Eitelkeit, Bosheit und Habgier endlich zurückschreckte, rief er seufzend: „Wie kann eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein!“ — Die Cultur des Herzens ist freilich eine andere als die des esprit. Friedrich war nicht blind über

Voltaire, aber seine Bildung war ein Product dieses Kopfes und er entschuldigte sich vor sich selbst, wenn er sagte: „Ich will kein Französisch wissen; was geht mich seine Moral an!“ — Ein sehr verfänglich Wort im Munde Friedrichs, verfänglich für einen König und für den Menschen in ihm.

Zur Ueberraschung für ganz Europa eröffnete Friedrich, ebenfalls ohne Rathgeber und fast ohne Bundesgenossen, gegen Ende August 1756 den dritten schlesischen Krieg. Den Streitkräften Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands, Schwedens und eines großen Theils vom deutschen Reiche gegenüber, nahm er den Kampf auf. Mit den Hülfsmitteln eines Staates von 5 Millionen Menschen trat er der Verbindung jener Staaten von 80 Millionen entgegen, sie nur an Kühnheit des Willens überflügelnd, im Unglück durch die zähe Standhaftigkeit seines Geistes, in der Verzweiflung durch die erfinderische Reckheit der höchsten Wagnisse die Welt zur Bewunderung hinreißend. Mit der Veröffentlichung der geheimen Acten der drei großen Höfe lieferte er den Beweis, daß diesmal das Recht der Selbsterhaltung auf seiner Seite war, und noch ehe sie einig waren über Ausführung ihrer Entschlüsse zu seiner Erniedrigung, stand er mit seinen Heeren im Mittelpunkt des kriegerischen Schauplazes. Die Erbitterung der edlen Maria Theresia, die ihr Schlessien nicht verschmerzen konnte, war gegen „den bösen Mann“ ebenso stark als der Haß der russischen Elisabeth und der französischen Pompadour, die sich Beide, per-

fönlich durch seinen übermüthigen Spott beleidigt, zum Bündniß mit Oesterreich vereinigten. Es lag aber weder in Frankreichs noch in Rußlands Absichten, in der Demüthigung Preußens Oesterreich einen Dienst zu leisten. Die geheimen Bündnisse zwischen den drei Hauptstaaten des europäischen Festlandes hatte allerdings der gegenseitige Vortheil dictirt, aber die gegenseitige Eifersucht entkräftete sie wieder. Preußens Verkleinerung war nur sehr nebenbei ins Auge gefaßt, und nur für den Fall, daß Friedrich seinerseits Krieg anfangen und von neuem die Ruhe in Deutschland stören werde. Frankreich hatte sich mit Oesterreich verbündet, um sich im Kampf gegen England den Rücken zu decken, mit Rußland, um dieses nicht allzutief sich mit Oesterreich verbrüdern zu lassen. Auch war es am Hof zu Versailles nur die Partei der von Maria Theresia geschmeichelten Pompadour, die es betrieb, den Buchstaben des Vertrags zu erfüllen und Oesterreich, falls es angegriffen sei, Hülfstruppen zu stellen. Ernstlich war es den drei Cabinetten nicht darum zu thun, einander zu nützen, vielmehr nur sich gegenseitig zu hindern, daß die eine mit Hülfe der andern zuviel Vortheil gewänne. Hierin liegt das Geheimniß in der Führung des Kriegs gegen Friedrich, keineswegs bloß in der gerühmten „Wunderkraft“ seines Heeres, so sehr auch seine Heldenthaten den Gang des Krieges kreuzten, die bewundernswürdige Kühnheit seines rastlosen Geistes die halben Entschlüsse der Gegner noch mehr entkräftete. Die schlechten Feldzüge des französischen Heeres können gar nicht nach den Regeln

des Krieges beurtheilt werden. Die Cabalen der Höflinge von Versailles hinderten eine bessere Führung, und auf russischer Seite waren Anfangs die Eifersucht der Feldherrn gegen die österreichischen Generale, dann der Thronwechsel in Petersburg Beweggründe zur Schonung und endlichen Rettung Friedrichs, während unter den Reichstruppen unterschiedene Sympathie für die Sache und für die Person des preussischen Königs die Lässigkeit in der erzwungenen Führung des Krieges erklärlich macht. Nur in Wien hatte man in erster Linie an Rache gegen Friedrich gedacht, und Fürst Kaunitz keine Scheu gehegt, die abgeseimtesten Ränke zu spinnen, um Friedrich zu einer Uebereilung zu reizen; denn nur sobald er angriff, trat der Buchstabe der Schutz- und Trugbündnisse mit Frankreich und Rußland in Kraft. Kaunitz soll sogar den russischen Großfürsten veranlaßt haben, dem Könige heimlich eine Verschwörung der drei Höfe zu seinem Untergange zu verrathen, eine Verschwörung, die im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht vorhanden war, während die Furcht vor einer solchen Preußen in Harnisch jagen konnte. Dies gelang und Kaunitz hoffte, des Königs Vermessenheit werde ihn sicher stürzen. Mit fast knabenhaftem Fürwitz hatte Friedrich nach Schlesien die Hand ausgestreckt und es war ihm zweimal gelungen, die träge Masse Oesterreich zu überlisten; das dritte Mal sollte das gewagte Spiel des Uebermuths tragisch für ihn enden, die Gewalt der Masse von drei Seiten ihn erdrücken. So war Kaunitz' Gedankengang. Er täuschte sich aber, oder überwand nicht

die Hindernisse, dem kühnen Gegner einen entschlossenen General mit gleich ungebundener Vollmacht ins Feld zu stellen. Marschall Daun, von Natur und Ueberzeugung ein Cunctator, war zugleich noch abhängig vom Hofkriegsrath zu Wien, dessen Entschließungen und Befehle von Kaunig's Ränken, von Maria Theresia's Wünschen und von den Einflüssen des Erzherzogs Joseph gekreuzt wurden. Nur Friedrich war unumschränkt Herr über seine Mittel und Kräfte, unverantwortlicher Gebieter in seinem Thun und Lassen, er allein konnte und mußte Alles an Alles setzen, er allein durfte Va banque spielen, um das Letzte an das Höchste zu wagen. Wie weit, als er den Krieg begann, die Vermessenheit seiner Gedanken ging, läßt sich kaum ermitteln. „Mit weniger eignem Volk und Bundesgenossen zertrümmerte Alexander den persischen Staat!“ Dies war zu Anfang sein Wort voll fecker Zuversicht. Die Schlacht bei Kollin setzte ihm Schranken und der Tod seines Lieblings Winterfeld besiegelte das Geheimniß der Pläne, die eine Aufwiegelung der Ungarn umfaßten, um auf den Wällen Wiens den Frieden zu dictiren, wie Friedrich in einem Schreiben an Maria Theresia selbst andeutet, nur jene verlorne Schlacht habe ihn abgehalten, ihr in Wien den Besuch zu machen. Stand dieser feckste aller Pläne fest und klar vor Winterfelds Seele, oder dämmerte er in Friedrichs Entwürfen: wenn er gelang, dann war der neue Gustav Adolph, der protestantische Kaiser der Deutschen fertig und eine Neugestalt Germaniens begann unter dem neuen Cäsar Augustus. Der Tag von

Kollin begrub diese mögliche Perspective, und alle nachfolgenden Siege Friedrichs konnten nicht verhindern, daß der Krieg sich immer mehr auf seine eigenen Staaten zusammenzog, und die hochfliegenden Plane damit endeten, nur blickweise auf einzelnen Punkten schmetternd vorzudringen, um sich schließlich in der Vertheidigung hinzustricken. Seine glänzendsten Siege schienen Friedrichs Untergang nur verschieben, nicht hindern zu können, bis das Schicksal es müde wurde, ihn über die Fehler seiner Gegner triumphiren zu lassen, und die launenhafte Gunst des Zufalls seine Rettung herbeiführte. In der Macht der allgemeinen Verhältnisse lag es, daß Friedrich und Preußen nicht untergingen; Friedrichs Größe besteht nicht darin, daß es ihm gelang, aus dem dritten seiner Kriege siegreich hervorzugehen, sondern in der unermüdlichen Schwungkraft seines Geistes dicht am Rande des Abgrunds. Beleuchten wir am Gange dieses dritten Krieges die Momente, wo Tod, Nacht und Verzweiflung die Flügel um ihn schwingen.

Friedrich überraschte durch die Schnellkraft in der Ausführung seiner Plane; sein „Prävenirespielen“ wurde im Munde der Oesterreicher sprichwörtlich. Auf die schnelle Besitznahme Sachsens folgte die Unterwerfung des kurfürstlichen Heeres, sein Sieg bei Lowositz in Böhmen jesselte an seine Fahnen von neuem den Glauben an seine Unüberwindlichkeit. Oesterreich stellte ihm jedoch ein Heer entgegen, wie selbst die alten Krieger aus der Zeit des Prinzen Eugen ein gleich stattliches nicht gesehen. „Es sind nicht mehr

die alten Oesterreicher!“ hat der König gleich beim ersten Zusammentreffen in diesem Feldzuge geäußert. — „Was würde Er mit solcher Macht leisten!“ raunten sich die kaiserlichen Weißbröcke in die Ohren. „Den Teufel aus der Hölle jagen!“ flüsterten Einige. „Oder uns mit seinen Truppen hinein!“ murmelten Andere. So focht die gute Meinung schon für ihn auch in den Reihen der Feinde. General Brown hatte vor der genialen Dreistigkeit, mit der Friedrich den Feldzug eröffnete, die Besonnenheit verloren; der Prinz Karl von Lothringen, Maria Theresia's Schwager, ein ritterlich jovialer Soldat, trat an seine Stelle. Statt Friedrichs Vereinigung mit Schwerin zu verhindern, faßte er Fuß auf den Höhen von Prag, um die Fortschritte des Gegners zu hemmen. Friedrichs Stärke und Liebhaberei aber war der Angriff. Ein Hauptschlag war ihm nöthig, und Eile that doppelt noth, weil Daun mit einem zweiten Heere anrückte. Somit schlug er die feste Stellung des Feindes und die Schwierigkeiten der weichen, schlammigen Bodenbeschaffenheit zum Angriff gering an und gab dem alten Schwerin kaum Zeit, in Eilmärschen heranzurücken. Es galt, durch Wiesen hindurch, welche sich als entwässerte Teiche ergaben, die Prager Anhöhen zu erstürmen: das österreichische Geschütz warf die stürmenden Fußtruppen des Königs schaarenweis hin, aber deren energische Tüchtigkeit schien kein Hinderniß zu kennen. Prinz Karl, in wilder Aufregung, war von einem Brustkrampf erfaßt, Brown zerschmetterte eine Kanonenkugel das Bein; aber auch Wintersfeld, des Königs Liebling,

ward verwundet, und die Ueberlegenheit der feindlichen Massen schien den bravsten Muth überflügeln zu wollen, bis der 73jährige Greis Schwerin die Fahne seines Regiments ergriff und die wankenden Grenadiere von neuem ins Feuer führte. Fünf Kartätschen durchbohrten ihn, aber über seine Leiche hinweg erstürmten die Preußen die Höhen und erzwangen den Sieg; nur die Mauern Prags deckten die Fliehenden. „Eine wahre Heroenschlacht!“ sagt Friedrich in seiner Geschichte des Krieges, so mörderisch, wie kaum eine zweite im ganzen Jahrhundert, außer der Ungleichheit der Kräfte und der Stellung noch dadurch denkwürdig, daß in der Verwirrung, die bei den Preußen einriß, auf dem schwierigen Boden fast jedes Regiment auf eigne Faust eine Schlacht für sich schlug. So theuer erkauft der Sieg war, so steigerte er doch des Königs Zuversicht, allein diese Zuversicht stieg bis zur vermessenen Selbstüberhebung. Er glaubte die Unterwerfung Prags rasch ertrogen zu können, ehe der geschlagene Feind sich aus der Betäubung erholte. Aber Daun rückte langsam mit neuen Heersäulen, wie eine schwere Gewitterwolke heran. Friedrich eilte ihm stehenden Fußes entgegen, er vermaß sich, den trägen Gegner abermals überraschen und den Wiener Hof ebenso rasch zum Frieden zwingen zu können. Daun hatte bei Kollin dasselbe doppelte Uebergewicht, das der Zahl und der gedeckten Stellung. Des Königs scharfer Feldherrnblick hat sich vielfach glänzend erprobt, aber die Verwegenheit seines dämonischen Eigensinns war zeitweis doch noch größer, und „der Erfolg“, schrieb er

bald darauf an den befreundeten Lord Marishal, „flößt oft ein schädliches Vertrauen ein.“ Prinz Moriz von Dessau widerrieth den Angriffsplan des Königs, er widersetzte sich dem Befehl der Ausführung wiederholt; da trat Friedrich mit gezogenem Degen auf ihn zu, in wildem Zorn ihn anherrschend, ob er gehorchen wolle. Die preussischen Grenadiere wurden beim Ansturm förmlich zermalmt; einem wiederholt zurückgeworfenen Haufen, der nicht von neuem vorwärts konnte, schrie der König das ewig denkwürdige, mit Homer zu reden, das besflügelte Wort zu: „Wollt Ihr Racker denn ewig leben?“ — „Für 15 Groschen, Friße, ist's heute genug!“ entgegnete ihm, wie die Sage geht, ein Grenadier. Auch das Wort eines Adjutanten: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ datirt von Kollin, wo der König mit gezogenem Degen eine neue Colonne ins Feuer zu führen sucht, während diese hinter ihm und um ihn her zerfliehet.

Der 18. Juni 1759 erschütterte zuerst den Glauben an Friedrichs Unbesiegbarkeit. Europa's ausgelassener Jubel über Friedrichs Thaten stockte. Eine entschlossene Verfolgung des Sieges von Seiten der Oesterreicher oder eine zweite Niederlage der Art hätte Friedrichs Untergang herbeigeführt; so rasch waren seine äußern Hülfsmittel erschöpft. In ihm selbst aber wandelte sich der Uebermuth seines hochfahrenden Sinnes seit jenem Tage in die Demuth einer erschütternden Selbsterkenntniß. Das Mißgeschick, verschuldetes und unverschuldetes, mußte sich erst häufen, um Friedrichs Haupt zu beugen. Der unglückliche Rückzug des

Prinzen von Preußen hatte ihn noch so in Zorn gesetzt, daß er sich ehrenrührige Beschimpfungen erlaubte. Seit der Scene mit Prinz Moriz von Dessau hat der König nie wieder in offener Schlacht den Degen gezogen; er schien sein eignes heißes Blut zu fürchten. Aber auch sein Wort konnte tödten, sein Blick vernichten. Gebeugt von der erlittenen Kränkung zog sich August Wilhelm in die Stille zurück und überlebte nicht lange die unverschuldete Schmach. Friedrichs Anforderungen steigerten sich mit der Häufung der Schwierigkeiten; die Spannkraft, die ihn selbst in die Höhe schneelte, setzte er auch bei Andern voraus: dies machte ihn hart und ungerecht gegen die treuesten Vollzieher seines Willens. Und er konnte hart sein selbst in ruhiger Verfassung; den edlen, hochherzigen Bürger Gogkowsky ließ er in Armuth umkommen.

Auch von den Russen, auch von den Franzosen an der Weser wurden seine Truppen geschlagen, die Schweden brandschatzten Pommern und die Mark, die Oesterreicher besetzten ganz Schlesien, General Hadik überfiel selbst Berlin und trieb die königliche Familie zur Flucht, während Friedrich den Tod seiner Mutter, den Verlust seines Lieblings Winterfeld betrauerte. In dieser Trübsal kam er zu der Kraft der Selbstüberwindung, stählte sich sein Herz, erstickte der dämonische Kegel des Eigensinns, der das Unmögliche zu ertrogen, das Schicksal tollkühn herauszufordern schien. Von klarer Sicherheit, ohne die Prahlereien im Gefolge des Gefühls der selbstgewissen Kraft, strahlen seine folgenden Thaten. In

jenen Stunden der Einklehr und Buße reifte der Stoicismus seiner Seele. Was er bisher philosophirt, war oft nur angelernte Phrase gewesen; jetzt erst kam, was ächt in ihm, zum Durchbruch, und seine Briefe und Gedichte bezeugen von nun an, wie fest, sicher und ruhig er sich und die Dinge der Welt übersah, nachdem er dem Untergang ins Auge geblickt. „Was fehlt mir noch“, schreibt er an d'Argens, „um nicht in der Lage des betrübteten Hiob zu sein? Die Philosophie, mein Theurer, ist gut, um vergangene und künftige Uebel zu mildern; aber sie wird zu Schanden durch gegenwärtiges Unglück.“ Er gesteht sich ein, daß das Gefühl im Menschen doch mächtiger ist als der kalte Verstand. Lucrez beschäftigt ihn, er hat den dritten Gesang des Gedichts „vom Untergang der Dinge“ gelesen und wieder gelesen; er findet darin die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Uebels, aber auch vom Unnützen der Heilmittel. Linderung für seine Schmerzen gewähre ihm nur die tägliche Arbeit, zu der er verpflichtet ist, und die fortwährende Zerstreuung, die ihm die Zahl seiner Feinde macht. „Wäre ich bei Kollin getödtet“, schreibt er, „so befände ich mich gegenwärtig in einem Hafen, wo ich die Stürme nicht mehr fürchten würde. Jetzt muß ich noch auf diesem stürmischen Meere fahren, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Glück verschafft, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können.“ — An seine geliebte Schwester Wilhelmine schreibt er nach Baireuth: „Nur eine Freistatt, nur einen Hafen find' ich, in des Todes Armen.“ Und an d'Argens um dieselbe Zeit: „Um meine

Qualen zu enden, so wie die Armen im Kerker, die des feindlichen Geschickes müde, den Henker, der sie quält, täuschen und ihre Fesseln edel zerbrechen: zerreiß' auch ich — was kümmern mich die Mittel? — das unglücksvolle, feingewebte Band, das meinen Geist an diesen Körper, welchen der Gram zernagt, schon allzu lange fesselt.“ Er studierte förmlich seinen Seelenzustand, bis dieser ihm gleichsam objectiv ward und er sich über Leben und Tod ruhig und erhaben fühlte. Augenzeugen berichten, wie er spät in der Nacht nach dem Tage von Kollin, in seinem Zimmer auf- und abgehend, mit lauter Stimme Racine's Mithridat sich vordeclamirte, das Loos dieses unermüdlichen Kämpfers gegen Rom sich vorhaltend, der, besiegt, durch Gift zu enden beschließt. In Versen schrieb er an Marquis d'Argens die Epistel über seinen Tod; sie datirt vom 22. September jenes verhängnißvollen Jahres. „Wie schlecht auch meine Verse sein mögen“, gestand er einer seiner Schwestern, „sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst.“ Es war am Abend jenes Tages, als er den Abbé de Prades rufen ließ, der ihm seine Gedichte vorlesen sollte. Derselbe las ihm aber zu kalt, zu gefühllos; somit entriß er ihm das Blatt und trug sie selbst laut vor mit einem Ausbruch der Leidenschaft, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Friedrich war entschlossen, im Fall der höchsten Noth zur Giftflasche zu greifen. Aber diese höchste Noth mußte ihm ruhig und fest als Nothwendigkeit entgegentreten; er war entschlossen, nicht ehrlos aus diesem Streit hervorzugehen,

nicht unwürdig zu enden. „Nachdem ich“, schrieb er dem Vertrauten, „meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter dem Staate geopfert habe, wird mir freistehen, meine letzten Augenblicke für mich selbst übrig zu haben.“ Gerieth er in Gefangenschaft, so hatten seine Gegner damit die günstigste Gelegenheit, Preußen, wo nicht zu unterdrücken, doch auf ein Nichts zurückzudrängen. Diesen Fall hatte er vorausgesehen und in diesem Falle sah er die Nothwendigkeit, freiwillig zu enden, um seinem Nachfolger freie Verfügung über den Staat zu hinterlassen. Schon im August sagte er beim Abschied von seinen Generalen, er wäre verloren, auch wenn sie neue Siege erfekten würden, und im October gestand er seinem Bruder Heinrich, sein Entschluß sei gefaßt. Er wollte sich krank stellen und sich noch vor seiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Prinz Heinrich sollte alle seine Angelegenheiten in die Hand nehmen, das Heer dem Prinzen von Preußen den Eid der Treue leisten. Er selbst sei persönlich der Gegenstand des Hasses von ganz Europa; deswegen wolle er sich dem Wohle seiner Staaten opfern; „der Zustand“, in dem er sich befinde, sei „nicht länger zu ertragen“, sei „schlimmer als der Tod.“ Er zählte damals erst 45 Jahre, aber die Reife des Greisenalters drängte sich rasch ein in die Thatlust des vollkräftigen Mannes. Die Calvinische Vorherbestimmungslehre, gegen die er sich in seiner Jugend im Hause des Vaters so entschieden gesträubt, setzte sich jetzt als antiker Stoicismus in ihm fest. Die frivole Desperation der Franzosen und ihr: *Après nous le*

déluge! läuft freilich mit dem Lucrezischen: Nichts nach uns! auf Eins hinaus. Aber was bisher in Friedrich Schulübung gewesen, sollte jetzt im Sturm des Lebens, auf dem Gipfel der Verzweiflung, im Anblick des Untergangs furchtbare Wahrheit für ihn werden; er hatte bisher als Dilettant philosophirt, jetzt erst war seine Philosophie aus eigenem Blut sein Erzeugniß und der stoische Römer in ihm fertig, der Cato's Entschluß und Kaiser Otho's freiwilliges Ende als Heroismus begreift. Friedrich's Gedichte, meist nur gereimtes Râsonnement, werden jetzt doppelschneidig, denn die eine Seite ihrer Schärfe und Schneide ist am harten Feuerstein der Wirklichkeit geweht. Nach Kollin schrieb er die Elegie an sein Vaterland. Sein bestes Gedicht ist die an d'Argens gerichtete, aus Erfurt datirte Epistel, die sich über Cato und Otho ausspricht, vom September des Jahres 1757. Sein Gedicht: „der Stoiker“ (erst später, 1761, im Lager zu Strehlen geschrieben) faßt seinen Gedankengang am festesten zusammen. Die Winseleien schwacher Seelen sind gleichgültig; bedeutsam aber was ein starker Geist Angesichts des Todes fühlt. Friedrich singt: Schau fest dem Tod ins Angesicht, nur er ist dir ein Hafen, ein Asyl. Ihn stellet jeder Tag uns dar und lehrt, daß er die Asche von uns fordern kann. So fließt der Bach, so stürzt der große Strom durch manche Gänge, die er selbst sich grub, in schnellem Lauf zum Schooß des Oceans. Das Meer lebt wohl durch seine Wogen fort, und doch verzehrt fortwährend sich sein Schlund. Drum beuge dich und ehre dein Geschick! Dein Leben selber lehrt das

Sterben dich. Was fürchtest du? Dich sichert vor dem Schmerz der Tod. Und wenn dereinst dein Geist den Tod besiegt: verzage nicht! Das einzige vollkommne Wesen, Gott, ist groß und mild. Der schwache Wurm, der nur im Staube friecht, der Sterbliche, weckt seine Blitze nicht. Vertraue diesem wohlthatreichen Gott. Er hilft im Tode dir gewiß. Drum wirf dich süßer Hoffnung voll in seinen Arm!

Aus solcher Feuertaufe ging Friedrich verjüngt hervor, Angesichts des Untergangs gab ihm die Verzweiflung neue Riesenkraft und ein gewisses philosophisches Gottvertrauen die Ruhe der Besonnenheit. In dieser Läuterung seiner selbst kam er zu der Besinnung, nicht mehr Unmögliches zu ertrogen, das Schicksal nicht eigensinnig herauszufordern, nicht Uebertriebenes von seinen Mitteln und Werkzeugen zu verlangen. Er schien spielend und lächelnd seine nächsten Erfolge zu erreichen, der metallne Kern seines Innern war im Feuer geklärt und leuchtete, von Schlacken gesäubert, und indem er sich im Aufraffen seiner letzten Kräfte zu neuer Thatentwicklung zwang, gab er sich mit der Macht der Selbstüberwindung sogar den Schein der Heiterkeit und festen Zuversicht, einen Schein auf seinem ehernen Angesicht, der belebend auf die Stimmung und Haltung der Seinigen überging. Seine nächsten Kriegsthaten strahlen von dieser klaren Sicherheit ohne die Prahlereien des herausfordernden Selbstgefühls. Erst mit und nach dem Unglück bei Kollin, sagt ein Berichtstatter, beginnt sein wahres Heldenthum. Das Herzklopfen der Welt für ihn und sein Geschick

ward jetzt erst stark und mächtig, man zitterte vor seinem Unterliegen und jubelte, wie er sich Schlag auf Schlag herauswand, das Netz, das sich um ihn herum zusammenzog, nach drei Seiten hin durch drei Siege über Franzosen, Oesterreicher und Russen zerriß.

Seine Gegner feierten noch Feste, schwelgten im Vorgefühl seiner dauernden Niederlage, während er schon den Plan entwarf, ihre Vereinigung zu seinem Untergange zu hindern, mit kleinen, schnellen Heerhaufen sie wie der Blitz im Westen und Osten zu zersprengen. Der fröhliche Tag von Roßbach, eigentlich nur ein anderthalbstündiges Reitergefecht des jungen Helden Seidlitz, machte Friedrich zum Liebling Aller, die deutsch fühlten. Es war das heiterste Scharmügel, mit lachendem Wohlgefühl gegen den verweichlichten und prahlerischen Erbfeind Deutschlands ausgeführt. Der französische Marschall hatte den König in Paris schon als Gefangenen zum Geschenk angekündigt; mit einem spöttischen Seitenblick auf Louis XV. hatte die Pompadour unbeachtlich erwidert, dann werde sie doch einmal einen wirklichen König sehen! Und der Wig mit seinem „reizenden Blödsinn“ kam dem König zu Hülfe, indem ein Druckfehler in der kaiserlichen Ankündigung die „eilende“ Reichsarmee in eine „elende“ verwandelte. Sie hieß seitdem Reißausarmee, obwohl der Prinz von Hildburghausen kein schlechter Feldherr war, wenn er widerstrebende deutsche Truppen, die heimlich für den Helden Friedrich fühlten, gegen ihn führte. Ein Berliner Jude war so gefällig den Wig zu machen, die-

fer Prinz habe unter allen Fürsten das größte Gefolge, denn außer seinen gewöhnlichen Bedienten sei er auch noch mit 40,000 Läufern angekommen. Nicht bloß der Wig der Schelme, auch der Glaube des Volks socht und arbeitete für Friedrich. Aus dem Munde des Volks tönten ernste und heitere Weisen in allen Zungen, und der alte Gleim sang seine elf Grenadierlieder: Auf der Trommel saß der Held 2c. — Vom sternevollen Himmel sah'n Schwerin und Wintterfeld 2c. — Und wenn der große Friedrich kommt, Und schlägt nur auf die Hosen, So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen. Der Knabe Goethe in Frankfurt sammelte die Siegeslieder auf die Preußen und die Spottlieder auf ihre Gegner, und der Greis Goethe schrieb im Angedenken an den Aufschwung der Stimmung in deutschen Landen, mit Friedrich und seinen kriegerischen Thaten sei der erste wahre und höhere, der eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen. Wieland in der Schweiz machte sein Gedicht auf Friedrichs Bildniß und warf in seinem „Cyrus“ den Blick auf ihn. Der Knabe Schubart schwärmte für ihn, um später die Hymne auf ihn zu dichten. Ewald v. Kleist, der Sänger des Frühlings, besang in einer Ode das preußische Heer, in dessen Reihen er bei Kunersdorf den Heldentod fand. Schaaren Freiwilliger drängten sich zu den Fahnen Friedrichs und den Tod fürs Vaterland feierte Abt in seiner Abhandlung. Chodowiecki radirte Scenen aus dem Kriege und Kästner, der Witzige, machte die Entdeckung, daß Hippofrene auch wortgetreu nichts anders sei als Roßbach, Bach

der Kasse. Ein Rausch der Freude war über die deutsche Welt gekommen, und mit dem 5. November 1757 erhielt der Gang des Krieges für das Publicum den Reiz des spannenden Romans, dessen Held bejubelt wurde, wo er austrat, für den man zitterte und bangte, wo er bedroht schien. Friedrich selbst blieb nüchtern, klug und mäßig. Seine kühne Gewandtheit, seine verschlagene List blieb ihm treu in Wort und That. Den gefangnen französischen Offizieren sprach er sein Bedauern aus; sie seien nur schlecht geführt; auch könne er sich nicht gewöhnen, die Söhne Frankreichs zu seinen Feinden zu zählen. Die Entlassenen eilten nach Paris und auf den Boulevards jubelte man über den gallanten Sieger von Roßbach.

Er selbst hielt den kleinen Sieg — nur 7 Bataillone waren ins Feuer gekommen, 10 andere behielten im Gewehr die Ladung — für einen geringen Anfang zum Glück; es war ihm, wie er selber sagt, nur Lust damit gemacht, um auf entgegengesetzter Seite einen ernstern Feind aufzusuchen. Karl von Lothringen hatte Schweidnitz erobert, der Herzog von Bevern war geschlagen, Breslau bezwungen. Ruhig und fest, klar und sicher beschloß Friedrich, mit geringer Zahl den starken Feind zu schlagen, und am 5. December stieg ihm der glänzendste Stern im Kranz seiner Siege auf; den Sieg bei Leuthen nannte spät noch Napoleon „das große Meisterstück“. Der Plan der Schlacht, an die schiefe Angriffslinie des Epaminondas bei Mantinea erinnernd, war mit des Königs Scharfblick entworfen und ohne die Schroffheit des starren Eigensinns von Kollin ausge-

führt. Auch seine Anrede an die Generale vor der Schlacht war ein Meisterstück der Beredsamkeit. Er stellte ihnen frei, zurückzutreten, wenn sie ihm mißtrauten, setzte ihnen ohne Fehl die Gefahr auseinander, der sie zu begegnen hätten, aber mit Worten und Blicken, daß, sagt Tempelhoff, damals Bombardier im Heere, „alle Vorstellungen der Gefahr verschwanden, und ein gewisses inneres, siegversprechendes Gefühl an ihre Stelle trat.“ Den gemeinen Mann wußte Friedrich gleich sehr zu stimmen. So schlecht das Deutsch war, das er schrieb und sprach, so passend griff es, als wär' er des gemeinen Mannes Schicksalsbruder, ans Herz des Volks. Er ritt Abends zuvor im Lager um und trat ans Wachtfeuer der einzelnen Haufen. „Was bringst Du uns noch so spät?“ fragten ergraute, mit ihm vertraulich gewordene Krieger. „Eine gute Nachricht, Kinder!“ war des Königs Antwort, und wie sie aufhorchten: „Ihr sollt morgen die Oesterreicher brav zusammenhauen!“ „Soll gewiß geschehen!“ hieß es unter brandenburger Flüchen. „Aber bedenkt auch, wie gut sie verschanzt sind!“ sagte der König. „Und wenn sie der Teufel regierte, hieß es, wir schmeißen sie 'raus, wenn Du uns führst!“ — „Nun, ich werde sehen, was Ihr könnt; legt Euch nieder und schlaft wohl bis dahin!“ „Gute Nacht, Vater Friße!“ rief ihm Alles nach. — Und einen pommerischen Trupp sprach er an: „Nu, Kinder, wie wird's morgen aussehen? Der Feind ist doppelt so stark als wir!“ — „Laß nur gut sein, es sind doch keine Pommern drunter, und Du weißt, was Die können!“ — „Ja freilich weiß ich

daß, sonst könnt' ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun, bis dahin, schlaft wohl! Morgen um die Zeit haben wir den Feind geschlagen oder sind alle todt!" — „Ja wohl, rief das ganze Regiment; todt oder die Feinde geschlagen!" So zum Sieg oder zum Tode geweiht war Alles.

Friedrich verachtete nicht mehr den gemeinen Mann, mit dessen Faust, aber auch mit dessen Kernkraft der Gesinnung er seine Schlachten schlug; und als sie am frühen Morgen mit dem frommen Liede: „O Gott, du frommer Gott" ausrückten, sagte er zu Zietzen: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?" Zietzen hatte schon nach dem Unglück bei Kollin in stiller Nacht mit aufgehobener Hand den König auf den Allirten da oben verwiesen, und auf Friedrichs unwillige Entgegnung, Der thue keine Wunder mehr, an den alten Spruch erinnert, je höher die Noth, desto näher Gott. Friedrich ließ es jetzt zu, Gott anzurufen. Lange genug hatte er, nur an sich selbst und die Kraft seines Willens glaubend, die Werkzeuge zur Ausführung seines Willens nur als rohes Material genommen, dessen Schwäche verspottet, den Herrgott anzurufen, wo die eigne Kraft nicht ausreiche. Er hatte verkannt, daß die zu heiligen und hohen Entschlüssen zusammengefaßte Kraft des Menschen auch unbewußt nichts anders ist und sein kann als Gotteskraft. Er hatte in seiner Jugend den frommen Formeldienst geringachten gelernt; aber er ließ jetzt Gottesdienst zu in der Stunde der Noth. — Sein Scharfblick hatte ohnedies zum guten Glück den schwachen Punkt in der Stellung des Feindes

wahrgenommen, um deren Kolosß auf einer seiner Flanken zu untergraben. In der schrägen Schlachtordnung, die sich auf eine schwache Flanke wirft, um das Centrum in Verwirrung zu bringen, ersocht Friedrich mit seiner „Berliner Wachparade“ von 30,000 Mann gegen Karl von Lothringen und Daun mit 80,000 den glänzendsten Sieg, eine Schlacht, sagt ein Gewährsmann, in der die Taktik einen Triumph der Feldherrnkunst feierte, daß das Genie des Königs seinen Truppen kaum einen Antheil an der Ehre des Sieges ließ. Sie führten ihres Meisters Schlachtplan so sicher und so classisch aus, als wär's ein Schauturnen auf der Festparade. Und dabei blieb Friedrich eingedenk, daß „dies ein Höherer gethan.“ An d'Argens, der ihm Glück wünschte, schrieb er 14 Tage nachher jenes Wort: „Ihre Freundschaft verführt Sie, mein Lieber; im Vergleiche mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsarn nicht werth die Schuhriemen zu lösen. Die Noth, diese Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben.“ Und 8 Tage später: „Alles, was Ihre Beredsamkeit an mir erheben will, besteht in weiter nichts als in ein wenig Entschlossenheit und viel Glück. Sie werden mich nachgerade so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben, und Sie können versichert sein, daß alle die Dinge, die in der Ferne so sehr ins Auge fallen, in der Nähe oft sehr klein sind.“ — Und der englische Gesandte Mitchell berichtete nach London: „Ich hatte in Breslau eine Audienz beim Könige. Ich fand

ihn vergnügt und glücklich, aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen und dessen Folgen mit der Bescheidenheit, welche einem Helden gebührt, dessen großer Sinn nicht durch das Lächeln oder die finstern Blicke des Glücks überwältigt wird.“ — Der Zufall habe das Beste gethan, blieb Friedrichs Wort auch später, wenn man seine 14 Siege pries; seine drei Niederlagen waren so schwerwiegend, daß sie ihm die Endschafft menschlicher Kraft und den sichern Abgrund für ihn und seine Sache nahe rückten.

Das Jahr 1757 entfaltete mit seinen Wechselfällen schon vollständig Art und Gang des Krieges, den Schauplatz der Thaten und die Charaktere, die sie vollzogen; die sämtlichen folgenden Jahre konnten die Dinge und die Personen nur in Wiederholungen bis zur gänzlichen Erschöpfung aufzeigen. Die Russen rückten in die Neumark vor und Friedrich schmetterte sie bei Zorndorf trotz ihrer zähen Widerstandskraft zurück; dem Reitergeneral Seidlitz gebührte an diesem blutigsten Tage abermals der größte Ruhm. Daun stuchte von neuem vor der entschlossenen Gewandtheit des Königs und nahm bei Hochkirch feste Stellung. Friedrich konnte nicht zaudern, er mußte siegen oder untergehen, Alles wagen oder verlieren. Wenn sich der Kreis der Heere im Kessel um ihn schloß, so war er verloren; er mußte das Centrum, auf das er zusammengedrängt wurde, elastisch nach der bedrohlichsten Seite ausdehnen, die Kreisabschnitte, ehe sie sich vereinigten, sprengen. Diese Ueberzeugung mochte

ihn leiten, wenn er mit 42,000 Mann den 90,000 Oesterreichern gegenüber Fuß faßte und lagerte. Prinz Moriz von Dessau, der Held von Leuthen, trug abermals wie bei Kollin seine Bedenken vor; ein Quartiermeister weigerte sich das Lager abzustechen, und Feldmarschall Keith äußerte, die Oesterreicher verdienten gehängt zu werden, wenn sie die gewagte, gefahrdrohende Stellung der Preußen nicht benutzten. Da stieg im König noch einmal der alte Dämon des Hohenzollernschen Hauses auf, jener hart- und trostköpfige Eigensinn, der, herausgefordert, sich versteift in seinem Selbstgefühl und Dünkel. Friedrich traute dem zaghaften Daun kein Wagniß zu, in welchem er selbst allein der Meister. Aber er hatte sich diesmal verrechnet, seine Selbstgewißheit war fast in Sorglosigkeit übergegangen und der wilde Ueberfall bei Hochkirch zeigte ihm am blutigen Morgen sein halb vernichtetes, aufgelöstes Heer. Kaum daß er es zum Rückzuge ordnen konnte, der sich dann, gedeckt von Zietzen und Seidlitz, musterhaft vollzog. Es lag an Daun, das Preußenheer durch kräftige Verfolgung ganz zu zerschmettern; statt dessen sahen die Oesterreicher diesem Rückzuge wie einer trefflich ausgeführten Parade staunend zu. „Daun hat mir einen glupschen Streich gespielt,“ schrieb der König, „aber er hat uns aus dem Schach gelassen und das Spiel ist noch nicht verloren.“ Und doch hing es nur an Einem Haar und der abenteuernde Held des blutigen Schauspiels erlag. Wie nach der Niederlage bei Kollin trafen auch nach dem Sturz bei Hochkirch wiederholt Pfeile des Mißgeschicks sein Herz. Sechs

seiner Helden, mit denen er den Krieg eröffnet, büßte er ein, darunter Reith und den Prinzen Moriz; der Tod seines Bruders und muthmaßlichen Nachfolgers, den er nach dem Tode von Kollin tödtlich verlegt, trat jetzt mit der Mahnung bitterer Reue auf ihn ein und der Verlust seiner geliebtesten Schwester, Wilhelmine von Baireuth, beugte ihn am tiefsten. In einem Gespräche mit dem Philosophen Garve in Breslau wies er noch am Spätabend seines Lebens darauf hin, was ihn das alles gekostet und wie er unglücklicher gewesen als jeder Andere, weil er mehr „Empfindlichkeit“ gehabt. In der That, sanguinische Reizbarkeit und Empfindlichkeit waren die elegischen Saiten auf der Tonleiter seines Gefühls, bis sich kalt und fest der Stoiker in ihm wieder festsetzte, mit einer Ruhe, die man nur erwirbt, wenn man die Schauer des Todes überwunden. Den Tag, an welchem er den Tod jener Schwester, der Vertrauten seines Lebens, erfahren, bezeichnete er auch später noch als seinen schmerzlichsten. Am Abend des Tages fand ihn sein Vorleser Le Gatt mit Bourdaloue's, des französischen Kanzelredners, Predigten beschäftigt; der König sprach kein Wort. Als der Rector am andern Morgen wiederkam, reichte ihm Friedrich ein schwarz gerändertes Papier; es enthielt eine Predigt, die er über eine Stelle der Bibel über das jüngste Gericht mit Bezug auf seine Lage aufgesetzt hatte. Er war fromm, wenn ihm das Messer an der Kehle saß. Le Gatt suchte ihn zu trösten. Friedrich dankte einfach für seine Theilnahme und versicherte: *En tout cas j'ai de quoi finir la tragédie.*

Und dies Etwas trug er bei sich; das Gift und der Entschluß, es unter Umständen zu nehmen, sind wiederholt Thatfachen; nach seinem Tode fand man jenes, noch fest eingepackt, in Gestalt von fünf, sechs Pillen in einem engen gläsernen Tubus. Der Entschluß, freiwillig zu enden, entstand aber nicht aus Feigheit, um der Schmach des Unterliegens zu entgehen, sondern kalt und ruhig in der Ueberzeugung, seinem Nachfolger die Lage zu erleichtern, während man dem gefangenen König die Erniedrigung, die größte Schmäherung Preußens abnöthigen konnte. In Zusammenhang damit stehen (*Oeuvres posth.* T. 7 und 8) die Gedichte voll tiefster Schwermuth, meist in Episteln an d'Argens, über die Bosheit der Menschen, Kaiser Otho an seine Freunde nach verlornen Schlacht, Cato von Utica an seinen Sohn und seine Freunde, und endlich „die Bioline“, eine Erzählung. In der Zeit der Noth fühlte Friedrich sogar deutsch. Seine große „Ode an die Deutschen“ (vom März 1760) hält den Söhnen der gemeinsamen Mutter Germania „den Wahnsinn“ vor, sich gegenseitig zu zerfleischen und Freunde hereinzulocken ins Herz des Vaterlandes, „den Brudermord zu unterstützen.“ An Algarotti schrieb er in derselben Zeit: „Der ewige Jude, wenn er je existirte, hat kein so umherwanderns des Leben geführt wie ich. Man wird am Ende wie die Dorfskomödianten, die keinen Heerd und keine Heimath haben; wir laufen durch die Welt, um unsere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unsere Feinde uns erlauben das Theater aufzuschlagen.“ Er beklagt Sachsen, das unglück-

liche Land, das den Schauplatz dazu hergeben mußte; er habe es, sagt Friedrich, so lang er im Glück, geschont, jetzt sei überall Verwüstung. Von dem moralischen Uebel, das dieser Krieg mit sich bringen werde, will er gar nicht sprechen, das physische werde nicht das kleinere sein und man könne sich Glück wünschen, folge nicht die Pest darauf. „Wir armen Thoren“, schreibt er, „die wir nur einen Augenblick zu leben haben! Wir machen uns diesen Augenblick so hart als wir nur vermögen; wir gefallen uns darin, die schönsten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts als ein hassenswerthes Andenken an unsere Zerstörungen und an das Elend, das sie verursacht, zu hinterlassen.“

Es ist erschütternd, einen starken, selbst harten Menschen weich zu sehen. In der Reue seiner Selbstanklage, in der Wehmuth dieser Geständnisse liegt mehr Größe, als in den Zufälligkeiten, die sein Werk nach seiner eignen Einsicht schließlich als ein siegreiches krönten. An Lord Marishal, den Bruder des gefallenen Keith, schrieb er nach dem Tage von Hochkirch: „Es bleibt uns nur übrig, mein theurer Mylord, unsere Thränen über unsere Verluste zu mischen. Wenn mein Kopf ein Behältniß für Thränen hätte, es würde für meinen Schmerz nicht hinreichen. Unser Feldzug ist beendet und hat kein anderes Ergebniß auf beiden Seiten als den Verlust vieler braven Menschen, das Unglück vieler armen Soldaten, die für immer zu Krüppeln gemacht sind, den Ruin einiger Provinzen, Verwüstung, Plünderung und

Brand einiger blühenden Städte. Das, mein theurer Mylord, sind die Heldenthaten, welche die Humanität zittern machen, traurige Wirkungen der Bosheit und Eitelkeit einiger mächtigen Menschen, welche ihren ungezügelter Leiden schaften Alles opfern.“ — Zu diesen mächtigen Menschen gehörte freilich er selbst. Der gefeierte Held war zerdrückt in Behmuth und Reue. Was er waghalsig über sich und sein Volk heraufbeschworen, mußte freilich standhaft und weise, muthig und ohne den Schein gänzlicher Erschöpfung zu Ende geführt werden, und dazu war er der Held voll innerer Widerstandskraft, wenn ihn auch schließlich die Gunst der Fügungen mehr als sein Heroismus rettete. In seinen *Réflexions sur la tactique etc.* schrieb er von der Methode, deren er sich bedient, um sich gegen den Kolos zu halten, der ihn zu erdrücken drohte. „Diese Methode“, sagt er, „war nur gut durch die Fehler meiner Feinde, durch die Langsamkeit, welche meiner Thätigkeit zu Hülfe kam, durch die Sorglosigkeit, je die Gelegenheit zu benutzen; diese Methode darf nicht als Muster aufgestellt werden. Das gebieterische Gesetz der Nothwendigkeit hat mich gezwungen, Vieles dem Zufall zu überlassen. Ein Steuermann, der mehr den Launen des Windes als der Richtung des Kompasses folgt, kann nie als Regel dienen.“ Dann spricht er von den Oesterreichern, den bedeutendsten unter seinen Feinden. Er rühmt die Kunst ihrer Taktik, die außerordentliche Vorsicht in der Wahl ihrer Feldlager, ihre große Kenntniß der Vertlichkeiten, ihre wohl unterstützten Anordnungen, ihre Klugheit, nichts

zu unternehmen als mit der größten Gewißheit, es zu erreichen, und sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen.

Das Jahr 1759 war für Friedrich das unglücklichste im ganzen Kriege; der preußische Staat, gestand er später selbst, befand sich in derselben Lage, wie die Römer nach der Schlacht bei Cannä. Die Heere Oesterreichs und Rußlands sollten sich von Böhmen und Polen aus vereinigen. Dies zu verhindern, denn es war sein sicherer Untergang, eilte er Soltykoff entgegen, dem sich Laudon's Heerhaufen bereits angeschlossen hatte. Die Verzweiflung gab ihm den Plan zur Schlacht bei Kunersdorf. Die Verzweiflung, die Mutter seiner größten Gedanken und Grundsätze, gab auch seinen Truppen den Heldenmuth, zu siegen oder zu sterben. Friedrich siegte bereits, die Feinde waren geworfen: da erfaßte ihn noch einmal, das dritte und letzte Mal, der Dämon des Hochmuths, er wollte die Rußen, die er gründlich haßte, nicht bloß besiegen, sondern vernichten. Dies trieb auch ihrerseits in den Feinden den Geist der Verzweiflung auf, der sich oft auch als Kobold gebährdet, um sich auf die Höhe des Heldenthums zu schwingen. Zwei Dritttheile der Gegner waren bei Kunersdorf gänzlich geschlagen, als Friedrich gegen den Rath seiner Feldherrn mit den von der Hitze des Tages todtmüden Kriegern die Schlacht von neuem aufnahm und seinen rühmlichen Sieg in eine grenzenlose Niederlage verwandelte. Auch Seidlitz, der Unererschrockne, gehörte zu Denen, die sich geweigert, den Kampf wiederzube-

ginnen, bis sein Jupiter tonans mit näselnder Stimme: „In's Teufels Namen vorwärts!“ commandirte. In der Fluchtverwirrung ward dem Könige auch das zweite Pferd unter'm Leibe erschossen, eine Flintenkugel schlug ihm die goldne Dose in der Tasche zusammen; nur mit Mühe konnte man ihn entfernen; es schien, er suchte den Tod, man wollte ihn murmeln hören: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?“

Friedrich hielt nach Runersdorf Alles für verloren; nur von den Feinden hing es ab, schrieb er in seiner Geschichte des Krieges, ihm „den Gnadenstoß zu geben.“ Die Scheu der Feinde auch vor dem Geschlagenen war gebieterisch, lähmend, und solchen Bann wirft allerdings nur ein großer Mensch auf die Gemüther. Dies einerseits das Geheimniß, daß Friedrich nicht erlag. Andererseits lag es außer dem Bereich seines Heroismus, daß er nicht unterging. Er war auch innerlich bankrott; kein fester Plan leuchtet mehr hervor aus seinen letzten Kreuz- und Quersügen, nur die Ermüdung Aller hat ihn mitten in seiner vollständigen Erschöpfung gerettet. Sein Sieg bei Liegnitz verhinderte zwar glücklich die Vereinigung der Oesterreicher und Russen, half ihm aber nicht weiter. Die schöne Schlacht bei Torgau — der schwerverwundete König hatte sie schon für verloren gehalten — gewann ihm der treue Zietzen, der plötzlich „aus dem Busch kam“ und damit sprüchwörtlich wurde. Es ward im Feldlager des Königs, in seiner nächsten Nähe immer einsamer. *Mes amis me quittent!* sagte er schmerzlich bei

der Meldung neuer Todesbotschaften, und in England verlor er an Georg II. den letzten Bundesgenossen, der ihm Geld gezahlt, während seine treuesten Genossen, selbst Seidlitz und Fouqué, verkannt, verlegt, sich von ihm wendeten oder auf sein Geheiß sich opferten. Im Lager von Bunzelwitz saß er, wie Daun der Cunctator, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Damit war er aus seiner Rolle gefallen, zum Gegentheil seiner selber verdammt. Der Verrath, den ein Warfotsch gegen ihn im Schilde führte, war noch die letzte Romantik, die sich an ihn und sein Geschick knüpfte; daß er mißlang und doch leicht gelingen konnte, beweist nur abermals, an welchem dünnen Faden auch seine Person, wie seine Sache, hing. Seine Lage war eine trostlose. Die Franzosen, lange genug künstlich durch Ferdinand von Braunschweig in Schach gehalten, standen von neuem mit 155,000 Mann auf deutschem Boden. Ostpreußen, halb Pommern, ein Theil der Mark, halb Schlesien und Sachsen waren in Feindes Hand, die übrige Hälfte der preußischen Länder verwüstet, das Feld lag brach, Handel und Wandel todt, während im Heer, über das Friedrich noch gebot, die Reihen gelichtet waren, die junge Mannschaft die bewährten Alten, die gefallen waren, nicht ersetzte. Es schien wirklich, als könne Friedrich auf einen Marquis von Brandenburg, wie ihn Papst Benedict XIV., den Kreuzzug wider ihn predigend, genannt, heruntergedrückt werden. Konnte, durfte er Preußens Sturz überleben? Oder stand ihm nur noch, wie dem heroischen Troßkopf Karl XII. von Schweden frei, mit einem

Häuflein verzweifelter romantischer Haudegen sich durchzuschlagen und den Schauplatz ganz in fernes Gebiet hinüberzuspielen? In der That, nicht persönlich wie Jener, aber doch in Gedanken an ihn griff er fast zu verzweifeltsten Mitteln des Abenteurers. Seine Gesandtschaft nach Südrußland an den Khan der Tataren schloß ein Bündniß, in dessen Folge ein Heer dieses Fürsten nach Rußland und Ungarn aufbrechen sollte. Seine nächsten Hülfsmittel schienen ganz erschöpft: — da, wo die Noth am höchsten, war Gott am nächsten, derselbe Gott, zu welchem sein Heer erst vor kurzem (nach Oberst Möllers Rüge) wieder beten und „Herr Gott dich loben wir“ singen durfte. Kaiserin Elisabeth starb und Peter III., der begeisterte Bewunderer Friedrichs, ließ 20,000 Mann zu den Preußen stoßen. Freilich blies der Wind in Petersburg bald wieder anders; nur bis zum Juli 1762 dauerte Peters Regiment und Katharina rief ihre Truppen zurück. Aber Rußland hielt sich wenigstens still, und endlich konnte ein Sieg bei Freiberg die lange Schlachtenreihe schließen. Alle Welt war kampfmüde und wollte Ruhe, Schweden, Frankreich, das Reich, selbst endlich Oesterreich, das zähe. Friedrich ging siegreich hervor, insofern der Hubertsburger Friede ihm keinen Fußbreit Landes nahm. Damit war wenig oder nichts gewonnen. Preußen aber schien zum Rang einer europäischen Großmacht emporgestiegen zu sein, denn es hatte halb Europa getroßt. Und Deutschland jubelte dem Helden zu, der in allen Lagen, in Sieg und Bedrängniß, in Kampf und Noth sein Liebling geworden, weil er nach langer Zeit

träger Erschlaffung gezeigt, was deutsche Kraft vermag, selbst wenn sie sich gegen das eigne Blut wendet und wie einst im Glaubenskriege nochmals gegen sich selber wüthet.

Früh gealtert, ein Greis beinahe, obschon erst in der Mitte seines Lebens, kehrte Friedrich von seinen Feldzügen heim, radoteux, wie er sagt, ergraut und in sich gefehrt, ein halber Invalide unter den Schmerzen des Podagra. „Ich strebe nun nach Beruhigung meines Geistes“, schrieb der König an d'Argens, „und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenschaften still sind, über mich selbst nachzudenken, im Innern meiner Seele verschlossen zu sein und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird.“ Er wich dem Triumphe aus, den man ihm in Berlin bereitete. Eine Sage ging, er sei gleich nach Charlottenburg geeilt und habe dem Musiker Benda aufgetragen, Grauns Te Deum mit der Orgel in der Kapelle aufzuführen. Man glaubte den ganzen Hof zu diesem Siegesdankefest geladen; der König kam aber allein, ohne Begleitung, setzte sich, winkte, und die Musik begann. Als die Singstimmen eintraten, stützte der König den Kopf in die Hand, verbarg die Augen und ließ den Thränen des Dankes gegen den Ewigen seinen Lauf, an dessen Person er selten oder nie geglaubt. Alle Musiker bewegte das ebenfalls zu Thränen. So die Sage. Historisch ist die Aufführung

des Musikstücks, aber in Gegenwart d'Alemberts, der, ein Kenner der Musik, die beiden Braun kennen lernen wollte. Marquis d'Alembert schrieb damals aus Sanssouci (Juni 63) nach Paris an Madame du Dessant: Quand je lui ai parlé de la gloire qu'il s'est acquise, il m'a dit avec la plus grande simplicité, qu'il y avait furieusement à rabattre de cette gloire, que le hasard y était presque pour tout, et qu'il aimerait bien mieux (à) avoir fait Athalie que toute cette guerre. Beim Abschluß des Hubertsburger Friedens hatte jemand ihm gesagt, dies sei doch wohl der schönste Tag seines Lebens, der König aber habe erwidert, des Lebens schönster Tag sei, wo man es verläßt. —

Was Friedrich als Regent im Frieden war, davon giebt das von ihm gewonnene Schlesien, das ihm seine Wiedergeburt verdankt, das klarste Bild. Friedrich löste die alten Formen des Landes auf, aber behutsam, flug und geräuschlos. Schlesiens alte Verfassung war längst in Verfall gerathen; die ständischen Gerechtsame waren zu einem Gemisch von theilweiser Erschlaffung und Verknöcherung ausgeartet, das Leben war unter Oesterreichs Scepter seinem Inhalt nach gemächlich, in seinen Formen steif und hart geworden. Schlesien wurde vom alten Schlendrian der halb reichsständischen, halb geistlichen Privilegien befreit, modern und spartanisch neu geordnet, polizeilich und militärisch umgeformt. Das Deutschthum war in Schlesien ganz matt geworden, die Borausificirung des verloddereten schönen Landes that ihm gut. Friedrichs erstes, persönliches Auftreten schon hatte

vortheilhaft im Sinne der Schlesier gewirkt. Als das österreichische Erbe trotz der pragmatischen Sanction fraglich wurde, Spanien und Sardinien, Baiern und Sachsen ihre Federn in Bewegung setzten, rückte Friedrich mit gezücktem Degen ein, naiv, dreist und entschlossen, zu nehmen, was zu kriegen war. Er kam, sah und siegte; bis auf die Festungen war das ganze Land wie mit Einem Streiche fein. Die ganze Welt war überrascht und die sanguinischen Schlesier lieben Ueberraschungen. Das altehrwürdige Breslau hatte nach alter Gerechtsame nur eine städtische Besatzung und ließ keine fürstliche zu. Der junge Preußenkönig zog am 3. Januar 1741 mit seinem Hofstaat und 30 Gensdarmen ein, lud zu Balle, tanzte flott mit den Damen und entzückte Alles. Seine Persönlichkeit wirkte sympathisch, seine Geistesgegenwart riß die leichtbeweglichen, zu Scherz und Heiterkeit geneigten Schlesier hin; bei der Huldigung lief ein freudiges Staunen über die Versammlung der Eidleistenden: der König hatte in Ermangelung des Scepters seinen Degen zum Schwur hingestreckt. Und seine Zusicherungen, Ordnung zu schaffen, aufzuräumen, aber Jedem persönlich in seinem Recht und die Religionen jede in ihrer Art und Weise zu schützen, wurden Thatsache und Wahrheit, wenn auch dictatorisch in seinem Sinne, und mitunter eigensinnig und rechthaberisch. Das allerdings zum bloßen Schattenspiel gewordene Recht der freiwilligen Steuern, die der Landesherr bei den Ständen erst beantragen mußte, hob Friedrich auf. In der Städteverfassung verwandelte er die erledigten Rathsstellen

in königliche Aemter; damit beseitigte er gemach die freie Wahl der Magistrate. Bei dem Schwung, den Alles in Schlesien annahm, in Thätigkeit und Stimmung, ward die gelinde Veraubung dieser alten Freiheiten, auch wohl im Drange des nachfolgenden Krieges, weniger fühlbar. Denn Friedrich hielt sein den alten wie den neuen Provinzen gegebenes Wort, keine neuen Steuern aufzulegen, selbst mitten im Drang der höchsten Kriegsnoth. Ein schlesisch Wort von damals hieß: In Oesterreich Alles schlaff, in Preußen Alles straff! Der Geist militärischer Ordnung räumte in dem alten Wust der Steuerverwirrung auf. Eine von Kaiser Karl VI. eingesetzte Commission hatte 20 Jahre gebraucht, um den Kataster festzustellen, ohne damit zu Stande zu kommen; unter Friedrichs Beamten ward dies Werk in zwei Jahren vollzogen. Friedrich beseitigte die Junkerherrschaft und schuf eine neue striete Justiz. Er beschränkte den Adel in dessen Verhältniß zum erbunterthänigen Bauer, wußte ihn aber mit Titeln und Standeserhöhungen zu begütigen und zu fördern, den jüngern Söhnen das Privilegium militärischen Heldenthums zu sichern. Sein Edict von 1748 machte durch Feststellung eines bestimmten Lösegeldes die Befreiung von Leibeigenschaft möglich; der Schutz der Bauern vor ungemessenem Frohndienst und vor harter Willkür der Grundherren in bekannter polnischer Manier begann mit preussischer Herrschaft in Schlesien zur rechtlichen Thatsache zu werden. Friedrich ging freilich allerwegen flug und schrittweis zu Werke. Weder Bürger noch Bauern durften Ritter-

Rühne, Deutsche Charaktere.

güter erwerben oder bewirthschaften; ebenso wenig durfte der Städter Bauerngüter beſißen. Friedrich gründete Schulen, aber er benutzte für den Unterricht die in Schlefien vorgefundenen, von ihm für tauglich erkannten Jefuiten, die ſomit bei ihm eine Stütze fanden, im aufgeklärten Staate eines proteſtantiſchen Fürſten eine Freiftatt erhielten, während die katholiſchen Höfe ſie verjagten, der Gluch der Welt ihnen folgte, der Papſt ſie aufhob. Die proteſtantiſche Mehrzahl in der Bevölkerung Schlefienſ aber begrüßte den ſiegreichen Preußenkönig als entſchiedenen Retter und Erlöſer. Von den 35 katholiſchen Feſttagen hob er 17 auf, damit die Religion nicht allzuviel Müßiggänger mache. Noch 1760 war Deſterreich unvorſichtig genug, die Lutheraner aus der Graſſchaft Glaz zu vertreiben, und für Friedrich galt jeder überlieferte Glaube gleich viel, — d. h. gleich wenig. Seine Toleranz war für ihn ſelber Indifferentismus, für den Staat aber und für das Leben der Menſchen ein Segen. Selbſt die Schwenkfeldianer, die das Abendmahl für eine bloße Ceremonie, Brod und Wein nur für Bilder hielten, wurden nach Schlefien zurückberufen, die Zinzendorffianer und die Brüdergemeinde geduldet; ſelbſt Huſſiten wanderten aus Böhmen ein. So kam in Schlefien zum Sieg der preußiſchen Waffen auch der moraliſche Sieg, und das ganze Land, auch phyſiſch nach ſeiner natürlichen Lage bei der Richtung ſeines Fluſſes nach dem Norden Deutschlands gewieſen, fühlte ſich alsbald wie neugeboren, naturgemäß hergeſtellt, geiſtig verjüngt.

Friedrichs vernunftgemäße Neugestalt des Gerichtswesens erweckte die Racheiferung des ganzen Zeitalters. Der erste Entwurf dazu (1747) war ganz das Ergebnis seiner eignen Einsicht; die Verbesserung des Proceßganges blieb seine Lieblingsache; noch bis ins späte Alter vervollkommnete er sein Landrecht. Die meisten Staaten reformirten ihre Gesetzbücher nach Friedrichs Codex, der ein großes Zeitereigniß war, ob er schon bloß negirend austrat, bloß Mißbräuche abschaffte. Er hob die Tortur auf, ließ Kindesmörderinnen nicht mehr sacken und ersäufen, sondern einfach enthaupten, erleichterte die Schließung und die Lösung der Ehen, — damit „die Bevölkerung vermehrt“ werde. Dem Bauernstande suchte Friedrich durch unaufhörliche Cabinetsbefehle aufzuhelfen, aber Hörigkeit, Hofdienste, Vorspann, Magazinlieferungen zu bestimmten Preisen, viermonatliche Grasung der Reiterpferde u. a. hielten freilich diesen vierten Stand noch immer (bis 1810) in Preußen danieder. In der Pflege der Landwirthschaftszweige war der König unermüdet, wenn auch nicht immer ohne Willkür und Laune. Den Pommeren z. B. befahl er Hopfen zu bauen, in Schlesien schaffte er den dort herrschenden Widerwillen gegen den Kartoffelbau ab. Mit kluger Fürsorge kaufte er zu wohlfeilen Preisen Getreide auf und ließ es den verarmten Landleuten ab, oder schenkte ihnen mitten im Kriege, was er an Korn den Russen abgenommen. Trotz der drei Kriege legte er keine neuen Steuern auf, bezahlte alle Fuhren und Lieferungen und behalf sich lieber mit Verschlechterung seiner Münze.

Sein schlechtes Geld, die „Ephraimiten“, die „Blechklappen“, fielen meist dem Auslande zur Last, seine Cassenscheine zur Besoldung für die bürgerlichen Beamten erlitten freilich beim Wechsel vier Fünftel Verlust. Klöster, Stifte, Domänen besteuerte er wie alle Güter, adelige, bürgerliche und bäuerliche, die letztern jedoch mehr. Ein Graf Carolath z. B., der von seinen Gütern über 20,000 Thaler Einkünfte bezog, wurde mit 3245 Thln. in die Steuerliste gesetzt, während sein bürgerlicher Nachbar mit 4500 Thln. Einkünften nicht weniger als 2000 Thlr. zahlte. Er spottete nicht selten über die „vermoderten“ Ahnen alter Häuser, war aber doch der Meinung, er müsse sich die „Race des Adels“ erhalten. Nur bei der Artillerie und den von ihm neugeschaffenen Husaren machte er Bürgerliche zu Officieren; lediglich Söhne Adeliger hatten Zutritt zu seinen Cadettenhäusern. Verkauf adeliger Güter an Bürgerliche war ihm ein Gräuel, Mißheirathen des Adels mit Bürgerlichen hintertrieb er möglichst, ließ sie nur zu, wo der Vortheil dafür sprach. So durfte ein Graf Hedern eine Millionärin „ohne Geburt“ heirathen und seine Gattin an den Hof bringen, unter der Bedingung, daß ihre Million nicht außer Landes nach Holland ging, und ein zweifelhafter Graf erhielt die Anerkennung seines Ranges, weil er sein Geld dem Lande erhielt. Den Soldatenstand stellte er ungebührlich höher als jeden andern. Ein Legationsrath hatte einen Rangstreit mit einem Fähnrich und wandte sich klagend an den König. Die Sache sei gar nicht Streitig, lautete Friedrichs

Entscheid; es verstehe sich von selbst, daß die Fähnriche den Rang vor allen Legationsrätthen hätten! Der Legationsrath, Graf Schwerin, ein Neffe des Helden von Prag, verließ den Civildienst und wurde Fähnrich. Der König achtete also auch nicht den Grafen in ihm; er kannte nur militärischen Dienstadel, deutsche Reichsgrafen und Reichsbarone waren ihm lächerlich; er verbot sogar den Zeitungen, von solchen zu schreiben.

Wie Friedrich in der Eigenliebe das sicherste und das beste Princip der Moral fand, so war der handgreifliche Nutzen ihm Leitfaden in Allem. In seiner spätern Zeit hörte er auf, in der Landwirthschaft mit Cabinetsbefehlen als Deus ex machina zu wirken, und richtete sein Augenmerk mehr auf Manufacturen. Die schlesische Wolle ging früher ins Ausland und kam als Tuch wieder. Der Aerger darüber bestimmte den König zur Anlage von Tuchfabriken; alle schlesischen Regimenter trugen seitdem schlesisches Tuch. Selbst seinen Widerwillen gegen die Juden überwand er, wenn sie sich auf Fabriken legten. Er änderte nicht viel an den Judengesetzen. Nach ältern Privilegien durften in Berlin nur 152 Judenfamilien sein. Im Jahre 1750 aber waren 203. Deshalb 1752 ein Cabinetsbefehl: daß die Schutzjuden nicht mehr nach Familien, sondern nach Köpfen gezählt, bei der Uebersahl aber die ärmsten und unsittlichsten weggeschafft werden sollten. Da sie reich geworden, wurden sie zu Manufacturen benutzt, mußten pachten und kaufen, und wenn sie brav zahlten, erlaubte er ihnen, „ein

zweites Kind anzusetzen.“ Die Lottounternehmer mußten jährlich für 10,000 Thlr. Porzellan bei ihm kaufen. In Landbau und „andere christliche Gewerbe“ durften sie sich nicht „mengen“. Vom Jahre 1764 lautet ein königliches Handschreiben: „Die Juden lassen sich beugehen, Rüche zu pachten, was Uns mißfällt. Auch sollen die Juden nicht handeln mit rohem Leder, Wolle 2c., damit die christlichen Fabrikanten nicht von ihnen gedrückt und ausgesogen werden.“ Dagegen blieb ihnen volle Freiheit des Gottesdienstes, den Rabbinern sogar der schiedsrichterliche Spruch in Ehe- und Erbschaftsachen. Wenn ihnen die Rechte „christlicher“ Kaufleute gegen große Summen ertheilt wurden, so fragen wir heutzutage freilich: Wer war dabei der wahre Jude?

Seine Ordonnanzen haben im Einzelnen oft genug für uns einen humoristischen Anstrich, besonders bei Anstellung alter Soldaten. Einen invaliden Quartiermeister decretirte er zum Bürgermeister von Aschersleben. Auf das dagegen erhobene Bedenken geht er ein und verfügt: „Dann soll er sich mit der Rathmannsstelle begnügen.“ Ein General schlug vor, einen alten Regimentspauker zum Bürgermeister von Ermsleben zu machen. Der König entgegnete eigenhändig: „Ich habe noch viele invalide Unteroffiziers, die unterzubringen sind, eh' ich an die Paukers denken kann.“ Als es ihm zu langsam ging mit der massenhaften Unterbringung der Invaliden, erließ er eine starke Rüge „wegen manquirender exactitude“, und schrieb: „Wenn ich zur Inspectionsreise

komme und finde andere Jüngens und Domestiques, wo ich Invaliden wünsche, so jage ich sie zum Teufel!"

In seinem Verhalten zum Orden des heil. Loyola zeigt man ihn der Treulosigkeit gegen seine eignen Ueberzeugungen. Als Prinz hatte er 1737 eingestanden, er „verachte“ sie zu sehr als daß er ihre Werke läse; „die schlechte Beschaffenheit ihres Herzens verdunkelte alle ihre Vorzüge des Geistes.“ Und trotz dieser Einsicht in die „schlechte Beschaffenheit ihres Herzens“ übergab er ihnen in Schlesien den Unterricht der Jugend, schrieb 1773, im Jahre der Aufhebung ihres Ordens, an Voltaire, der ihn Protector der Jesuiten schalt, der Papst habe „ihnen den Schwanz abgeschnitten“ und nun könnten sie „nicht mehr wie Simsons Füchse die Häuser der Philister in Brand stecken.“ Uebrigens habe er im Dresdener Frieden versprochen, die Religionen in statu quo zu belassen. Und die katholischen Fürsten hätten ihren Papst zum Absolviren; ihn entbinde kein Mensch, also müsse er sein Wort halten, denn ein Papst würde sich wohl eher die Finger abhauen lassen, als mit diesen Fingern einen verdamnten Reher von seinem Schlage zu segnen! — Zwei Jahre später spricht er seine Hoffnung aus, der heilige Vater werde bankerott machen, wenn nur noch einige Minister und Fürsten, die über gemeine Vorurtheile hinaus sind, aus Ruder kämen. Schon hätten seine Wechsel und Assignaten zur Hälfte ihren Credit verloren; ohne Zweifel werde die Nachwelt des Vorzugs genießen, frei denken zu können. Dabei blickt er aber weiter als alle andern Zeitgenossen. Bei der Nachricht von der Auf-

hebung von Klöstern in Frankreich, Oesterreich, Spanien, in welche der Papst willigte, ruft er aus: „Welche Revolution! — Und nur die Verschwendung der Höfe verlockt zu dieser Maßregel, die dem Baume die Art an die Wurzel setzt. Der Baum wird stürzen, da man ihn untergräbt!“

Zu dem Colbert'schen Sperrsystem, dem Friedrich im Handel und Wandel huldigte, gehörte auch, um kein Geld ins Ausland zu lassen, für die Landesfinder das Verbot, auf nichtpreussischen deutschen Hochschulen zu studieren. Er gab mit diesem Zwange das erste Beispiel zur provinziellen Verengung der Studien, hob die bisherige Gemeinsamkeit eines wissenschaftlichen, wenigstens akademischen Deuthums auf, während er für die Kinder vornehmer Stände durch ausschließlich französische Erziehung eine förmliche Entdeuschung der Bildung betrieb. In den niedern Schulen benutzte er für die Lehrerstellen gern seine invaliden Unterofficiere, weil er in Folge des Hubertsburger Friedens 30,000 Mann entließ und der bürgerlichen und bäuerlichen Thätigkeit wieder zuführte. Damit faßte im preussischen Schulwesen jener Zeit eine entschiedene Barbarei und ein zopfig militärischer Formeldienst Fuß, während des Königs Geldknauserei den ehrenwerth betriebenen Minister v. Zedlitz bei Berufung tüchtiger Kräfte nicht selten in peinliche Verlegenheit setzte; daher die Redensart vom *travailler pour le roi de Prusse*. Das philanthropische System Basedows erwuchs außerhalb des preussischen Staates, und wenn die Zurückberufung des unter Friedrichs Vater schnöde verjagten

Wolff aus Halle ein gerechter und löblicher Sühnact war, so geschah doch sonst vom „Philosophen von Sanssouci“ wenig in Sachen deutscher Philosophie. Nicht bloß Lessing, auch Kant in Königsberg blieb unbeachtet von ihm. Der Geist französischer Freidenker, der Friedrich geschult, hinderte ihn freilich, sich je Eingriffe in die Denksfreiheit zu gestatten. Presse und religiöses Gewissen blieben unbeschränkt. In Bezug auf jene war er glücklicher Weise selbst Schriftsteller, wußte also die Macht der öffentlichen Meinung zu schätzen. Doch entdeckt man auch einige widerhaarige Gelüste in Sachen der Bücherfreiheit und Censur. Sein bekanntes Wort vom Jahre seines Regierungsantrittes hieß: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht genirt sein.“ Doch schon drei Jahre darauf, 1743, lautete ein Erlaß, „in politicis“ sei „nichts ohne höhere Erlaubniß zu drucken.“ Nach der Beruhigung der aufgeregten Stimmung erschien 1772 ein Cabinetsbefehl des Inhalts: die Bücher seien „einer zwar nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung zu unterwerfen“, weil „die Freiheit stets mißbraucht“ werde und „die allgemeine Sicherheit wie das Wohl der Gesellschaft den Spott nicht vertrage.“ In Politik durfte namentlich nicht dramatisirt werden und Lessings Minna v. Barnhelm fand in Berlin viel Schwierigkeiten, bis es 1768, ein Jahr nachdem es im Druck erschienen, zur Aufführung kam. Die Politik im Stück war nur sehr gelegentlich, die Anspielung beruhte nur auf Voraussetzung von Thatfachen. Nach dem Hubertsburger Frieden waren 21 Freicorps ohne alle Ent-

schädigung zum allgemeinen Vergerniß entlassen, und in Lessings Minna wurde dies Thema berührt. Für seine Person war Friedrich generös. Ein Pasquill auf seine Person ließ er bekanntlich an einer Berliner Straßenecke tiefer rücken, damit es die Leute besser läsen. Der von den Ranzeln als Atheist verfolgte Freidenker Edelmann konnte in Friedrichs Hauptstadt unangefochten leben, die Fortsetzung von Lessings Wolfenbütteler Fragmenten erschien 1778 zu Berlin im Druck und der überall verjagte Rousseau erfreute sich in Neuschatel des preußischen Schutzes. Im Garten zu Montmorenci lautete Jean Jacques' dankbare Inschrift unter Friedrichs Bildniß: Il pense en Philosophe et se conduit en Roi. Friedrichs Grundsatz war: Mögen sie reden was sie wollen, wenn sie nur zahlen was sie sollen! Leider gingen aber seine Maximen nicht immer in seinen Codex über, manches blieb Phrase in seinen Schriften, seine Grundsätze wurden nicht immer Staatsgrundgesetze. Sobald Friedrich die Augen schloß, griff die feige Angst im Gefühl der Schwäche und Verschuldung bald genug zu entgegengesetzten Maßregeln, um das von Friedrich verspottete Gottesgnadenkönigthum zu schützen und Denken und Glauben zu knechten, d. h. christlich zu behüten, denn das Gefühl erbärmlicher Versündigung nannten die Wöllner unter dem zweiten Friedrich Wilhelm christliche Empfindung. Friedrich schrieb als Prinz 1739: da er es mit keiner Sekte halte, so könne er ihnen allen ohne Vorurtheil zusehen und „sich auf ihre Kosten belustigen“; in der Moral sei er jedoch nicht so indif-

ferent, da sie der nothwendigste Theil der Philosophie sei und am meisten zum Glück der Menschen beitrage. Er kannte und verstand vom Christenthum nichts als einige praktische Griffe humaner Wohlfahrt. Diese Armuth der Empfindung gab seiner Größe jene Nüchternheit, die kalt blieb und kalt läßt, aber doch Hochachtung, ja selbst Ehrfurcht einflößt vor der unerschütterlichen Kraft und Stärke seiner Seele. Wie er als Prinz in seinem Antimacchiavell als das Zeichen einer starken Regierung erklärte, „Jedermann Gewissensfreiheit zu gestatten“, da ein Regent nur „König sein und nie den Priester machen“ dürfe, so erwiederte er in seinem Alter als Herrscher dem Herzog von Braunschweig, der in der Religion „doch eine starke Stütze der Autorität“ sehen wollte: ihm „genügte Ordnung und Geseze; blinder Gehorsam sei nur für Tyrannen, wahre Fürsten brauchten nichts als einen vernünftigen und auf Gründen beruhenden Gehorsam.“ Die Berliner Oberkirchenbehörde, welche sich bei ihm beklagte, daß die Katholiken in ihren Schulen Proselyten machten, verwies er auf den Fiscal, der ein Auge darauf haben müsse, daß keine Religion der andern Abbruch thue, denn in seinen Staaten müsse „Jeder nach seiner façon selig werden können.“ Ein späterer Ausspruch von ihm lautete: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert, die Duldsamkeit eine zärtliche Mutter, welche sie gedeihen und blühen macht.“ Er verlangte nur „gute Bürger“. Sein Rechtsgefühl in Religionsfachen ging allerdings Hand in Hand mit seiner Gleichgültigkeit gegen

Glaubenssäge. Der Zögling Voltaire's hatte sich von Jugend auf an seines Meisters Haß gegen die Hierarchen genährt. Voltaire's Satyre hatte ihre große Mission darin, die Herrschaft der Geistlichkeit, die sich im Schooße des Aberglaubens an der Verdummung der Welt jahrhundertlang gemästet hatte, zu stürzen. Als Regent zog sich Friedrichs Zorn gegen Uebergriffe der Geistlichen oft ruhig hinter seinen Rechtsinn zurück. Bei Streitigkeiten zwischen Seelsorgern und Gemeinden trat er meist auf Seite der letztern. „Den Fäsen (Pjaffen) wird man keine Verfolgung gestatten!“ lautete eine seiner Verfügungen von eigener Hand. „Wenn der Pfarrer den Bauern gefällt, muß man sie nicht chicanisiren!“ hieß es in einer andern, als die Oberbehörde einen Dorfprediger absetzen, die Gemeinde aber nicht von ihm lassen wollte. Den Berlinern, die gegen die Einführung eines verbesserten Gesangbuches einkamen, gestattete er das alte. Freilich bezeugte seine eigenhändige Randglosse dazu die entschiedene Verarmung seines Gemüthes, das von der Poesie unserer Kirchenlieder, von der Einklehr und Zuflucht des Herzens in die Stille, wo Gott spricht, keine Ahnung hatte. Die Randglosse des Königs mit der Anführung eines Liedes von Paul Gerhard verrieth offenbare Rohheit. „Wenn die Leute“, schrieb Friedrich, „noch länger: Nun ruhen alle Wälder und ähnliches dummes und thörichtes Zeug singen wollen, so soll man sie gewähren lassen.“ In Neuchâtel war über das Dogma von den ewigen Höllenstrafen ein Streit ausgebrochen, gegen den er einschreiten sollte. Er entschied,

er habe nichts dagegen, wenn die Pfaffen ewig verdammt sein wollten. Der Prediger Franke in Halle, der Sohn jenes Pietisten Hermann August, des dortigen Waisenhausstifters, hatte die Entfernung der Komödianten aus der Universitätsstadt betrieben, wie früher sein Vater, der Vortführer an der Tafel des verstorbenen Königs, sich an der Vertreibung des Philosophen Wolff verschuldete. Friedrich wollte den Studenten eine „Satisfaction“ geben und die Bigotterie des „Fafen“ strafen, indem er Diesem befahl, die verpönte Bude Apolls in Person zu besuchen und darüber vom Schauspiel-director ein Zeugniß beizubringen. Nur mit Mühe gelang es, diese Verordnung stillschweigend unausgeführt zu lassen. In des großen Königs Werken stehen zum Ergötzen der Spötter des Christenthums unter anderen auch folgende Sätze: „Große Frömmerei und Berrücktheit im Gehirn sind meiner Ansicht nach gleichbedeutende Wörter (Brief an d'Alembert, 1774), wenn anders die Frömmerei nicht noch gefährlicher ist, denn sie ist bleibend, die Berrücktheit hingegen verliert sich, sobald das Fieber nachläßt.“ — „Wenn man sehr christlich ist, so ist es schwer, zugleich sehr vernünftig zu sein.“ — „Man möchte bisweilen glauben, von Konstantin bis auf Luther sei die ganze Welt toll gewesen.“ — „Die evangelische Religion ist die beste, viel besser als die katholische,“ — warum? — „weil die protestantische Kirche ganz der Regierung unterthan ist!“

Nicht neben diesen Belegen nackter Rohheit, dreisten Dünkels und herrischen Eigensinns stehen dann freilich eben

soviele Kernsprüche der lichten, hellen gesunden Vernunft. „Ich denke über Satyren wie Epiktet,“ schreibt der Greis 1775 an Voltaire; „sagt man Böses von Dir, und es ist wahr, so bessere dich; sind es Lügen, so lache darüber.“ — „Groher Muth“, schrieb der Jüngling aus Rheinsberg, „macht uns zu Göttern, mürrischer Ernst zu Teufeln. Der letztere ist eine Art von Geiz, der die Menschen des Glücks beraubt, das sie genießen können.“ — „Ach wie hartherzig sind doch die Menschen!“ schreibt der Menschenkenner an Marquis d'Argens 1757. „Es heißt: Ihr habt Freunde. Ja wahrlich schöne Freunde, die die Arme über einander schlagen und zu einem sagen: Bei meiner Treu, ich wünsche euch viel Glück! — Aber ich ertrinke: reicht mir doch wenigstens einen Strick! — Ei nicht doch, ihr werdet nicht ertrinken. — Doch, den Augenblick sink' ich unter! — Ei, wir hoffen das Gegentheil; wenn es aber geschehen sollte, so seid versichert, daß wir euch eine schöne Grabschrist setzen.“

Selten wohl hat ein Mensch auf dem Throne so tief in das schwache Herz der Menschen geblickt. Mitunter freilich ist die scharfe Helle seines Blicks wie kaltes Wetterleuchten einer nüchternen Verzweiflung, die sich über alles hinwegsetzt. In einem Briefe aus demselben Jahre und an denselben Freund, der ihm zur Zeit des siebenjährigen Krieges den vertrauten Jordan von früher her ersetzte, lesen wir folgende verwegene Aeußerung: „Wir Fürsten, wir dürfen uns nur in unserer Herrlichkeit zeigen, so wie der Herrgott bei der Messe. Man erhebt eine goldne Monstranz, alles Volk

betet an, die Messe wird gelesen, harmonische Instrumente begleiten sie, das Beispiel flößt eine düstre, finstre Ehrfurcht ein. Es kommt ein Quidam dazu, sieht die ganze Ceremonie mit prüfendem Auge an, nimmt die Monstranz, findet darin ein Stückchen ungesäuerten Brotes und lacht über den Aberglauben des Volks.“ — Dieser Quidam kann aber nur der kalte Spötter sein, der keinen Theil hat an dem Bedürfniß der Phantasie und des Herzens, das Ewige im Symbol ahnend zu fassen. Besser klingt schon ein anderer Ausspruch Friedrichs: „Die Macht der Geistlichkeit beruht nur auf Meinungen und auf der Leichtgläubigkeit der Menschen. Man kläre diese auf, so hat die Bezauberung ein Ende.“ Für „Leichtgläubigkeit“ wird freilich der tiefere Kenner der Menschen lieber: Glaubensbedürftigkeit sagen und das Amt der Aufklärung, d. h. der Deutung der Geheimnisse des Lebens in den Händen erleuchteter Priester nicht für entweiht halten. Damit nicht im Widerstreit stände dann des Königs politischer Ueberzeugungsatz: „Falsche Politiker meinen in ihrer Beschränktheit, es sei leichter, ein unwissendes und dummes Volk zu regieren als ein aufgeklärtes; gerade umgekehrt, je unwissender und thierischer, desto widerspenstiger und unlenksamer ist es.“ Um es also lenken und bilden zu können, bedarf es aufgeklärter Lehrer, und bessere Lehrer giebt es nicht als Jünger Christi. Ergreifend, als schmerzliches Ergebniß eigener Erfahrung, klingt Friedrichs Wort: „Jemand, von dem man glaubt, er habe keine Religion, wird allgemein verschrieen, mag er auch übrigens der recht-

schaffenste Mensch von der Welt sein.“ — Man kann Friedrich nicht für unreligiös, nicht einmal für unchristlich erklären. Nur war seine Religion ein Kind des nüchternen Verstandes, seine Frömmigkeit nichts als die Logik des Stoikers, sein Christenthum ein karger Abhub, ein Brosamen von der reichen Tafel eines geheiligten Lebens. Wenn der König einen alten General wegen dessen Betheiligung am Genuß des Abendmahls verspottete, so nahm er den Unbill doch im nächsten Augenblick zurück. Er blieb ein Zweifler, aber er ließ es zu, wenn Andere aus andern Quellen schöpften; in der Jugend ein Spötter, war er eines Bessern belehrt; er schwieg sogar, als nach dem Siege bei Leuthen 25,000 Mann wie aus Einer Kehle: „Nun danket Alle Gott!“ anstimmten; in der Schule des tiefbittern Ernstes hatte er den Spott gelernt. Und wenn die Prediger von den Kanzeln an die preussischen Fahnen den Sieg des evangelischen Christenthums knüpften, so lag das zwar außer seinem Gefühlskreise, aber er war politisch genug, es in seinen Gesichtskreis zu ziehen und es zu benutzen. Ein Held wie Gustav Adolf, der eine Fahne des Glaubens entfaltete, war er nicht. Religiöser Enthusiasmus und Fanatismus galt ihm gleich viel, wie denn freilich auch oft genug die helle Flamme dieser Erleuchtung im dunklen Qualm erstickt, die Grenzlinie zwischen Glauben und Aberglauben unsicher genug schwankt. In seinen Zweifeln aber war Friedrich ehrlich, in seinem Unglauben suchte er gegen Andere gerecht zu sein. So gewöhnte er sich, das Bedürfniß des Glaubens in Andern

zuzulassen, während er sich von dieser Bedürftigkeit, als einer Schwäche des Geschlechts, ausschloß. So konnte er schließlich in einem Briefe an d'Alembert (1770) das Christenthum gegen das *Système de la nature* sogar in Schutz nehmen, die Unvernunft des Verfassers schelten, dessen Verleumdungen als Uebertreibungen rügen; der Satz des Evangeliums: *Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß sie dir thun!* sei der Inbegriff aller Moral. Friedrichs Religion war Moral. Im sittlichen Instinct der Menschen sah er den Bau der menschlichen Gesellschaft und die staatliche Ordnung begründet; alles Andere gab er preis, weil er die moralische Triebkraft im menschlichen Geist für so stark und für so ausreichend hielt. „Unsere jetzigen Religionen“ — dies die Summe seines Bekenntnisses — „gleichen eben so wenig der Religion Christi als der der Irosesen. Das Christenthum veränderte sich wie die Sitten. Es verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr von seiner ursprünglichen Einfachheit und artete bald so aus, daß man es kaum noch wiedererkennen konnte. Nichts übertraf bei seiner Entstehung die Heiligkeit seiner Moral; aber der Hang des menschlichen Herzens zur Verderbniß verkehrte dieselbe bald. So wurde der reinste Quell des Guten der Grund zu einer Menge von Uebeln für die Menschheit. Christus hat keine Dogmen eingesetzt, die Kirchenversammlungen haben dafür gesorgt. Seine Religion war reiner Deismus.“ — Im Grunde war ihm Christus nur ein zweiter Sokrates. Und hierin liegt die Einseitigkeit, aber auch die starke Kraft der

Charaktere jenes Jahrhunderts. Sie schufen das Heil aus sich selbst, und hielten es für Schwäche, die Heilsbedürftigkeit der menschlichen Natur aus ihrer Unzulänglichkeit herzuleiten. Ihr Glaube war die Errungenschaft ihres forschenden Verstandes, ihre Religion das Ergebniß der zusammengefaßten Kraftentwicklung ihres Geistes. Im scharfen Zugwind ihrer hellen Vergluth verschmähten sie die Atmosphäre der Niederungen, in deren Sümpfen sich die Feigheit der Verzagten Nester baut. Ihr bestes Wissen war auf der Degenspiße der Forschung errungen, hatte sich sogar in der Feuerprobe der Verzweiflung bewährt. Weit entfernt von der Aufklärung von heute, deren Materialismus die Herrschaft des Geistes nicht mehr kennt, fand sich ihr Deismus, der als glaubensleer gescholtene, doch im geistigen Centrum der Welt zurecht. König Friedrich construirt sich das Wesen eines selbstbewußt handelnden Gottes in demselben Briefe an d'Alembert, und die deistische Richtung hat keine bessern Beweise vom absoluten „Ding-an-sich“ vorzuführen. „Die Vernunft“, schrieb er, „zeigt mir so erstaunenswerthe Verhältnisse in der Natur und legt mir so auffallende und so einleuchtende Endursachen vor, daß ich gezwungen bin zuzugeben, ein denkendes Wesen walte über diesem Weltall, um die allgemeine Einrichtung der Maschine in Ordnung zu erhalten. Dieses Wesen denk' ich mir als den ersten Urstoff des Lebens und der Bewegung. Das System einer Entwicklung des Chaos scheint mir unmöglich zu erweisen, denn es würde noch mehr Geschicklichkeit dazu gehören, das Chaos

zu bilden und zu erhalten, als die Dinge so zu ordnen wie sie jetzt sind. Das System einer Schöpfung aus Nichts ist widersprechend und folglich ungereimt. Es bleibt also nichts übrig als die Ewigkeit der Welt, — eine Idee, die keinen innern Widerspruch in sich schließt, weil das was heute ist, auch sehr wohl schon gestern dagewesen sein kann und so fort. Da nun der Mensch Materie ist, und doch denkt und sich selbständig bewegt, so seh' ich nicht ein, warum nicht ein ähnliches denkendes und handelndes Urwesen mit der allgemeinen Materie sollte vereinigt sein können. Ich nenne es nicht Geist, weil ich keinen Begriff von einem Wesen habe, welches keinen Raum einnimmt und folglich nirgends existirt. Da aber unser Denken eine Folge der Organisation unsers Körpers ist: warum sollte nicht das unendlich mehr als der Mensch organisirte Weltall eine Denkkraft besitzen, die unendliche Vorzüge vor der Verstandeskraft eines so schwachen Geschöpfes hätte?“

In Friedrichs Zweifeln am Geist liegt mehr Beweiskraft und Gewißheit, als im Zeitalter von heute einerseits die Materialisten und andererseits die Devoten und Glaubensseligen zu geben im Stande sind. Und mit diesem seinem Bekenntniß hätte er einen Lessing als Gehülfsen und Freund an seine Seite berufen, den Samen, den Immanuel Kant bereits zu streuen begann, hegen und pflegen sollen, damit die Factoren des Besten, was diese drei Geister schufen, fühlten und dachten, sich als die Summe des Jahrhunderts der Aufklärung in Staat, Kirche und Gesellschaft feststellte! Das

Friedericianische Zeitalter hätte dann tiefere Wurzeln geschlagen und einen Baum von mehr Dauerbarkeit getrieben, der dem Rück- und Umschlag stärkern, nachhaltigeren Widerstand geleistet. Das aufgeklärte Königthum vollzog sein Werk ohne zu wissen, was im Schooße deutschen Volkes keimte und reifte, ohne Herbeiziehung dessen, was in deutscher Litteratur, in Poesie und Philosophie sich zur Mitarbeiterschaft eignete. Was Wunder, daß zum Gedeihen der Gesamtheit der Segen ausblieb! Der Staat Friedrichs zerfiel, deutsches Dichten und Denken feierte unausgesetzt seine bleibenden Siege. Um ein neues Deutschthum nach außen und innen gesichert aufzubauen, dazu war ein Zusammengreifen aller Kräfte nothwendig.

Sprechen wir auch noch vom Bilde seiner äußern Erscheinung. Vor den Augen des Volks sind nur die Züge des „alten Fritz“ stehen geblieben, und Rauchs Denkmal hat dieselben der Unsterblichkeit überliefert. Man kennt ein Bild im Berliner Schlosse von Friedrich als Kind und ein anderes vom Jünglinge; Adolph Menzel hat in Illustrationen seine ebenso zarte wie fette Jugendgestalt sehr glücklich aufgefaßt und hingestellt, während Selbstbilder dieses trefflichen Skizzenzeichners Friedrich im blühenden Mannesalter bei Tische mit Voltaire und seiner französischen Tafelrunde, sowie die Begegnung des alten Königs mit Kaiser Joseph in Reisse aus dem Jahre 1769 darstellen. Baron Bielfeld beschrieb des Kronprinzen Person in

Rheinsberg. Friedrich trug danach sein eignes blondes Haar; er „sieht ziemlich männlich aus, jedoch *hasque*.“ Marquis Valori, französischer Gesandter am Berliner Hofe, schilderte 1745 des Königs Erscheinung. Friedrich, schrieb er, ist von Figur klein, sein Wuchs ist regelmäßig, Hüften zu hoch, Beine zu stark, Mund und Nase aufgeworfen; sein Lächeln, geistreich und liebenswürdig, gewinnt oft einen spöttischen und bittern Ausdruck. Mit Entzücken spricht Valori von des Königs großen blauen Augen. „Ich weiß nicht, ob Jemand gleichgültig bleiben könnte, wenn er ihn leiden oder in Zorn sieht.“ Ein anderer Franzose, Thielbault, nennt ihn *mauvais cavalier*: „*Buste admirable et vraiment royal, mais pauvre et misérable piédestal. Sa tête et sa poitrine sont au-dessus des éloges, le train d'en bas au-dessous de la critique.*“ — Zum Bilde des Alten, wie es im Volke fortlebte, gehören wesentlich Krückstock und Tabaksdose; mit jenem, statt der Sporen, saß er sogar zu Pferde, und die Dose mit ihrem Spaniol war ihm stetes Bedürfniß für die steile Nase, die wie ein Instrument des Forschens, fast wie ein Alles herausbohrender Korkzieher, sich über die zahnlos zusammengepreßten Lippen vorstreckte. In dem verknöcherten Antlitz des alten Königs saß das große blaue Auge wie eine ewig wache, klare, wenn auch nordisch kalte Sonne. Lavater, der Physiognom, stellte dem Könige, freilich nachträglich, das Horoskop. Er fand sein Antlitz so „zum Königsgeſicht geschaffen“ wie kein anderes. „Ich habe sein Auge lange und nahe angesehen: mehr treffend als blendend, mehr

durchdringend als blickend. Aber man schließe sein eignes Auge und betaste die Linien von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Nase: der Physiognomist wird niederfallen und rufen: Ein prädestinirter König oder Welterschütterer; ohne Thaten lebt er nicht, so wenig als ohne Odem!" Lavater las aber auch entschiedene Menschenverachtung in Friedrichs Gesicht; er meint, sein hohes Selbstgefühl habe, weil er Seinesgleichen nicht gefunden, in Geringschätzung der Mitbrüder ausarten müssen.

Ueber des Königs Augen und ihren alles durchdringenden Blick schwärmt in Hippels Lebensläufen ein deutscher Jüngling: „Solch ein Auge!“ — „Hat er Augen? Sterne hat er, Sonnen, die ihr eigen Licht haben und Strahlen werfen. — Wenn er sie doch schonen möchte, die großen Königs-
augen, und sie nicht so hin- und herwerfen, oft auf Leute, die des Blicks nicht werth sind, wahrlich nicht. — Gleich wie ich ihn sahe, dacht' ich: warum reisen denn nicht Dichter, Maler, Bildhauer nach diesem Ideal eines königlichen Aussehens, nach diesem Bilde eines Königs? — Eines, Vater, mit Sr. Majestät Erlaubniß, gefällt mir nicht: was ich mich geärgert habe, daß er die Flöte spielt!“ Es gebe ja kein königliches Instrument, sagt der junge Königsberger, und den Odem solle man für das Wort sparen. Freilich, da Er sie spiele, könne wohl noch was aus ihr werden. Auch lasse er sich auf ihr nur hören, wie man sich im Schlafrock sehen lasse, vor Freunden und Tonkünstlern. Eine Schlafmütze trage er nie, auch keine Krone, immer den Hut, auch schon

früh Morgens, denn nach seinem eignen Worte regierte Friedrich einen Staat, wo der König immerfort auf der Wache stehen müsse: „Sein Hut steht ihm als eine Krone. So trägt Keiner seinen Hut. — Wenn der König grüßt, Du solltest sehen, wie er den Hut faßt! Und seine Kleidung? Nichts was neu schiene; ein neues Kleid ist nicht königlich. Vater, durchweg ein König! Alles so natürlich. Thäten wir es, wär' es die äußerste Affectation.“ — Im Blick des unverwandt auf Einen Punkt gerichteten Auges lag wie in der geistigen Willenskraft Friedrichs für die wundersüchtigen Menschen eine magische Gewalt. Hippels Schwärmer schrieb: „Der König hat in seinen Feldzügen die Kugeln um sich herumpeifen und hinsinken lassen; wie Mücken sah er sie an, die um seinen Kopf sich lustig machten. Man sollte fast glauben, für einen unverwandten Blick auf Einen Fleck, für einen festen Gang zum Ziel, für ein Bewußtsein: das ist der rechte Weg! haben die Kugeln selbst Respect. Im Willen des Menschen liegt eine menschliche Allgewalt.“ — Und in der That, den Glauben an menschliche Allmacht erweckte Friedrich einem schlaff in sich erlahmten Zeitalter.

In Potsdam war er König, in Sanssouci Mensch. Er haßte alles Ceremoniell, allen Pomp; in Sanssouci konnte er abwerfen, was ihm hinderlich schien, um bei der kurzen Spanne Zeit des Lebens ganzen Kern zu fassen. Wie er für seinen Staat nur Minister hatte, die seine Secretäre, seine Expedienten waren, so glich sein Hofhalt bei der größten Einfachheit, ja Dürftigkeit in seiner Umgebung einer sehr

einfachen, nüchternen, aber correcten Maschine. Er hatte, sagt ein Gewährsmann, einen Kanzler der bloß sein Schreiber war, einen Oberjägermeister der sich keine Wachtel zu schießen traute, einen Mundschenk der nicht wußte, ob Wein im Keller war, einen Oberstallmeister der nicht befugt war, ein Pferd satteln zu lassen, einen Garderobemeister der nicht einmal wußte, wer des Königs Schneider sei: der Kämmerer Fredericksdorf besorgte alle jene Dienste. Des Königs Kleidernachlaß kaufte ein Jude für 400 Thlr.; keine seiner Kuttschen war über 100 Thlr. werth. Gewöhnlich das Hausgeräth, das Lager ein ordinäres Feldbett. Aber die Bücher in den Schränken, verworren durcheinander, zeigten von Gebrauch. Flöte, Krückstock, Tabaksdose und Hunde, die geliebten Windspiele, die ihre besondern Laquaien hatten und denen er Grabsteine mit Epitaphen setzte, waren sein einziger Luxus. Ritt er aus, so begleitete ihn oft nur ein einziger Reitknecht. Nachts schlief er ohne Wache. Zimmermann, der hannöversche Hofmedicus, nach Potsdam zum kranken König gerufen, beschrieb in seinem Buche: „Von der Einsamkeit“ zwei Jahre vor Friedrichs Tode die Einsamkeit des ländlich stillen Philosophenhauses. „Wo jener alte Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt, wo er sein Volk regiert wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmanns liest und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunlichen Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas

dabei zu suchen als das gemeine Beste; und wo er in der andern Dichter ist und Philosoph: — herrschet weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde höret. Ich bestieg diesen Hügel zum ersten Male im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle. Ich sah nichts und ging frei und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause.“ — Natürlich, Monarchen, die weniger in ihrer Person zu bewahren haben, verschanzen sich oft weit stärker, als könnten sie gestohlen werden. König Friedrich lebte freilich so farg und ungemüthlich einsam wie ein alter Junggesell. Er lebte ohne Familie, ohne Günstlinge, ohne Rathgeber und Vertraute; nur ein kleiner enger Kreis geistreicher Menschen fand sich an seinem Tische. Hier hielt er Hof, und die Witzjungen der Rede würzten geistig das Mahl. Es war seines Vaters Tabakscollegium in anderer, pikanterer Form, ohne Rauchtabak, aber mit Spaniol; gepfefferte Speisen gingen Hand in Hand mit gepfefferten Späßen über Gott und Welt, Religion und Politif.

Ueber Friedrichs Entfremdung vom Geschlecht der Frauen lassen wir den Schleier ruhen, um so mehr als hieraus nicht, wie in der Maitressenwirthschaft französischer Ludwige, eine weichliche Entartung seines Regiments, vielmehr nur eine Entartung seiner eignen Empfindungen und Bedürfnisse

erwuchs. Sein Verhalten zur deutschen Litteratur, die um ihn her mächtig aufkeimte, würde ebenfalls der Vergessenheit verfallen können, hätte dieser deutsche „Salomo des Nordens“ seine Schrift über deutsche Dichtung und Wissenschaft (*De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger.* Berlin, Decker. 1780. 80 Octavseiten), eine Schrift, die er anfänglich bloß für seinen Minister Herzberg aufsehte, dann aber in die Muttersprache übersetzen ließ, nicht selbst zum Druck gegeben, ihm und der Nation zur bleibenden Schmach, ihm, weil sein eigensinniger Trotz sich nicht überwinden konnte, was er als Jüngling vor Jahrzehnten in seinem Vaterlande wahrgenommen, noch einmal als Greis, eh' er darüber absprach, zu prüfen, — der Nation zur Schmach, weil diese Schrift ein dauerndes Zeugniß ist, daß ihr angeblich größter Fürst seine größte Unwissenheit in heimischen Dingen gleichsam von oben herab proclamirte und in einer souveränen Naivität über deutsche Cultur und Dichtung zu einer Zeit absprach, in welcher nicht bloß mit Klopstock, Winkelmann und Wieland, sondern mit Lessing in seiner Vollendung und mit Goethe in seinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unserem Dichten und Denken angebrochen war. Mit einer ironischen Selbstbespöttelung, wie sie nur dem spißfindig trockenen *genius loci* seiner Heimath eigen ist, äußerte der hochbetagte König gegen Mirabeau: „Welchen größern Vorthail hätte ich der deutschen Litteratur bringen können, als daß ich mich

nicht um sie kümmerte?“ — ein königliches Wort, das in der That zur Entgegnung eine Litteratur verdiente, die eben so unbekümmert um die Throne ihren Weg geht. Daß das Fridericianische Preußenthum uns kein deutsches siècle de Louis XIV. lieferte, dem Hofe eines kleineren Augustus die Pflege einer goldnen Litteraturblüthe überließ, war vielleicht nur heilsam, oder dies Preußenthum hätte denn zur Bedingung seiner Größe nicht Deutschlands Regierung machen, in seinem größten Fürsten nicht die Entfremdung von allem Deutschthum krönen müssen. Daß Friedrich das schlechteste Deutsch sprach und schrieb, das je ein Sterblicher auf deutschem Boden verübt hat, ist erklärlich und somit verzeihlich, da er am Hofe seines Vaters vor der Barbarei geschmackloser Rohheit keine andere Rettung fand als in der Flucht zum französischen Wesen in Sprache, Sitte, Sinnesart und Empfindung. Aber daß er noch sechs Jahre vor seinem Tode in der Herausgabe jener Schrift seine erklärliche Jugendentwöhnung und seine dauernde Entdeutschung principiell zu rechtfertigen, nicht bloß zu beschönigen suchte und mit der plumpsten Dreistigkeit, mit der dicksten Unwissenheit für deutsche Litteratur höchstens noch einen gutgemeinten frommen Wunsch zum Schluß übrig hatte, dies kann nur entschuldigen, wer sich des Verbrechens theilhaftig macht, in der Person eines Fürsten in allen Dingen päpstliche Unfehlbarkeit zu vergöttern. Der fünfundzwanzigjährige Prinz hatte, drei Jahre vor seinem Regierungsantritt, an Voltaire geschrieben, es fehle den Deutschen nicht an Geist, ihr Charaf-

ter sei dem der Engländer ähnlich, sie seien fleißig und gründlich, aber ihre Bücher von einer ertödtenden Weitschweifigkeit. Wenn man sie in etwas von ihrer Schwerfälligkeit heilen und mit den Grazien befreunden könnte, so verzweifelte er nicht daran, daß die Nation große Männer hervorzubringen vermöchte. Die Getheilttheit Deutschlands sei Ursach, daß die verschiedenen Provinzen sich niemals einer einzigen Akademie unterwerfen würden, und aus Mangel an einer allgemeingültigen Sprache seien die deutschen Gelehrten genöthigt, in fremden Sprachen zu schreiben. Dazu komme, daß die Fürsten im Allgemeinen die Gelehrten verachteten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche die Letzteren auf ihr Aeußeres verwenden. Der Schulstaub, der den Gelehrten anklebe, und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieser großen Herren mache, daß die Letztern gern über das Aeußere der Gelehrten spotten, während der Geist, der darin wohnt, ihnen entgehe. Das Beispiel der Fürsten sei maßgebend für die Höfe; auch diese affectirten eine Verachtung gegen Männer, welche tausendmal mehr werth seien als sie. Er selbst aber, der Schreiber, Prinz Friedrich, wolle sich begnügen, das Beispiel seiner Standesgenossen nicht nachzuahmen, vielmehr ihnen unausgesetzt zu predigen, daß Selbstüberhebung der Gipfel der Unwissenheit sei, und für seinen Theil den großen Männern seine Anerkennung zu zollen! Diesen jugendlichen Vorsatz hielt Friedrich nicht als König, weder als Mann, noch als Greis. In der *Histoire de mon temps*,

die er zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege verfaßte, etwa zehn Jahre nach jenem Briefe, versuchte er noch für Voltaire eine Rechtfertigung für das späte Erwachen der schönen Künste in Deutschland. Hauptursachen dieser Verzögerung seien die langen, verheerenden Kriege, der Mangel einer Hauptstadt als Tonangeberin allgemeiner Geschmacksbildung, die Rohheit und Pedanterie der deutschen Hochschulen, die lange Herrschaft des Lateinischen, bei fast gänzlicher Theilnahmlosigkeit der höhern Stände an der literarischen und wissenschaftlichen Bewegung. Pedantismus, Beschränktheit und Schwerfälligkeit seien demnach natürliche Folgen für deutsches Schriftthum. Auch für die fünfziger Jahre hatte Friedrich noch mannichfach Recht zu solchen Behauptungen. Aber 1780 in der Schrift „über die deutsche Litteratur“, nachdem Lessing 17 Jahre zuvor seine im preussischen Feldlager geschaffene Minna v. Barnhelm gebracht und mit seinem Nathan sein großes Tagwerk dichterisch abgeschlossen hatte, in deutschen Landen noch „eine allgemeingültige Nationalsprache“ zu vermissen, als stecke noch jede Winkellandschaft in erbärmlicher Mundart, noch 1780 den Deutschen „einen klaren, gedrungenen, dabei kräftigen und wohl lautenden Styl“ zu empfehlen, nachdem Lessing in seinem Scharfsinn und graziöser Anmuth das Höchste in deutscher Prosa geleistet: dazu gehört in der That ein Gemisch von Naivität und souveränem Dünkel, das seinesgleichen sucht. Die Schroffheit eines eigensinnigen Charakters grenzt fast an Hohn, nach vierzig Jahren im eignen Vaterlande

noch dasselbe zu vermissen, was der Jüngling vertrauensvoll seinem Volke herbeigewünscht, aber in der Möglichkeit nicht abgeleugnet. „An guten Schriftstellern fehlt es uns gänzlich“, schrieb der königliche Zeitgenosse Lessings ein Jahr vor dessen Tode an d'Alembert. „Vielleicht aber werden sie erscheinen, wenn ich in den elysäischen Feldern lustwandle. Ihr werdet über die Mühe staunen, die ich mir gegeben, einer Nation, die bisher nichts verstand als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen.“ — Preuß nennt die Schrift Friedrichs eine Arznei gegen eine längst gehobene Krankheit. Graf Herxberg wollte dem Könige die Ansicht benehmen, Tacitus sei französisch mit weit mehr Kürze, Bestimmtheit und Wohlkaut zu übersetzen; er lieferte ihm zwei Capitel der Germania in drei Spalten, lateinisch, französisch und deutsch neben einander. Ja, sagte Friedrich, den lakonischen und doch zugleich so malerischen Styl, der oft in zwei Worten soviel ausdrückt, den sollten unsere Schriftsteller nachzuahmen suchen: wenig Worte und viel Sinn! Und darauf hin verfaßte er die Schrift. Herxberg fand namentlich die allgemeinen Vorwürfe gegen die deutsche Sprache zu hart, und schlug vor, einige Ausdrücke zu mildern, aber vergeblich. Nur einige Denker (Leibniz und Thomasius) ließ Friedrich gelten, in der schönen Litteratur höchstens Gellert, der einem Phädrus und Aesop zur Seite zu setzen sei, aber die deutsche Melpomene habe nur wilde Liebhaber, die Einen auf Stelzen, die Andern kriechend im Schlamm; rebellisch

gegen ihre Geseze, unbekannt mit der Kunst, zu rühren und zu interessiren, würden sie sämmtlich von den Altären der Göttin zurückgestoßen. Acht Jahre zuvor aber als die Schrift erschien, war Lessings Emilia Galotti von Koch in der Behrenstraße aufgeführt. Glücklicher, meint der König, seien die Deutschen auf Italiens Gebiet, wenigstens hätten sie Eine ächte originelle Komödie aufzuweisen, — Ayrenhoffs „Postzug“ vom Jahre 1769. Aber ein Jahr zuvor, 1768, war Minna v. Barnhelm in Berlin in 22 Tagen 19mal gespielt! Welche Sandwüste voll unüberwindlicher Dürre trennte hier einen deutschen König von dem, was unter Deutschen sich langsam, mühsam, aber unaufhaltsam herausarbeitete, bis es zu einem Baum erwuchs, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels aus allen Zonen und von allen Völkern Schutz finden und Nester bauen! Als Friedrich von Knebelstorf 1744 der italienischen Oper den schönen Tempel (Apollini et Musis) erbauen ließ, in jedem seiner Paläste für das französische Drama Haus theater hatte, auf denen vor einem geladenen Hofcirkel gespielt wurde, wanderte die deutsche Komödie von Scheune zu Scheune, von Stall zu Stall. Die Schönemann'sche Truppe mit Eckhof aus Lüneburg erhielt die Erlaubniß, im Saale des Berliner Rathhauses zu spielen, und führte in schlechter rascher Uebersetzung die Stücke auf, die Tages zuvor die Franzosen französisch bei Hofe gespielt. Der kleine Bürger, der weder im Apolltempel, noch in den königlichen Palästen Zutritt hatte, ging hin und sah für seine Paar Groschen die dann erst mit Lessing wirklich

deutsch gewordene deutsche Komödie, lange freilich noch verflohlen und gefährdet, denn die frommen Theologen schleuderten den Bann darauf und sprachen von den Kanzeln, Komödie zu spielen sei gottlos oder — höchstens dem Hofe und dem Adel zu gestatten!

Hinter welcher chinesischen Mauer von Vorurtheilen mußte sich Friedrich, dieser König der Aufklärung, verstecken, in welcher Entfremdung von der Nation, in welcher Entdeutschung sich gefallen, wenn der gerühmte Scharfblick seines Auges sich als stockblind erwies gegen das Deutschland, das um ihn her aufstieg! Er hatte Unglück gehabt in persönlicher Begegnung mit deutschen Gelehrten. Der prahlerische Gottsched, sein eigener Landsmann, eine Caricatur des Preußenthums auf litterarischem Boden, war danach angehan gewesen, den in französischer Feinheit geschulten Monarchen wider sich einzunehmen. Die Begegnung mit Gellert in Leipzig war zufriedenstellender, und Friedrich selbst rühmte von diesem Dichtergelehrten, er sei der „raisonnabelste“, den er unter den Deutschen gefunden; aber diese Berührung blieb ohne Wiederholung, ohne alle Folgen. Daß Friedrich seinen Cadettenprofessor Ramler und dessen stelzenhafte Loboden nicht allzu hoch achtete, stand ihm frei, aber auch den rechtschaffen gutartigen „Grenadier“ unter den preussischen Tyrannen, den lebenswürdigen Gleim und dessen Lieder im Volkston, auch Engel und dessen anmuthig lehrreiche Erzählungen, Ewald v. Kleist, den Sänger des Frühlings, der bei Runersdorf den Tod in einer seiner Schlachten gestorben,

schien König Friedrich seiner Aufmerksamkeit nicht für werth zu halten. Daß er vom Dichter des Messias, dessen erste Gefänge in die Zeit zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege fielen, nur gering denken konnte, wird aus des Königs religiösen Stimmungen erklärlich. Wielands französischer Gracismus hätte ihm schon eher zusagen können, wenn er in dessen redseliger Breite nicht allzusehr witzige Schlagkraft und pointirte Kürze nach Art seiner Franzosen vermischte. Aber deutsche Anmuth der Grazien im Verein mit den stählernen, hellschimmernden Waffen der Pallas Athene hätte er in Lessing finden und bewundern können! Allein Lessing, noch vor dem siebenjährigen Kriege ihm warm zum Bibliothekar empfohlen und als solcher von ihm verschmäht, hatte seinen Gözen Voltaire gestürzt und war deshalb für ihn im Reiche der Welt gar nicht vorhanden, da er gegen sein französisches eitles, coquettes, frivol ironisches Idol eine Polemik für ein Ding der Unmöglichkeit hielt.

König Friedrichs Schmähschrift „über die deutsche Literatur“ blieb nicht ohne Erwiderungen, denn bei aller Anbetung, die ihm gezollt wurde, als er siegreich aus Anfechtungen hervorgegangen, war doch sein Stern 1780 längst im Sinken und das Unerhörte in der Dreistigkeit der Sottisen rief selbst zahme Seelen in Harnisch. Der höfisch französirte Baron v. Grimm in Paris nahm unter einem Schwall von Schmeicheleien gegen „Marc Aurel Friedrich“ ein Land in Schutz, das doch eben einen Friedrich und eine Katharina hervorgebracht! Der Theolog Jerusalem widerlegte die Schrift

Ähne, Deutsche Charaktere.

des Königs, wie Goethe sagte, wohlmeinend und bescheiden, aber arm und kalt. Goethe selbst war vielleicht schon zu sehr eines Fürsten Freund, um eines Königs dreistes Pasquill, wie er gewollt und den Entschluß dazu in den Briefen an Frau von Stein aussprach, strafend zu widerlegen. Tralles, der Mediciner, dem der König Wohlwollen gezeigt, ermannte sich zu einer Gegenschrift, um auf Lessings Komödien hinzudeuten, wenn er freilich dem Spott des königlichen Herrn den Göß von Verlichingen und den Nathan preisgab. Justus Möser's Abhandlung „über die deutsche Sprache und Litteratur“ war die einzige werthvolle Widerlegung der souveränen Verblendung und Anmaßung. Der König hatte sich nicht einmal die größten Schnitzer in seiner Schrift verbessern lassen. In der Geschichte seines Hauses „zu Hause“, zählte er in deutscher Geschichte die ersten Heinriche zu den Hohenstaufen und versteifte sich, trotz Graf Herßberg's Correctur, darauf, in Thomasius, der nie ein geschichtliches Buch geschrieben, den leidlich besten Historiker Deutschlands zu proclamiren. Goethe's Göß nahm Möser in Schutz, denn es sei in dem Werk ein Gemälde aus dem Nationalleben unserer Vorfahren aufgerollt, und es sei Zeit, auf der heimischen Bühne einmal der witzigen französischen Bedienten und artigen Kammerjungfern nach Pariser Schnitt müde zu werden; bei einem Volksstücke müsse man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. Shakespeare's „abscheuliche Stücke“, lautete das königliche Pasquill, seien „würdig, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden“, und der Göß sei eine

„abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke.“
 Recht aber gab Möser dem hohen Kritiker, die Hauptursache
 des Mangels an Cultur in Deutschland in der Schönthuerei
 mit dem Fremden zu sehen. Der große deutsche König, der
 Deutsch wohl nur in Acten und militärischen Meldungen
 lese, habe sich in jungen Jahren seinen Geschmack bei den
 damals schon fertigen Franzosen gebildet und seine Schrift
 sei wahrscheinlich viel früher geschrieben als gedruckt; somit
 sei es kein Wunder, wenn er gegen die neuere Litteratur der
 Heimath ungerecht werde und die aus dem Mittelalter un-
 vollkommen hervorgesuchten, ihm gewidmeten Dichtungen
 der deutschen Hohenstaufenzeit zum Tempel hinausgeschmis-
 sen. Zugleich war Justus Möser gerecht genug, im preußi-
 schen Friedrich bei alle dem den Deutschen herauszufühlen,
 nämlich da, wo auch in seinen französisch geschriebenen Wer-
 ken „Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauer-
 haft arbeiten“: hier sei Friedrich ihm größer als wo er „mit
 den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifere.“
 In des Königs Instruction pour mes généraux, sagte Möser,
 stehe er ihm durch Geist und Anordnung, um verwickelte
 Fälle auf einfache Regeln zurückzuführen, höher als Cäsar.
 In Friedrichs vertrauten Briefen, bei schweren Vorfällen
 geschrieben, fand Möser deutsche Kraft und Dauer, in des
 Königs Abhandlung „über die Vaterlandsliebe“ den systema-
 tischen Geist unserer Volkseigenthümlichkeit. Wo es hinge-
 gen auf Verzierungen ankomme, da sehe er in Friedrichs
 Schriften die Manier des fremden Meisters, und als Deut-

schem thue es ihm wehe, ihn hier hinter Voltaire zu sehen, während er auch in deutscher Art und Kunst unser Aller Meister sein konnte.

So wurde der von Europa unbefiegte Preußenkönig auf heimischem Boden mit bürgerlichen deutschen Waffen geschlagen. Und in der That, Friedrich war auch auf andern Gebieten bereits überwunden, überholt und abgethan. In Handel und Wandel hatte sich seine Schöpfung überlebt, sein ganzer Staat sich in sich selbst verknöchert, noch eh' er das große helle Auge schloß, das Alles durchforscht haben wollte, um es nach seinem Kopf zu ordnen. Das Colbert'sche Absperrungssystem sollte Preußen chineesisch abschließen. Man fand nicht einmal mehr deutsche Hände für den Betrieb der eigensinnig und pedantisch erkünstelten Maschine, und so saßen schließlich nicht bloß an des Königs Tische, sondern auch an Preußens Staatscassen Fremde. Die seit 1766 meist von Franzosen betriebene „Regie“, mit der harten Tabaksverwaltung, mit den frechen „Kaffeeriechern“ und Topfguckern, verkümmerte den bürgerlichen Verkehr, beengte die gesammte nationale Wohlfahrt. Friedrichs System in Beibehaltung der Steuern und Gefälle wurde zur unleidlichen Schraube, die Aufklärung seines Regiments wie seine ganze Persönlichkeit zur Caricatur ihrer selber. Ein Rechenmeister im Regieren, wie er war, konnte er sich am Abend seines Lebens triumphirend sagen: Ich begann mit 1000 Städten und 2 Millionen Menschen und ende mit 1000 Städten und 600 neuen Dörfern mehr und gebiete über 6 Millionen

Menschen. Aber er war es müde über Sklaven zu herrschen. Und Preußens Größe ging nicht Hand in Hand mit Deutschlands Neugestalt. Den Schöpfungen Friedrichs fehlte der nationale Segen; sie waren negierender Art. Selbst die letzte seiner Thaten, der Fürstenbund, bestätigte eher den Untergang Deutschlands als dessen Wiedergeburt.

II.

U e s s i n g.

II.

L e s s i n g.

Die gute Stadt Braunschweig hat dem großen Reformator deutscher Litteratur und Kunst ein Denkmal gesetzt. Lessing fand auf ihrem Gebiet seinen Tod. Auch in Kamenz, wo seine Wiege stand, wurde die Stätte geweiht und eingeseget, und Berlin, wo er unter dem „großen König“ eine Stätte seines Wirkens gesucht, aber nicht gefunden, will ihm nachträglich die monumentale Ehre erweisen.

Die Alten in Griechenland und Rom votirten den Männern, auf die sie stolz waren, Bildsäulen, wenn diese Männer noch in frischer Lebenskraft unter ihnen wandelten, schufen und wirkten. Die Deutschen finden sich mit ihnen ab, weil die Manen der großen Todten ihnen sonst Alpdrücken verursachen. Neue um einen großen Geist, den die Nation halb verkümmern ließ, ist schmerzlich und drückend. Wir werden ein Schamgefühl mehr los, wenn Lessing'sche Bild-

säulen uns umstehen; wir haben dann wieder einen Heroen der alten Zeit steinern oder ehern beigesezt, und die künftigen Geschlechter können um die Standbilder herum schleichen und mit Fingern darauf weisen und sich zuflüsteru: Auch das war einst ein großer Mann!

Wäre Lessings Geist noch unter uns lebendig, in deutschen Köpfen und Talenten noch wirksam: dann könnte die Denksteinsetzung mehr als eine bloße Abfindung sein. Das Standbild des Mannes wird zum bloßen Todtendenkmal, zum bloßen Leichenstein, erwägt man, wie versunken bis auf sein Angedenken Lessings Thun und Wirken unter uns wurde, wie wenig fortzeugende Lebenskraft in der schöpferischen Thätigkeit von heute selbst unter den Besten von uns sein Geist noch übt.

Einige deutsche Theater feiern Lessings Geburtstag, um eingedenk zu sein, daß wenn wir eine nationale dramatische Litteratur und Kunst besizen, Lessing deren Vater und Gründer ist. Der 22. Januar, der Geburtstag Gotthold Ephraims, sollte auch in andern Kreisen Gelegenheit sein zu einer Mahnung an den Altmeister in deutscher Kunst und Wissenschaft. Den Tag ohne Gedanken an ihn vorüberlassen, hieße stillschweigend annehmen, daß der Maler von heute gar nicht mehr nöthig habe, den Laokoon aufzuschlagen, um sich über das Wesen seiner Kunst Belehrung zu holen, hieße annehmen, der Schauspieler dieses Zeitalters bedürfe nicht mehr des Studiums der Dramaturgie, um seine Aufgaben zu begreifen, — hieße annehmen, der dramatische Poet von heute

kenne entweder nicht mehr diese zwei Grundbücher deutscher Aesthetik, oder sei in seinem schöpferischen Thun längst hinaus über gewisse, allerdings sehr einfache Meisterwerke, die aber doch selbst noch die Schlegel-Tieck'schen Romantiker, diese Antipoden der Lessing'schen Richtung, wenigstens als Schul- und Normalstücke gelten ließen und — wie Friedrich Schlegel sagte, „srierend bewunderten.“ — Mit diesen Romantikern drohte der ganze Aufbau einer großangelegten Geisteswelt in ein Chaos zurück zu versinken, in unserer gesammten Kunstthätigkeit, in allen unseren Begriffen eine grenzenlose Verwirrung einzureißen, — ein Chaos, das noch andauert, und eine Verworrenheit, aus der vielleicht nur ein getreues und klares Verständniß der Lessing'schen Formen und Gesetze erretten kann. Aus der Mannhaftigkeit der plastischen Gestaltungskraft ist mit den Romantikern eine Auflösung aller haltbaren Form geworden. Vor ihnen waren in Sprache und Dichtung Architektur und Plastik vormaltend; mit ihnen brachen die musikalischen Regungen, Richtungen und Gelüste in allen Gebieten des Schaffens herein und sind bis auf heute die überwuchernden geblieben. Der Musiker hat allerdings keinen Grund, Lessings Geburtstag zu feiern. Lessing wandte sich ab von der Musik; er fand freilich in seinem Zeitalter nicht viel Stoff dazu vor, um in sich selbst etwa den Sinn zu musikalischer Hingebung und Empfindung zu pflegen. Sebastian Bach brachte juist im Geburtsjahre Lessings seine große Matthäuspassion zur Aufführung, und es ist nicht zu zweifeln, daß auch zur Zeit

als Lessing studierte, in Leipzig die protestantische Kirchenmusik gepflegt wurde. Aber diese Kunstpflege war beim Mangel an sonstiger nationaler Entwicklung ein bloßer Nothbehelf im stillen Winkel orthodoxer Frömmigkeit; für Lessing war unter den Künsten die Musik nicht vorhanden, hier war in seinem Bewußtsein eine Lücke. Sein stahlgepanzelter Genius war den weiblichen Functionen in den Musen abhold. Die denkende und gestaltende Kraft ist männlich, die träumerisch empfindende weiblich. Unter den redenden Künsten zog Lessing Epos und Drama der Lyrik vor. Die Lyrik ist vorherrschend Musik. Verzichtet sie auf alle constructive Gestaltenkraft, so hört auch noch der Balladenstyl auf, und mit der Elegie verschwimmt dann alles in Tönen. Ein Ton ist aber noch lange kein Gedicht. Unter hundert Lyrikern, sie mögen sprachlich auf Schalmeyen oder Brumm- baß, auf Geigen oder Flöten spielen, unter hundert deutschen Sprachmusikanten ist kaum Einer ein wahrhafter Dichter. Gute Leute, aber schlechte Musikanten. Gute Musikanten, aber schlechte Poeten.

Lessings Natur verräth uns auf dem Gebiet des Musikalischen in der Dichtung eine kalte Stelle, einen Punkt, wo ihm versagt war, mit dem Mosesstabe Quellen zu schlagen. Er fand aus der epigrammatischen Chanson kaum den Uebergang zum Liede. Seine Natur war hier einer Ergänzung bedürftig, und diese Ergänzung hat deutsche Kunst und Literatur nun wahrlich seit einem Menschenalter dergestalt nachgeholt, daß sie in diesen Lücken fast ganz stecken geblie-

ben. Musik und Lyrik haben unsere Schaffenskraft in allen Gebieten unterspühlt, unsere ganze Kunstthätigkeit überwuchert, unsere Gedankengänge verschüttet, unser Gefühlsleben krankhaft nervös gestimmt. Unsere Gefühlspoetaster halten den Wärmegrad des musikalischen Empfindens für das einzige Maß dichterischer Schöpfergabe; die plastische Gestaltungskraft, das Talent zur Architektur eines dichterischen Baues, zur Construction freistehender Gruppen, geht damit verloren. Schon die Romantiker hielten sich, bloß weil sie größere Musikanten waren, für größere Poeten als Lessing. Man wiederholte von allen Lessing'schen Glaubenssätzen nichts lieber als sein Bekenntniß, womit er sich das eigentliche Wesen des Poeten, die Freithätigkeit der selbständigen Erfindungsgabe, absprach, ein Bekenntniß, das doch weit mehr von der Größe seiner freien Selbsterkenntniß, als von der Geringsfügigkeit seines dichterischen Schöpfertalentes Zeugniß giebt. Dies Bekenntniß wiederholten sich die überschwänglich Gefühlvollen, die blind lyrisch in sich aufgelöst Verzückten, so oft im Selbstgefühl des Taumels, den sie Poesie nennen, daß es wahrlich noththut, die Scham solcher Selbstverblendung bis auf ihre gänzliche Nacktheit zu entkleiden. Wie wir überall, wo eine Lücke sich zeigt und eine Versagung der Natur sich offenbart, so überflug und aberweise geworden sind, so wissen wir auch sehr gut, wo Lessing in seiner großen Natur offen und frei sich selbst der Ergänzung bedürftig erschien. Aber dabei sind wir an dem bankerott geworden, was den positiven Gehalt seines ungeheuern Wer-

thes macht. Unsere Genies sind mitunter so bettelarm an gesundem Menschenverstande geworden, daß es wahrlich verdienstlich wäre, brächte Einer in der Litteratur den Verstand ein klein wenig wieder zu Ehren. Auch der Verstand in seinem Thun und seiner Kraftäußerung kann bis zur Potenz genialer Höhe steigen, bis zu einer Höhe des Geistes, wo er uns in idealer Vollendung wie ein Bote von Gott erscheint, also alle Wunder der Ueberraschungen bietet, die wir vom Genie in seinen Offenbarungen verlangen. Nicht bloß die Empfindung macht den Poeten, sonst wäre, wie gesagt, der Musiker mehr Poet als der Poet selber. Daß zur Gestaltung eines Organismus, zur Ordnung eines Lebensganzen, wie doch ein Kunstwerk ein solches sein will, sehr viel helle Wachsamkeit und Klarheit des Verstandes gehöre, das wollen die Gefühlseligen nicht eingestehen; mit solchem Eingeständniß müßte sich freilich der Lurus des gedankenlos schwelgerischen Vegetirens bankrott erklären. Daß Epigonen nicht mehr die Prosa Lessings schreiben, ist natürlich; sie haben mit dem Gehalt ihres Zeitalters andere Stoffe überkommen, und eine Gewalt der Leidenschaft hat die Verwickelungen eines breiter, reicher und voller gewordenen Lebens gekreuzt. Es wäre aber gar wohl denkbar, daß ein Zeitalter ganz andere Gedankenstoffe zu seinem Inhalt hätte, und gleichwohl die Lessing'schen Gesetze des Denkens für die richtigsten, seine Formen und seinen Styl für unschätzbare Kleinodien, und auch in den neuen Lebenskämpfen seine helle, scharfe, einfach graziöse Waffenführung für die beste, weil für die siegreichste

halten dürfte. Jene attische Prosa, die Lessing schrieb, wußte den Gegner durch den Glanz ihrer leuchtenden Kraft nicht bloß niederzumerfen, indem sie ihn blendete; sie wußte den Gegner auch zu gewinnen, indem sie ihn erleuchtete, freimachte, ja entzückte. Feinde der Wahrheit gewinnen ist kein schlechterer Triumph als sie in den Sand strecken und vernichten. Freilich hat Lessing die Klotz und die Götze seiner Zeit erbarmungslos niedergeworfen, allein in einer Weise, daß das Jahrhundert jubelte. Für einen Mann von Nichtsnutz, den er erlegte, gewann er Tausende, die ihm folgten. Seine Waffen waren sehr einfach, aber sehr blank geschliffen, seine Waffenführung eben so einfach, aber sehr fein und regelrecht. Man glaubte ihm, was er beweisen wollte, schon weil man ihn den Degen der Rede so meisterhaft führen sah. Darin lag der Zauber, den er übte, ob er schon nur den Verstand zu beschäftigen schien, mit Gründen der Vernunft zu Felde zog und die Schleusen des Gemüthes nur selten und mit großer Scheu in Bewegung setzte. Seine Prosa schien nur grazios zu spielen, während er den schwersten Gedankengehalt auf seinen Fingerspitzen wog. Seine Rede schien oft nur herkulische Tändeleien aufzuführen, während der geharnischte Gang seiner Gedanken die Irrthümer der Finsternisse stürzte, die Erbübel der Menschheit auf Tod und Leben bekämpfte. Ein Athlet steht er vor uns da, ein immerwährender Kämpfer. Ein Friedrich auf dem Thron hatte ihn übersehen, ihn miß- oder gar nicht gekannt. Wien hatte auf Augenblicke ein Gelüst nach ihm gehabt, aber ihn doch, wohl

aus Furcht vor den Alerikern, nicht brauchen können. Den deutschen Hochschulen war er ein Gräuel, denn er hatte ihre Götzen gestürzt und den Staub ihrer Perrücken aufgewühlt. Mitten im Getümmel des kriegerisch bewegten Lebens hatte er in Breslau das erste classische Drama in unserer Sprache geschrieben, den Deutschen damit, der Erste, gezeigt, wie der Stoff für die Poesie aus ihrem eignen Fleische, das Holz dazu aus dem eignen lebendig wachsenden Wald zu entnehmen, und in Hamburg scheiterte der Schöpfer unseres Drama an dem Versuch zur Gründung einer deutschen Bühne mit dem Seufzer: Welche Thorheit, den Deutschen ein Nationaltheater schaffen zu wollen, bevor diese Deutschen eine Nation geworden! In Wolfenbüttel zog er sich dann in die Einsamkeit einer Bücherwelt zurück, er, dem es ein Bedürfnis war, sich in freier Bewegung unter Menschen zu tummeln, er, der Bücher und Menschen, Wissen und Leben, Bewußtsein und Thatkraft für gleich nothwendige Factoren hielt. Er begann auch da von neuem sein Geschütz gegen den wolfschweren Himmel der Theologie zu richten, um die Lust zu lichten, der verhüllten Sonne zum Durchbruch zu verhelfen. Er gab den Nachlaß des befreundeten Reimarus als einen Fund unter den Wolfenbütteler Bücherschätzen, er gab sein dichterisches Testament, das Spiegelbild freier Menschenreligion im dramatischen Lehrgedicht Nathan, mit dem er „seine alte Kanzel“, das Theater, noch einmal in Gedanken betrat, dem alten Religionshaß Versöhnung predigend im Licht der Liebe Gottes. Aber die „Stillen im Lande“

verwünschten ihn und die auf den Stühlen der Herrschaft saßen, warfen den Bann auf ihn; Alle bis auf Wenige mieden ihn scheu. Aus einem Chaos hatte er eine Welt heraufbeschworen, Ordnung hatte er in die verworrene Wirthschaft bringen wollen, Leben in das todte Meer der deutschen Geisteswelt. Und wie er alt geworden, sah er schließlich eine lärmende Jugend aufsteigen, die in plötzlicher Tobsucht allen festen Halt beseitigen und selbst da auflösen oder umstürzen wollte, wo er, der große Ordner und Rufer im Streit, das Gesetz des Lebens gefunden. Er erlebte noch den Anbruch der sentimentalen Wertherperiode. Er starb in demselben Jahre, in welchem Schillers Räuber auftauchten und Kants Kritik der sogenannten reinen Vernunft erschien. Es berührte ihn wohl kaum noch, wie der Staat Friedrichs des Großen schließlich in sich verknöcherte; es bekümmerte ihn kaum noch, wie die neuen Genies stürmisch einhertobten, das „reine“ Denken aber sich der Werkstatt des Lebens entzog: — die Stellung des sterbenden Fechters war und blieb seine letzte Haltung, einen sterbenden Fechter hat er schließlich sich selbst genannt.

Wir Männer von heute glauben über weit reicheren Lebensgehalt zu commandiren, Zwecke und Ziele zu haben, die weit tiefer in den Schooß der Gesellschaft greifen, ja selbst die Heranbildung der Massen umspannen. An Zwecken sind wir reicher geworden, an Mitteln, diese Ziele zu erreichen, ärmer. Welcher Poet seit den Romantikern hielte sich nicht für wärmer und feuriger, welcher Philosoph seit den Speculationen Schelling's und Hegel's nicht für tiefer als Lessing! Die

Stoffe die wir behandeln bei Seite gestellt, die feurige Lyrik unserer Poeten, die sich wie Raketen verbraucht, und die bodenlose Tiefe unserer Philosophen in Ehren: aber die Wärme, dünkt mich, braucht nicht der Klarheit zu entbehren, das Wasser, das Ihr mit Eimern und Stangen heraufholt, nicht trüb zu sein. Lessing's Tiefen sind durchsichtig klar bis auf des Brunnens alleruntersten Boden. Seine Probleme über Unsterblichkeit und des großen Gottes gesammte Geheimnisse sind faßlich und einfach menschlich gelöst. Ist das Jahrhundert leidenschaftlicher geworden für Freiheit, Gott und Unsterblichkeit: es braucht um deswillen seine Kraft nicht zu verpuffen, seinen Inhalt nicht formlos hinzuschütten! Nur was wirklich fertig und zu Ende gedacht ist, kann fertig und vollendet Form gewinnen, an's Licht treten, siegreich sein und Wirklichkeit werden. Der Verstand ordnet nach und nach auch den tiefsten Inhalt der räthselhaften Geisterwelt: um wieviel leichter nicht die Dinge des Vaterlandes und der Freiheit, die wir als Leibes Nothdurft täglich brauchen! Aber der Verstand muß ordnen, was das Gemüth empfunden, sonst bleibt, auch was Ihr somnambul und in der Verückung des siebenten Himmels erschautet, unbrauchbar und ungenießlich, Eure Dichtung wie Eure politische Schöpfung ohne Halt und Form. Auch wo wir auf's heiligste überzeugt sind, da gewinnt die Einfachheit des klaren Wortes mehr als der Sturm der Gährung. Das ist Lessing'sche Weisheit. Wo wir heutzutage wahr geworden sind, — in der Kritik der Dinge dieser Welt, — da sind wir bloß grob gewor-

den, und den Abgrund der Lüge überkleiden wir — in der Poesie — gar gern mit dem täuschenden Schimmer süßer, nervös fränklicher Empfindeleien. Die Oscar-Redwig-Richtung ist weitgreifend über alle Gebiete des Schaffens, Denkens und Fühlens hin ein Symptom des Zeitgeistes gewesen. Nach der politischen Abmüdung, nach fehlgegangenem Hoffen und Streben, dem Dasein im Großen und Ganzen eine Ordnung und Neugestalt zu geben, stürzte sich das gesammte Geschlecht in das schlafe Behagen empfindungsloser Gedankenlosigkeit. Da ist dann freilich Musik der vorherrschende Ausdruck der Epoche. Die Musik beginnt, wo die plastische Gestaltungskraft aufhört. Die Musik mit ihrem Gange zur Auflösung, wo es der starken Aufraffung des Geistes bedarf, die Musik mit ihrer Hingebung an's Chaos, wo wir eine Welt gestalten sollen, ist mit ihren romantischen Gelüsten als Auflösungslust aller festen Formen freilich ein Grundelement deutscher Natur. Daß auch das Gegentheil, die protestantische Denkkraft, ein deutsches Erbtheil sei, die Genialität des Geistes auch in der Verstandeskraft ihren Ausdruck habe, der poetisch schaffende Künstler nicht bloß musikalischer Empfindungsmensch, sondern Architekt seines Gedankenstoffes sein müsse: daran zu gemahnen thut noth. —

In Gervinus' Geschichte unserer Nationallitteratur ist der Abschnitt über Lessing ein anerkanntes Meisterstück sachlicher Erörterung. Je energischer darin auf Lessing's Wirken und Wesen hingewiesen ist als auf den Angel- und Wendepunkt deutscher Nationalentwicklung, desto mehr regte sich

darnach das Gelüßt, den großen Reformator wieder noch näher ins Auge zu fassen, den großen „Rufer im Streit“ wieder persönlich aufzuwecken und seine ganze Gestalt, nicht bloß wie bei Gervinus die Genefiß seiner Stoffe, vor das Antlig der Nachgeborenen lebendig hinzustellen. Lachmann gab höchst verdienstlich aus den Urtexten der alten Ausgaben eine neue Sammlung von Lessings Schriften; Wendelin v. Maltzahn setzte diese Arbeit fort; Beide säuberten den Text und stellten, wie bei alten Autoren Griechenlands und Roms, die Lesarten und Varianten darunter. Selbst was an Lesarten oder an der Rechtschreibung verfallen ist, hält diese Alexandrinische Gelehrsamkeit fest. Um zum Geist zu kommen, muß man freilich den Buchstaben untersuchen. Und um sachlich weiter auf Lessing einzugehen, unternahm Wilhelm Danzel das verdienstvolle Werk, das uns nicht bloß den ganzen Lessing, nicht bloß in seinem Lebenslauf, seiner Entwicklung und seinen Ergebnissen, sondern auch die gesammten Studien darüber nebst dem gelehrten Apparat der Voruntersuchungen zu Tage gab. Wie er Gottsched für die Liebhaber und Kenner litterarischer Alterthümer entwickelte, so schilderte Danzel auch Lessing wie eine längst nicht mehr lebendige Größe. Guhrauer brachte das umfangreiche Werk mit Benutzung der Danzel'schen Papiere zu Ende. In solcher Breite der Behandlung wandert der Stoff in die großen Büchereien und wird dort bibliothekarisch eingespeichert. Sollte Lessings Leben und Wirken von neuem in den Kreisen des lebendigen Daseins der Familien, nicht bloß der gelehrten Arbeitsstätten,

Gegenstand der trauten Betrachtung werden, so that es noth, sein Bild in seinen persönlichen Erlebnissen und in Schilderung seiner kämpfenden und ringenden Gestalt vor uns hinzustellen, seine Werke genetisch aus seinem Leben und sein Leben als Vorbereitung seiner Werke uns ansprechend vor die Augen zu rücken. Diese Arbeit lieferte Adolph Stahr, und wenn Goethe's Leben mit Hülfe des Engländers Lewes, Schillers in den Arbeiten von Palleske u. A., wieder neuen Reiz der Untersuchung boten, so hat Stahr sich um den großen Reformers in deutscher Kunst und Wissenschaft das mindestens gleich große Verdienst erworben. Haben nun der Historiker, der Compiler und der Biograph gesprochen, so bliebe über Lessing noch der Spruch des Aesthetikers übrig, d. h. die Untersuchung und Darlegung, wie weit ein Zurückgehen auf Lessing für uns von heute zugleich ein Fortschritt sei, wie weit Lessings Maximen noch heute Axiome geblieben und inwieweit nicht, so daß, in letztem Falle, ein Stehenbleiben bei seinem Buchstaben kein von ihm selbst gefordertes Fortentwickeln in seinem Geiste sei. Ein Lessing der Aesthetik von heute hätte den Laokoon zu vollenden, denn es sind seitdem namentlich zwischen Poesie und Musik neue Grenzstreitigkeiten, Wirren und Irren ausgebrochen, die an die Verzweiflung des Wahnwizes streifen. Die Aesthetik hat hier neue Aufgaben, Aufgaben, die sich erst werden lösen lassen, wenn die so leidenschaftlich ausgesaunte Zukunftsmusik nur in Etwas noch mehr an ihr Ziel gelangt sein wird, um ein Werk dramati-

scher Poesie zu liefern, dem alle übrigen Künste hülfsreich dienen.

Fassen wir zunächst Lessings Person, und zugleich das Thema seines Lebens und Wirkens ins Auge, um dann seine Grundzüge zu einer deutschen Aesthetik zu entwerfen.

Das Vaterhaus des Helden, der Ort, wo seine Wiege stand, war bürgerlich sehr eng und farg. Gotthold Ephraim, den 22. Januar 1729 zu Ramenz geboren, als ältester von zehn Söhnen des dortigen Diaconus und späteren Pastor primarius der Stadt, gehört einem, auch jetzt noch seitenverzweigt im Maler der Düsseldorfer Schule fortblühenden Geschlecht an, das seine erzgebirgisch sächsische Abkunft auch damit bezeichnet, daß es sich ehemals Leßigk schrieb. Eine Reihe Pfarrer und Bürgermeister kleiner Sachsenstädte waren die Vorfahren des ersten freien deutschen Schriftstellers im großen Styl, eines Schriftstellers, der sich den Werth des Dichters nicht zusprach, weil sein genialer Instinct ihm sagte, „Volksredner mit der Feder“ zu sein, sei etwas werth, das der Hoheit des erhabenen Dichterthums nahekomme, ein Anwalt der Nation stehe ihrem Propheten so nahe und ergänze ihn so wie ungebundene Rede die gebundene, Rhythmus und Prosa zusammen erst eine volle Litteratur machen. Des Enkels am würdigsten unter den Vorfahren des Rathandichters war ein Großvater, der zu Leipzig mit einer lateinischen Dissertation: „Von der Toleranz der Religionen“ Magister wurde. Seinem Vater hat der neunzehnjährige Leipziger Student Gotthold Ephraim im Schauspiele: „Der

Freigeist" mit der Figur des Geistlichen Theophan ein Denkmal gesetzt, das Denkmal eines Theologen, dessen Christenthum auf reinsten Menschenliebe, sittlicher Würde, Freimuth und uneigennütziger Selbstverleugnung beruht. Eine leise Ader des Nathan lief also durchs ganze ehrenfeste, aber zugleich heitergemuthete Geschlecht. Von der Mutter wird uns ebenso viel Bravheit, doch mehr in Form gewissenhafter Angst berichtet. Bei ihr war die Furcht sehr groß, der Sohn werde in Leipzig unter die Schauspieler gehen, in Berlin dem heidnischen Gräuel des Voltairianismus verfallen, oder endlich, als er, matt und müde, alle seine Reformpläne scheitern sah, nach Italien gehen, um katholisch zu werden, wie kurz vor ihm Winckelmann. — Eine Schwester, Justine, war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; sie ist unverheirathet im Vaterhause geblieben und erst 1803, eine 76jährige Greisin, gestorben. Sie hat insofern auf ihn Einfluß gehabt, als er seinerseits auf sie gern Einfluß üben wollte und damit schon als 14jähriger Knabe seinen eifrigen Lehrdrang bekundete. Von der Fürstenschule zu Meißen schrieb er ihr auf ihr Stillschweigen hin einen Neujahrsbrief voll kritischer Spizen, die Möglichkeit erläuternd, ob sie ihm nicht schreiben könne oder nicht wolle. Beides sei gleich strafbar, nur könne er nicht begreifen, wie Beides zusammen bestehe; denn ein vernünftiger Mensch sein, vernünftig reden können und doch nicht wissen, wie ein Brief aufzusetzen sei, wäre unmöglich. „Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön!" lautet dann die Capitalformel

und das Gesetz, das der vierzehnjährige Lessing, ein profaner Messias in Sachen des Denkens, Redens und Schreibens, lehrte. Als kaum dreizehnjähriger Knabe war Lessing nach Meissen gekommen, und ein Jahr zuvor, just 1740, im Jahr des neuen Regiments mit Friedrich in Preußen, hatte ein junger Schulmann, Rector in Kamenz, ein Programm geschrieben: „daß die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit sei.“ Vater Lessing hatte als Diaconus darob den Kopf geschüttelt, und das Entsetzen des gesammten Magistrats ehrenwerther Stadt Kamenz war in ein Preßscandalum ausgelaufen. Das war auch Grund gewesen, den Jungen, der frühreif zu werden schien, schnell fortzuthun nach Meissen, wo ein Lehrer alsbald von ihm sagte: „Der verlangt Futter für Zwei!“ Der große Begründer des deutschen Drama's aber hatte als zwölfjähriger Knabe jenes Programm des Kamenzers Freigeistes gelesen, und diese „Freigeisterei“ trug für ihn schon zu Sanct Afra in Meissen Früchte, trotz der klösterlichen Zucht der dortigen Anstalt, die sich wenig um Sachsen und Deutschland, aber desto mehr um Hellas und Rom kümmerte. Die Censur eines dortigen Lehrers über den Schüler Lessing lautete: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant.“ Darin kündigte sich schon früh genug sein Hang an, Fehler und Schwächen scharf und witzig hervorzuheben; aber man wußte auch lange noch Geschichtchen, die seine unerschrockene Wahrheitsliebe und einen Freimuth bezeichneten, der seinesgleichen sucht. Das Studium der römischen Lustspielsdichter nährte seinen Trieb zur Satyre, und „der junge

Gelehrte“, ein Lustspiel, das er später umgestaltete, ward der erste Ausdruck seiner komischen Ader. Bezeichnend genug, sagt Danzel, daß der erste Waffengang seines Humors dem gelehrten Pedantismus galt, den er an sich selbst und seiner Umgebung verspottete. Aber auch von außen drangen Töne aus dem Lärm der Welt in die Klosterstille der Schule; der sechszehnjährige Lessing hörte den Geschützdonner der nahen Schlacht bei Kesselsdorf, in welcher (1745) der alte Dessauer die vereinigten Oesterreicher und Sachsen schlug. Fünfzehn Jahre später (1760), als Lessing von Berlin nach Breslau in Lauenziens Feldlager ging, stand er freilich der preussischen Kriegstrommel noch näher, um in der Minna von Barnhelm den Deutschen aus ihrem eigenen, nächsten und drängendsten Stoff das erste Meisterwerk des nationalen Drama's zu schaffen.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterhause ward Lessing 1746 akademischer Bürger zu Leipzig, an demselben Tage, an welchem 20 Jahre später Wolfgang Goethe als Student seine Matrikel erhielt. Beide waren siebzehnjährige Jünglinge, als sie die Hochschule bezogen, der Zweite freilich ein reicher, nach gesellschaftlicher Weltbildung strebender Patriciersohn, der Erste auf seine knappen Stipendien und bald auf eigenen Erwerb verwiesen, aber vom Mark der classischen Welt genährt und gleichwohl voll energischen Dranges, sich das Leben in allen seinen Formen und in all seinem Inhalt zu erobern. Goethe führte als Student ein etwas üppiges Luxusleben, war auch in seinen Studien, nicht bloß in Gott

Amors Bereich, dem Behagen der Ungebundenheit preisgegeben. Lessing vollendete in Leipzig seine Erkenntniß des Alterthums, bei Ernesti nach der formalen, bei Christ, dem Vorläufer Winckelmanns in der Kunstarchäologie, nach der sachlichen Seite. In diesen Gebieten blieb Lessing Zeitlebens heimisch; ein Spiel des Zufalls wollte, daß seine letzte, Bruchstück gebliebene Schrift mit dem Namen seines Lehrers Christ abbricht. Den Frauen gegenüber, bei denen Goethe von früh in die Schule ging, schien Lessing ein Spartaner, oder ein „gelehrter Thebaner“, denn er studierte sie mehr, als er sich ihren Reizen hingab. Das „Klein-Paris“ von damals, wie Goethe die Stadt Leipzig nannte, diente auch Lessing dazu, „die ganze Welt im Kleinen zu sehen,“ wie Dieser in einem Bekenntnißbriefe an seine Mutter schrieb, die über seinen Umgang mit Komödianten die frommen Hände über dem Kopfe zusammenschlug. „Ich lernte einsehen, schrieb er, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen.“ Der Student Goethe besand sich in den Händen einer ästhetisirenden Frau Hofrätthin und seiner verliebten Rätchen Schönkopf, die ihn hätschelten, neckten und erzogen. Der arme Lausiger Predigersohn schämte sich der bauerisch ungelenken Schüchternheit seiner Herkunft; er lernte tanzen, fechten, reiten, voltigiren, um in allen Stoffen ein seiner selbst gewisser und mächtiger, freier Mensch zu werden und „leben zu lernen“, wie er schrieb. Und um zu lernen, wie Menschen sich als Menschen gebährden und darstellen, dazu diente ihm das Theater, das vor

dem siebenjährigen Kriege in der Pleißestadt einen Grad von Blüthe aufwies. Goethe hat Gottsched in einer komischen Scene geschildert. Zwanzig Jahre früher war der Bearbeiter des „sterbenden Cato“ noch der Jupiter tonans der ästhetischen Gesetzgebung und des mit Alexandrinern einherraschelnden französischen Kothurns. Und Gottsched war der erste Götz, den Lessing stürzte. Goethe hat keine Götzen gestürzt; er hat alle Gestalten seines Lebens in sein großes weites Herz aufgenommen und sie ruhig, innerlich damit gesättigt, überwunden. Lessing war zu aller Zeit der Hercules, der schon in der Wiege Schlangen zerdrückte, als Mann den Augiasstall in Litteratur und Kunst, in Poesie und Theologie säuberte, nicht müde ward, der Hydra des Aberglaubens die Köpfe abzuschlagen. Aehnlich waren sich darin Beide, Lessing und Goethe, daß sie an der lebendigen Bühne „alle die hundert Kleinigkeiten“ lernten, die man nur in der Bude Apollo's begreift. Beide gestehen, daß ihnen in der frischen Werdelust ihres ersten Jugendlebens Alles was sie dachten und fühlten zur Komödie ward, für Lessing satyrisch, für Goethe mit ruhig tiefem, weichem Eingehen in Dinge und Gestalten. Das hat sie Beide wunderbar fein geschult, dergestalt, daß sie sich früh gewöhnt, die Stoffe frei und selbstlebend, frisch und plastisch aus sich zu entlassen. So übersichtlich wurden Dichtern selten die Gegenstände ihres Schaffens, so frei darüber standen nicht leicht Andere; sie durchlebten ihren Inhalt, um ihn dialektisch zu gestalten. Wären sie organisch aufeinander gefolgt, es hätte

sich in Goethe, was Lessing im Drama als Basis schuf, naturgemäß und im festen nationalen Styl fortgebaut. So aber brauste Goethe selbständig erst im Werther sein qualbedrängtes Herz aus, und hatte im Götz dem regellosen Sturmdrang der Geniesucht fast zu gleicher Zeit Genüge gethan, wo Lessing seine große regelrechte bürgerliche Tragödie, die Emilia Galotti, diese Grund- und Heeresssäule deutscher Dramatik, schuf. Im Jahre 1771 ist dies Normalstück dramatischen Styles vollendet und veröffentlicht, und zwei Jahre später brachte Goethe seine compositionsslose dramatische Chronik, hatte sie schaffen können im wüsten, wilden Eindruck der Sturmgenialität aus Mißverstand Shakespeares, nachdem Lessing 1767 und 1768, also fünf Jahre vorher, in der Hamburger Dramaturgie erst die Tenne von den Franzosen gesetzt, mit Hinweis auf die freien Formen des Briten, aber nicht um fürs Drama der Deutschen mit der Scylla die Charybdis zu vertauschen. Ein Unstern sondergleichen für deutsche dramatische Litteratur, ein Unstern, der sich im deutschen Leben auch sonst mit planloser Zersplitterung aller Kräfte wiederholt. Auch Schiller huldigte später in den Räubern dem Sturmdrang in sich selber; er wie Goethe, in Cabale und Liebe und im Clavigo, lenkten dann wieder ein in Lessings Dramenstyl, dergestalt, daß sich in diesem Stück des Meisters Dialog, in jenem seine markige Gestaltenzeichnung selbst bis auf Reminiscenzen und Nachgeburten in einer Lady Milford nach der Gräfin Orsina verrieth. Später verließen Beide von neuem Lessings Styl, und mit

ihm die Planetenbahn, um bald classisch die Antike nachzubilden, bald romantisch idealen Tendenzen nachzustreben, die ihre Gestalten dem Mark des lebendigen Lebens und der realen Kernkraft Lessing'scher Structur wieder entfremdeten.

Ein deutscher Unstern war es auch, wie beiden Geistern, die wir hier zur gegenseitigen Ergänzung als zusammengehörig betrachten, Lessing und Goethe, der große Strom der Arbeitskraft verschiedenartig gehemmt und unterbrochen, zergliedert und geschwächt wurde, Diesem, weil sein großes weites Herz, nicht bloß seine Lebenslust am Hofe, ihn gesangen nahm mit süßen weichen Banden, Jenem, weil hundert Störungen, die der litterarische Erwerb mit sich brachte, seine Bahn kreuzten. Bei Goethe ward der mächtige Strom von Triebkraft in viele Seiten- und Abzugscanäle abgezweigt, um ein reiches, weites Gefilde zu umfassen; bei Lessing war der große Strom durch Berhaue und Dämme angestaut, um seitwärts für den Tagesbetrieb Mühlen zu speisen. Beide fanden keine große Nation, die ihre Talente trägt, hält und nährt. Der Eine fand einen Fürsten, der sich seinen Freund nannte, aber versank trotz seiner großen Arbeitsamkeit behaglich und gemächlich in jene Einsamkeit und in jene Stille des abgezogenen Lebens, aus der ihn kein Ruf des Vaterlandes mehr aufstörte. Der Andere, weil die Fürsten den stolzen Freimuth seiner Offenheit fürchteten, floh wie ein gequältes Wild, das in Winterszeit seine Nahrungsstätte wechselt, von Ort zu Ort, immer zur rechten Zeit auf dem Plage, wo es zu erraffen, zu erringen, zu erobern und im

dichtesten Feindesgewühl der Freiheit und der Wahrheit eine Gasse zu öffnen galt, aber um schließlich bei früh erschöpfter Kraft als „sterbender Kechter“ zu enden.

Von den sieben Jugenddramen, welche der Leipziger Periode und deren Nachwirkungen angehören, verwarf Lessing selbst alsbald nach ihrer Entstehung schon die zwei Lustspiele „Damon“ und „die alte Jungfer“; letztere nennt Stahr eine Plattitüde, welche die Märrinnen verhöhnt, die sich mit ihrem Gelde verkommenen adeligen Schuldenmachern an den Hals werfen. „Der Schatz“ ist eine Nachahmung des Plautus, jedoch mit dem sichtbaren Streben, die stereotyp gewordenen Charaktere psychologisch besser und schärfer zu motiviren; die scharfsinnige Leichtigkeit und Lebendigkeit des Dialogs erreicht hier spielend schon eine Meisterschaft. Auch „der Misogyn“ ist angeregt von antiken Lustspieldichtern, verbunden mit einer episodischen Entlehnung aus dem Französischen. „Die Juden“ bezeugen, wie früh Lessing schon ein Anwalt wurde gegen Vorurtheile, unter denen ein Mendelssohn noch unter einem preussischen Friedrich geknechtet wurde. Den „jungen Gelehrten“ und den „Freigeist“ erwähnten wir bereits. Die drei letzten Dramen sind Studien, die schon treffend die Narrheiten der Menschen in der eigenen Zeit geißeln. Gottsched hatte das Theater mit den steifen Formen der französischen Renaissance vor Rohheit sichern wollen. Aber bei der Unfähigkeit, dem Drama Inhalt zu geben, waren diese Formen zur Tyrannei erwachsen, die den guten Geschmack und die freie gesunde Schöpferkraft knech-

teten. Frau Neuberin hatte auf Gottscheds Betrieb den Harlekin, den stehenden schmutzigen Spaßmacher der Komödie, öffentlich und feierlich verbrannt. Lessing sagte, nur die bunten Kleidersegen der Narrheit sind damit vernichtet, die Narren wandeln um in allerlei ernsthaftem Kostüm, und die Komödie muß fortfahren, das Amt Harlekins zu üben. Später forderte ihn Möser geradezu auf, ein Lobredner Harlekins zu werden. Lessing antwortete in der Dramaturgie, das sei er stets gewesen; auch habe die Neuber nur Kleid und Namen vom Harlekin verbrannt, ihn weiß angezogen statt scheckig, und ihn Hänschen genannt. Nun die Neuber todt, und Gottsched auch, „dächt' ich“, schrieb er, „wir zögen ihm das bunte Zäckchen wieder an.“ Daß er ein ausländisches Geschöpf: was thäte das! meinte Lessing. „Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der in allen Stücken spielt, sondern Harlekine.“ — In dem Bruchstück zum Trauerspiel „Henzi“ wagte sich Lessing, obschon in Alexandrinern, über den gequälten und gestelzten Kothurnschritt hinaus zuerst an einen bürgerlichen Stoff der Gegenwart. 1749 war der Berner Patriot Samuel Henzi von der Aristokratie seines Kantons enthauptet, weil er deren Privilegien bekämpfte. Es war der erste kühne Griff des Begründers nationaler Dramenpoesie. Aber erst in Sara Sampson warf er die falschen Fesseln des Kothurns ab, um aus Stoffen des realen

gegenwärtigen Lebens das bürgerliche Drama zu gestalten. Er entnahm die Fabel aus dem Gebiet des englischen Romans, der zuerst mit der Fülle einer lebendigen Wirklichkeit die gekünstelte Affectation aus den poetischen Interessen verdrängte.

Lessing schrieb dies Stück zur Zeit seines ersten Berliner Aufenthaltes in der Stille zu Potsdam, in die er sich zurückgezogen hatte, um von den Mühen des Feuilletonisten an der nachmals Boppschen Zeitung zu verschmausen. Sein Freund Mylius, ein Leipziger Studiengenoss, der in der Pleißestadt zum Schrecken der eleganten Welt in eingetretenen Schuhen einhergelaufen, hatte dem von Gläubigern Verfolgten diese Stelle und Quelle zur Thätigkeit in der Stadt des Preußenthums eröffnet. Die Ackermann'sche Gesellschaft gab just zur Zeit in Berlin auf dem Rathhause Vorstellungen, jedoch bei der Franzosenneigung, die der große König begünstigte, mit so wenig Glück, daß man dies Stück von Lessing nicht geben mochte. Die erste Aufführung erfolgte am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin Lessing selbst zur Leitung der Proben ging. Zeitgenossenbriefe melden die ungeheure Wirkung des Stückes. Ramler schrieb an Gleim von den Zuschauern: „Sie saßen vier Stunden wie Statuen und zerslossen in Thränen.“

Dies jetzt so ziemlich beseitigte Drama ist außerdem, daß es tonangebend war und eine neue Epoche eröffnete, doppelt dadurch wichtig, daß Mellefont, der Mann im Stücke, das Urbild der Goethe'schen Halb männer, jener Clavigo und

Weißlingen, wurde, in der Marwood aber, der Vorgängerin der Orsina und Milford, ein antiker Charakter modernisirt, eine zweite Medea geschaffen wurde, wie auch Lessings Odoardo in Emilia Galotti später noch den Vater der Virginia, der sein vom Tyrannen entweihetes Kind ersticht, zum Urbild hatte. Mellefont, der junge Roué, liebt die Tochter Sir William Sampsons; nur Testamentsklauseln verzögern seine Entschliebung, ihr rechtmäßig die Hand zu geben, noch mehr seine blasirte Ehescheu und sein Verhältniß zur schönen, von ihm verlassenen Wittwe Marwood, die allen Zauber der Coquetterie in Gang setzt, ihr altes Opfer wiederzuerobern. Sie reißt ihm mit der Tochter nach, deren Kindlichkeit sein Vaterherz aufweckt, so wie er selbst gleich sehr wieder seine Schwäche ihr gegenüber fühlt. Die Marwood traut ihrem alten Anrecht und ihren Künsten so sehr, daß sie die junge glückliche Nebenbuhlerin zum Abtreten des Satten zu stimmen hofft. Wie ihr dies mißlingt, ist Rache ihr Gedanke; sie wird eine Medea in neuer Gestalt. Sie vergiftet Miß Sara, nimmt zum Schuß für sich selbst Mellefont's Kind mit sich; dieser aber ersticht sich vor der Leiche der Geliebten. — Es war ein demokratischer Zug, den dritten Stand im bürgerlichen Drama Interesse an sich selbst finden zu lassen, wie Goethe's klugem Auge nicht entging; der tiers-état forderte bald genug nicht bloß die Aufmerksamkeit, sondern auch die politischen Rechte, die ihm als Hauptträger des nationalen Gesamtwillens gebührten.

Von Leipzig hatte sich Lessing zunächst nach Wittenberg begeben, theils um seinen Gläubigern zu entgehen, denn der Erwerb in Leipzig reichte nicht aus, die Unterstützungen, die sein edles Herz bedrängten Verwandten zufließen ließ, zu decken, theils um den Eltern die Furcht zu benehmen, sein Umgang mit Komödianten werde ihn ganz dem Bösen verfallen lassen. Die Hochschule zu Wittenberg förderte seine theologischen Studien, während Leipzig seit dem siebenjährigen Kriege verfiel. Lessings Briefe strotzen von Heiterkeit, Kraft und Frohsinn, und doch war sein Leben voll Arbeit und Noth, um das Drückendste von geliebten Menschen, die ihm angehörten, abzuwenden. Er mußte übersetzen und in Berlin Journalartikel schreiben. Nikolai und Mendelssohn, wie Mylius, verschafften ihm Arbeit, denn er für sich selbst war sorglos und lebte am liebsten „wie der Sperling auf dem Dache“.

In Wittenberg (zu Ende 1751 bis Ende 1752) hatte er aus dem Studium der Reformationsgeschichte Früchte geerntet. Er vertheidigte mit edler Gerechtigkeitsliebe in seinen „Rettungen“ Männer, die dem Werke der Kirchenreinigung erheblich gedient und der Mißkennung und Verachtung unterlagen, Männer wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, deren Ehre Lessing auf dem Boden Martin Luthers wiederherstellte, weil sie dessen Thun gefördert. Zu Lessings Rettungen gehört auch die Schilderung des ungerecht als Ketzer verschrieenen Berengar von Tours. Auch die „Rettungen des Horaz“ gehören der Wittenberger Periode an. Zur Zeit der Sara

Sampson aber begann in Berlin seine Theorie des Drama's nach Aristoteles zu reifen. Er hatte in Leipzig Gottsched gestürzt; in Berlin galt es Voltaire stürzen, mit dem er auch persönlich in einen widerlichen Handel gerieth, der die sittliche Ehrenhaftigkeit des Franzosen zweifelhaft machte, ihm selbst aber den Stachel wider die Herrschaft des schnöden Franzosenthums in Deutschland persönlich schärfte.

Seinem dritten Aufenthalt in Berlin (1758—1760) gehören die Litteraturbriefe, die Fabeln, das Trauerspiel *Philotas* und die Bruchstücke zum *Faust* an. Die Litteraturbriefe Lessings sind die wichtigste und die folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des 18. Jahrhunderts. Nikolai hatte sein in Leipzig erscheinendes Journal, die *Bibliothek der schönen Wissenschaften*, an Weiße abgegeben. Lessing faßte mit ihm und Mendelssohn den Plan zu diesen Briefen in zwangloser Form an einen im Felde verwundeten befreundeten Officier, — bei welchem Lessing an Ewald v. Kleist dachte, mit dem er in Leipzig verkehrt hatte, wenige Jahre vor dem Tode des Freundes in der Schlacht bei Kunersdorf. Die Litteraturbriefe stürzten die ästhetisch religiöse Verschrobenheit der Klopstockianer und den geistlichen Hochmuth der moralischen Wochenschriften dieser ausgearteten Partei. Gleichzeitig war Lessings Wirksamkeit im Gebiet der Fabel, dieser kleinen Kunstform, die seiner epigrammatischen Schärfe und Kürze so sehr zusagte, und die er, der Verschwommenheit der Bodmer'schen Schweizerschule gegenüber, auf die naturwüchsig kräftige Einfachheit Aesops zu-

rückführte. So gaben ihm überall Natur und Alterthum die einzig richtigen Modelle, nach denen er arbeitete und gearbeitet wissen wollte. Auch das Drama drängte er aus der moralisirenden Richardson'schen Breite auf die Naturkraft und hohe Einfalt der Antike. Für das spartanisch körnige und kriegerische Drama Philotas war ihm sein Freund Kleist mit einer Tragödie Seneca, ja bald auch mit seinem eigenen Heldentode vorangegangen. In dem alten deutschen Faustdrama, das er zuerst 1753 in der Schuch'schen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin gesehen, fand er die verloren deutsche Kernkraft, die auf Verwandtschaft mit Shakespeare zurückführte. Er machte zwei Entwürfe zur Neugestalt eines dramatischen Faust; beide aber blieben Fragment. In dem einen hielt er sich ganz an die alte Zauber- und Teufelsfabel; in dem andern, auf Lessings italienischer Reise später verloren gegangen, übersehte er die Fabel ins Menschliche und gab die Rolle des Verführers der Unschuld einem teuflisch gearteten Bösewicht.

Lessing war zur Zeit seines dritten Berliner Aufenthalts 30 Jahre. Bei all seiner Hast und Unruhe, die äußerlich nach Bewegung, Welt- und Menschenkunde, innerlich nach neuen Feldzügen des Geistes dürstete, suchte er doch nach einem festen Punkte des Wirkens. Der Kriegslärm störte alles Geschäft des Friedens und der Musen; auch in günstigerer Zeit hat ihn König Friedrich auf der Liste zur Bibliothekarstelle gestrichen, schon wegen des frühern bittern Gefechtes mit Voltaire. Reisepläne mißlangen dem Wanderlustigen.

Eine Reise nach Holland ward als Episode rasch beendet und abgebrochen; den Antrag zu einer Professur in Moskau wies er von sich. In Leipzig zur Zeit seines Umgangs mit Kleist hatte er den Obersten Tauenzien kennen gelernt. Dieser hatte 1760 als Gouverneur in Breslau zahlreiche Verwaltungsgeschäfte, erinnerte sich des Kleist'schen Freundes und trug Lessing die Stelle eines Gouvernementssecretärs an. So trat der große Rufer im Streit, der litterarische Held und Kämpfe Deutschlands in das preußische Kriegs- und Weltleben zu Breslau, wo er den Deutschen den besten Ertrag ihres Bruderkrieges erwarb, das Drama Minna von Barnhelm. Preußen erwarb aus dem siebenjährigen Kriege Schlessien und blutige Lorbeern, Deutschland die traurigste Zerrissenheit und Verbitterung, aber auch jenes Werk voll ewiger Gültigkeit, das erste, aus eigenem Blut und gegenwärtigem Leben erzeugte dramatische Charakterbild. Man kennt in Breslau noch die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder und das Haus in der Junkerstraße, sowie ein anderes, zum Posthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo Lessing dies „Soldatenstück“ schrieb, in welchem sich die Kraft des Preußenthums mit der sächsischen Anmuth vereinte, um norddeutsches Leben glorreich abzuspiegeln. Mitten im stürmisch bewegten Feldlager vor Schweidnitz studierte er Spinoza und die Kirchenväter, um in Philosophie und Christenthum auf die ersten und reinsten Quellen zurückzugehen. Der Breslauer Periode gehört auch sein Laokoön an, das Bruchstück gebliebene Grundbuch deutscher Aesthetik.

Nach Berlin zurückgekehrt, legte er der Welt diesen seinen Laokoon vor, zugleich als Berechtigung zu jener Bibliothekarstelle, um die er Winckelmann zum Mitbewerber hatte. Dieser lehnte den Antrag ab, und Lessing mußte einem französischen Charlatan weichen, während zugleich sein, preussischer Kraftgeist athmendes Schauspiel lange Zeit in Berlin verboten blieb, weil über Krieg und Politik nicht dramatisirt werden sollte.

Lessing konnte sich mit Bitterkeit sagen, daß er nie Glück gehabt, und doch leuchtete auf seiner Stirn der heitere Glanz des ewigen Siegers, sprudelte seine Lippe von attischen Scherzen, blieb die gepanzerte Kraft seines Geistes immer in Waffen. Wie er 1766 wieder „müßig am Markte stand und Niemand ihn dingen wollte,“ traf ihn plötzlich die Aufforderung, an einem deutschen Nationaltheater, das man in Hamburg gründen wollte, mitzuwirken. Löwen hieß der Schauspieler, der auf Lessing fiel, anfänglich um ihn als einen schnellfingerigen Goldoni für eine Reihe Stücke jährlich zu werben, dann, als Lessing dies lachend abwies, ihn als Dramaturgen, als Kritiker zu gewinnen. Den 22. April 1767 ward die Nationalbühne zu Hamburg und Lessings Dramaturgie eröffnet; am 25. November des nächsten Jahres schloß man die Bude zu und Lessing seine Dramaturgie mit dem Ausruf: „O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen eine nationale Bühne zu schaffen, da wir Deutschen noch gar keine Nation sind!“ Und er meinte nicht die politische Verfassung, sondern — wie bitter! — bloß den sittlichen

Charakter, von dem man fast sagen müsse, dieser sei: „keinen eignen haben zu wollen.“

Auch das zweite Grundbuch deutscher Kunst und Litteratur, die Dramaturgie, blieb Bruchstück; die Aesthetik von heute hat es noch zu ergänzen; die Production der Deutschen von Lessing bis heute hat es zu beseitigen unaufhörlich versucht. Ein drittes Grundbuch deutschen Geisteslebens gab Lessing auf religiösem Gebiete in den Wolfenbütteler Fragmenten, aus deren Elementen schließlich das Gedicht Nathan der Weise erwuchs. Seit 1769 hatte sich der freie Weltbürger vom Ruhm- und Ehrgeiz des Braunschweiger Hofes einfangen lassen. Es begannen für ihn die Leidensjahre seiner Wolfenbütteler Einsiedelei, die nur kurz und ohne Segen von einer italienischen Hekreise an der Seite eines Prinzen des herzoglichen Hauses, vergeblich durch eitle und trügerische Berufungen nach Wien und Mannheim unterbrochen wurden. Was zu Hamburg in bürgerlichen Händen gescheitert war, sollte jetzt mit fürstlicher Fürsorge neu versucht werden; Eitelkeit und Ruhmliebe trieben zu Wünschen nach Nationalunternehmungen, aber Akademie und Theater der Art blieben eitel ein Spiel der Großen, und der Genius, der den Nationalgeist dazu wachgerufen, wurde von Höflingen getäuscht und übel bedient. In seiner Heimath und Leipzig, in Berlin und Hamburg war der Welteroiberer mit allen seinen Schiffen abgebrannt; dennoch blieb er als Mensch und Geist nach wie vor noch in Hamburg mit tiefem Anker fest. Von dort erhielt er die hinterlassenen Papiere

des trefflichen Professor Reimarus, der Zeitlebens frei über Christenthum und Bibel gedacht, aber nicht gewagt, seine Gedanken dem Fanatismus der Finsterlinge preiszugeben; mit Elise Reimarus, der Tochter des Edlen, blieb Lessing nach wie vor im besten Freundschaftsverkehr, auch als die Herausgabe der Fragmente alle Welt gegen ihn in Aufruhr brachte. Seiner Hamburger Epoche verdankte er auch den besten Schatz seines persönlichen Lebens, die Gattin, Frau Eva König, die er seit 1776 wenig mehr als ein Jahr die Seinige nennen sollte, um auch als Mensch den Gipfel des Höchsten und Reinsten zu erklimmen, ohne des Glückes solcher Er rungenschaft lange und zu dauerndem Genuß und Segen theilhaftig zu werden.

Die Wolfenbütteler Fragmente gehören recht eigentlich zu jeder vollen Ausgabe von Lessing's Werken. Er gab sie nicht bloß heraus, als angeblichen Fund in der Wolfenbütteler Bibliothek; er vertheidigte sie auch gegen den Hamburger Hauptpastor Goeze, und diese seine Fehde ward noch wichtiger als die frühere gegen den Halleschen Klop in den antiquarischen Briefen. Der „Klopianismus“ beschränkte sich auf die Pedanterien in Sachen des Alterthums; der preußische Kathederheld und Geheimerath war der elegante Geß unter den Pedanten seiner Zeit. Lessing schrieb ihn buchstäblich zu Tode; der entsezte Gegner starb, zweiunddreißig Jahre alt, plötzlich vor Schreck und Gram, sich von seiner angemasteten Höhe gestürzt zu sehen. Er war in der Reihe der Popanze und Perrücken auf Gottsched gefolgt im

Reiche der Herrschaft über die deutschen Geister, und erlag wie Dieser vollständig vor Lessing's Hieben. Das ärgste Haupt der vielköpfigen Hydra war aber das theologische, und der Haupt-Goeze von Hamburg schürte Kaiser und Reich zu Flammen wider den Gottversucher Lessing, der mit den Fragmenten Himmel und Hölle durcheinanderstürzte und Christi Reich auf Erden vernichte. Lessing bewies, - daß mit Zweifeln an der Bibel das Christenthum noch nicht bezweifelt werde, denn das Christenthum sei mit Christus, seinen Lehren, seinem Leben und Wirken schon dagewesen, ehe die Evangelien geschrieben; zwischen Christenthum und Christi Lehre aber sei ein himmelweiter Unterschied, denn Menschenwerk habe die reine Quelle getrübt. Dies eine Grundsäule jener Untersuchungen, auf welcher noch heute Friedrich David Strauß in seiner Evangelienkritik zu fußen suchte, während Lessing reinigend in den alten blöden Buchstabenglauben griff, der heidnisch genug war, einen christlichen Wandel nicht höher zu halten als ein mechanisch zugestandenes Bekenntniß, so daß Nathan der Weise die alte Fabel vom ächten Ringe wieder erzählen mußte, der beliebt mache bei Gott und Menschen, den jeder Glaube zu tragen meine, ohne es durch die That zu beweisen, und der vielleicht allen Erben des Vaters verloren gegangen, weil „andächtig schwärmen“ um vieles leichter sei als „gut handeln“.

Am tiefsten gekränkt von allen Bitterkeiten des deutschen Lebens hat Lessing das Scheitern des Plans, ein nationales Theater zu schaffen. Er wollte sich, als er von Hamburg

schied, vor Deutschland verkriechen, vor aller Welt verschwinden, sich in ein italienisches Kloster flüchten und heimlich die Schmach seiner Niederlage verschmerzen. In der Einsiedelei des Wolfenbütteler Schlosses hielt ihn bloß der Gedanke fest, seiner Freundin Eva eine sichere Stätte zu bieten. Sie war eine geborene Mainzerin; ihr Mann, Lessings Freund, hatte Fabriken in Hamburg und Wien; er starb plötzlich, und aus dem Freundschaftsgefühl erwuchs die Lust, als Mann rettend zu helfen, den Waisen ihr bedrohtes Erbtheil zu schütten, und endlich auch der süße Eigennuß der Liebe, den Lessing selten oder sonst nie im Leben gefühlt. Er war auch zu Eva streng und keusch in seinen Empfindungen; hinter der verdeckten Zärtlichkeit bricht nur stellen- und stoßweis die verhaltene Sehnsucht nach Liebesglück hindurch. Und doch war schon in den ersten Freundschaftsregungen soviel Treue der liebevollsten Zugehörigkeit, wenn auch aus seinem: „Meine liebe Madame“ nur langsam „werthgeschätzte Frau“ und endlich „geliebte Freundin“ wurde. In diesen 98 Briefen von Eva und 80 von ihm, sechs Jahre lang geschrieben, bis er, ein Siebenundvierziger, Eva heimführte, spricht keine Verhimmelung und Vergötterung; aber Tüchtigkeit und Edelsinn, der hellste klarste Verstand und die zarteste Feinheit des Herzens reichen sich hier zum Bunde die Hand. Es liegt einfache Größe in diesen Briefen zweier Liebenden. Sie sind Beide wortkarg in ihren Empfindungen, sparsam mit den zart und hoch behüteten Schätzen des Herzens. Der Mangel an Lyrik in Lessings ganzem Wesen war eine offenbare Ver-

sagung; und doch wird dieser Mangel bei ihm durch die zarteste Feinheit seiner leisen Empfindung, durch die tiefste Regung wunderbar klarer Eingebungen des Herzens ersetzt und vollauf gedeckt.

Lessing schrieb am Sarge seiner Eva, er habe es auch einmal so gut wie Andere haben wollen, aber es sei ihm schlecht bekommen. Ein bitteres Epigramm konnte er auf alle Denksteine seines Wirkens, Kämpfens und Schaffens setzen; er war und blieb bis an sein Ende der sechtende Athlet für Deutschlands Wissenschaft, Litteratur und Kunst.

Zum Weihnachtsfeste 1777 bescheerte ihm Frau Eva einen Sohn, aber das Kind starb und riß die Mutter mit fort. Lessing schrieb vor Schmerz fröstelnd und mit den Zähnen klappernd: „Ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn, denn er hatte schon soviel Verstand! Oder war es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — Freilich zerzt mir der kleine Muschelskopf auch die Mutter mit fort! — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“ — Lessing der Mensch war seitdem gebrochen; der Schlaf überfiel ihn oft mitten am Tage; er war müde wie ein aus hundert Wunden blutender Krieger. Zu Elise Reimarus zog es ihn noch einmal nach Hamburg; dann lehrte er in die Stille zurück. An seinem Sterbetage, dem 15. Febr. 1781, raffte er sich plötzlich vom Lager auf, kleidete sich an und trat, wie zur Gesellschaft fertig, den Hut auf dem Kopfe, zu seiner Pflgetochter

ins Zimmer. Auf dem edlen Antlitz waren die Hippokratistischen Züge schon lesbar; er hatte sich geirrt, man hatte ihn nicht gerufen und nicht geladen; aber er lächelte seelenvoll und begrüßte heiter wie zum Scherz aufgelegt die Gesellschaft. Es war als hätte er wie Held Mannsfeld mannhaft gerüstet sterben wollen. Und so bestätigte sich auch äußerlich, wie er seine Haltung bis zum letzten Moment bezeichnete. Er starb so arm, daß der Braunschweiger Herzog ihn auf Staatskosten begraben ließ. Innerlich aber konnte er sich, nach dem Erfolg seiner Arbeiten zu urtheilen, für bankerott erklären. Der mächtigste Fürst seiner Nation, der König der Aufklärung, der ihm geistesverwandte Friedrich, hatte ihn übersehen, ihn absichtlich nicht gekannt. Noch ein Jahr vor Lessings Tode, noch 1780 war das königliche Gutachten über deutsche Litteratur erschienen, das von einem Lessing nichts mußte. Berlin hätte ihm die Stätte seines Wirkens werden müssen. Wien hatte auf Augenblicke ein Verlangen nach ihm gehabt, aber ihn, wohl aus Furcht vor der Hierarchie, nicht brauchen können. Den deutschen Hochschulen war er ein Gräuel geblieben, denn er hatte ihre Götzen, die Götzen der falschen Gelehrsamkeit, gestürzt. Mitten in einem deutschen Kriegslager hatte er mit dem ersten classischen deutschen Drama gezeigt, wo der Stoff für nationale Poesie zu holen sei, aus dem Holze des eignen, lebendig wachsenden Waldes, und bald darauf scheiterte in Hamburg sein Versuch, den Deutschen eine nationale Bühne zu schaffen. Mit der Einsamkeit seines zurückgezogenen Lebens auf der Wolfenbütteler Bibliothek leistete er,

dem es ein Genuß gewesen, lebendig unter Menschen zu verkehren, schmerzlich Verzicht auf ihm liebgewordene Gewohnheiten. Er starb äußerlich und innerlich fast ganz vereinsamt. Sein schmerzlich bitteres Wort über den Ausbruch der Wertherperiode war brieflich sein letztes.

Wie vor einem antiken Fund aus Pompeji stehen wir betroffen still, tritt uns aus des Altmeisters Werken unverhofft eine Maxime, ein Grundsatz seines künstlerischen Schaffens entgegen. Wir reiben uns die Augen, besinnen uns schwer und staunen dann über die Machtwirkung dieser einfachen Wahrheit. In der verworrenen Vielsachheit unserer Luxusbedürfnisse und Luxusbegriffe, in der aufgelösten Stillosigkeit unseres Eklekticismus ist uns das einfach Große, das natürlich Schöne, das logisch Richtige etwas Neues, etwas Ueberraschendes geworden. — Wir verlangen nicht daß Lessing je so populär hätte werden sollen wie Goethe und Schiller. Soll, wie Gervinus sagt, von Vermächtnissen die Rede sein, die der Nation aus der classischen Zeit überkommen: so kann Goethe als Erbschaft der höhern, der feinen Bildung, Schiller als eine Erbschaft der deutschen Jugend gelten, Erbschaften, die sich hoffentlich kein weiterlebendes Geschlecht je wird entreißen lassen. Aber in den Werkstätten der künstlerischen Thätigkeit sollte Lessing seinen Altar haben, in den Ateliers unserer Bildhauer und Maler sollte sein Laokoon, in den Studien der mimischen Künstler seine Dramaturgie die Bibel, am Eingang aller Kirchen und Schu-

len der Satz seines Nathan: „Um wieviel leichter andächtig schwärmen als gut handeln!“ die eherne Inschrift sein.

Wir finden es anders. Nach einer kurzen nihilistischen Raserei der Junghegelianer gegen die Ueberlieferungen des Christenthums wiegte sich bald Alles wieder in religiöser Denksfaulheit. Vor dem Lessing'schen Nathan machen die specifisch Frommen das Kreuz, das Kreuz Christi; die Erziehung des Menschengeschlechts fassen selbst die denkenden Theologen von heute mit Glacéhandschuhen an, um sie bei Seite zu legen. Selten verräth eines Malers Bild von heute die Kenntniß der Grenzen der Malerei, die Lessing als einfaches Naturgesetz entdeckte. Unsere dramatischen Genies tapfen herum nach einem Dramenstyl, den Lessing fand, weil er über die Natur der dramatischen Kunst nachdachte. In gefühlsüberschwängern Wühlereien unorganisch planlos herumdämmernd, sind unsere Lyriker Musikanten auf der Leier geworden, ohne alle Ahnung daß auch dem lyrischen Stoff die ordnende und gestaltende Kraft der Architektur und Plastik zur höchsten Form in der Lyrik, zur Ballade, noththut. Einer „Nation von Denkern“ sind fast in allen Formen des Dichtens und Bildens die Gedanken ihres großen Lehrmeisters, die Elementarbegriffe des künstlerischen Denkens und Schaffens verlorengegangen. Ich weiß nicht, ist es die stählerne Kraft des Lessing'schen Gedankengehalts, ist es die blühende Macht des gesunden Verstandes unserer kränklichen Gefühlschwelgerei gegenüber, oder ist es die lächelnde, ihrer selbst so gewisse Grazie seiner Form: — es ist in Summa

die keusche Einfachheit und Naturwahrheit seines hellen Geistes, was den Abstand von ihm und uns zu einer wahren Kluft macht. Diese Kluft auszufüllen und zu schließen, würde ein einzelner Held zu Roß und in Waffen, stürzte er sich in den römischen Opfertod fürs Vaterland, nicht ausreichend sein. Eine ganze Generation voll romantischer Gelüste müßten wir in die Spalte versenken, all die feige, furchtsame Frömmerei in Sachen der Religion, all den wuchernden Luxustrieb und Luxusbedarf unseres gesammten üppigen Schwelgens, und den sybaritischen Hang dieses Zeitalters, die Manneskraft des Denkens in eitel Musik der Empfindung zu ersäufen.

Wir leben jetzt im Zeitalter der Litteraturgeschichtschreiberei. Seitdem Gervinus mit seiner pragmatischen Arbeiterkraft die stofflichen Massen bewältigt und in ihrer Genesis geordnet hat, erscheint zu jeder Ostermesse eine Fluth von Litteraturgeschichten. Daß sie Glück machen und Auflagen erleben, beweist daß auch der wissenschaftliche Dilettantismus in Deutschland grassirt. Mit dem unsichwuchernden Dilettiren in Kunst und Wissenschaft fällt die Scheidewand zwischen Künstlern und Publicum, aber es geht die Fähigkeit des Schaffens zugleich mit der Fähigkeit des Genießens verloren. Wo Alles schaffen will, kann auch niemand mehr genießen. Die Litteraturgeschichtschreibung luxurirt, und der Vater aller deutschen Aesthetik sinkt mit seinen Gesetzen immer tiefer in Vergessenheit! Kein Handbuch freilich versagt ihm die „verfluchte Schuldigkeit“ der Hochstellung.

Er heißt überall der Gründer der neueren deutschen Litteratur, der Reformator unseres Geisteslebens, der Schöpfer namentlich der deutschen Prosa; — das wird ihm alles in einer Prosa eingeräumt, die von seiner Kraft und Grazie wenig erbte. Hat er wirklich den Grund gelegt zu deutscher Kunst und Litteratur, so fragt sich was auf diesem Fundamente weiter gebaut, so fragt sich ob dieser Weiterbau den Grundmauern entspricht, die Schöpfung in ihrer Fortentwicklung sich vom Geiste des Schöpfers nicht grenzenlos verirrt. Von Erbschaft, von Vermächtniß spricht man in Dingen des Geistes! Lessing's Gesetze eine Hinterlassenschaft an alle Künstlernaturen! Freilich lassen seine Gesetze deutsche Kunst und Wissenschaft seit den Romantikern weit hinter sich. Und es giebt auch Vermächtnisse, die der Erbe gar nicht antritt! Er tritt sie nicht an, weil an den Genuß der hinterlassenen Güter Bedingungen und Obliegenheiten geknüpft sind, die zum Genießen derselben ein starkes Aufgebot selbsteigener Kraftentwicklung erfordern. — Lessing wird auch der Luther in moderner deutscher Kunst und Litteratur genannt. Freilich wahr! Auch was Luther der Nation als Erbschaft hinterließ, muß Jeder, will er's besitzen, kraft eigener Eroberungsfähigkeit sich selber erst erwerben. Erbschaft ist in geistigen Dingen fast immer nur Erwerbschaft. Fertige Resultate hat Lessing weder gegeben, noch bezweckt. Als todes Capital hat selbst die höchste Summe von Axiomen keinen Werth. Freilich war er der Herakles, den Augiasstall seiner Zeit zu fegen und zu säubern. Aber

er wollte mehr. Er gedachte den denkenden und den schöpferischen Naturen in der Nation die Kraft einzuflößen, die Augiasställe jedes Zeitalters zu reinigen, die Ungethüme, die dummen Bestien und die wilden Ungeheuer jeder Epoche zu bezwingen. Und ein Prometheuscher Lichtbringer war er zugleich, aber nur für Die, welche sich selber am großen heiligen Licht der Sonne eine Fackel oder eine stille Lampe anzünden lernen. Ein festes System von Wahrheiten und Aufklärung hat er zu geben absichtlich verschmäht. Man kennt sein großes Wort: Und träte Gott Vater vor mich hin, in der Rechten mir die volle fertige Wahrheit bietend, in der Linken aber den nimmersatten ewigen Trieb zur Wahrheit, und ließe mir die Wahl: ich würde ihm in die Linke fallen und sagen: Vater, gieb! die volle ganze fertige Wahrheit ist ja doch nur für Dich! — Für uns aber ist der Weg zum Ziele auf der Bahn des Lebens oft schon mehr werth als das Ziel selber, wird uns dies Ziel ein todter Besiß. Im Triebe zur Wahrheit liegt eine Bürgschaft, sich der Wahrheit theilhaftig und werth zu machen. Die Wanderschaft zum Ziele macht uns durch die Entwicklung von Kraft, Muth und Dauerbarkeit erst fähig, überhaupt ein Ziel unser zu nennen. Mithin thut es eben so noth, zu wissen wie Lessing den Weg suchte als wie er sein Ziel erreichte, das Wie er suchte so wichtig als Was er fand.

Lessing hat seiner Zeit bei seinem kühnen Dreinschlagen ungemein viel Staub aufgeregt. All diesen Staub seiner Streitsachen, der sich längst gelegt hat, wieder aufnehmen, Bühne, Deutsche Charaktere.

jedes Atom davon mit der Lupe durchforschen und seciren, sollte in einem Zeitalter, das in Wissenschaft und Kunst noch schöpferisch lebendig sein will, weniger unseres Amtes sein. Des Schweißes seiner Arbeit können wir freilich nicht ent-rathen. Wer nicht eines großen Kämpfers Kreuz auf sich nimmt, kann nicht sein Nachfolge sein. Aber die Schweiß-tropfen auf seiner Stirn sollen wir nicht bloß zählen, wir sollen eingehen auf die Mühen seines Lebens. Will man Lessing's Grundsätze und Lehren verstehen, so muß man sich in seine Kämpfe einlassen; wer nicht mitkämpft, hat kein Recht, hat keinen Antheil an seinen Siegen. Er war nicht Systematiker, er gab keine Summe von Resultaten, auf die wir schwören könnten; sein Haß gegen bindende Regeln hinderte ihn einen Complex aufzustellen, in dem er die Gesetze des Schönen abfaßte, einen Kreis von Axiomen, in den er die Wahrheit bannte. Um deswillen war aber nicht weniger System in seinem Denken. Nur daß er die Wahrheit nicht construirte, sondern sie an den Dingen erlebte und erleben ließ. So schrieb er dem Maler und Bildhauer bei der Betrachtung der Gruppe des Laokoon die Grundwahrheiten der Kunst scheinbar gelegentlich nieder, deckte wie zufällig daran die Grenzen der Kunstgebiete auf. So entwickelte er dem mimischen Künstler Tag für Tag nach der Willkür der Erscheinungen auf der Hamburger Bühne des Jahres 1768 die Maximen eines natur- und kunstgemäßen Spieles. So gab er seine Ansichten vom Bau des Drama's concret in Werken, an denen er Jahrzehen lang still gemeißelt. In der

Widerlegung der Irrthümer der französischen Tragödie fand er die Formen des wahren Drama's; im Kampfe gegen das Falsche in der Theologie und Aesthetik das Rechte und Wahre. Er trat nicht auf die Kanzel um Humanität zu predigen; er schrieb ein dramatisches Gedicht und machte den Helden desselben zum Träger des wahren Menschenthums. Er vindicirte diese Humanität als Blüthe und Frucht der Entwicklung der Menschheit nicht ausschließlich dem offenbarten Christenthum, denn offenbarte Religion ist nur Erbschaft, nicht Erwerbschaft; er nahm einen Juden, seinen Nathan, der ihm die ächte Religion der Liebe und Duldung als spezifisches Menschenthum verkörperte.

Man weiß um des Sokrates gerühmte Hebammenkunst. Sie bestand in der Maxime, die Wahrheit nicht zu octroyiren, sondern sie in jedem Einzelnen als einen Keim zu entwickeln, dessen Gedeihen und Wachsthum dann Proceß der eigenen Entwicklung des Individuums ward, dergestalt daß die Summe höchster heiligster Wahrheiten nur die Frucht und das Ergebnis der Selbsterziehung und Selbstbestimmung des Menschen wird. — Lessing thut mehr in seiner Weise, die Wahrheit zu lehren. Er läßt sie sich an den Dingen und Objecten wie von selbst entwickeln. Wenn es absolute Wahrheit geben soll, so muß sie nicht aus dem Subject und seiner zufälligen Eigenart, sie muß uns aus dem Objecte, aus den Dingen und Gegenständen als etwas natürlich Selbstverständliches, als etwas Unabweisliches hervorgehen.

Mit Einem Worte: dieser große Lehrer — als welchen

Lessing alle Welt erkennt — war ein großer Lerner. Ihn ablernen, wie er gelernt, ist die Aufgabe Derer, bei denen es mehr als Phrase ist, in ihm den Reformator, den Wiederhersteller, den Schöpfer und Vater deutscher Litteratur und Kunst zu wissen. Dem entschieden poetischen Genie in die Vorbedingungen seiner Vollendung, in die Klosterräume seines Schaffens, in die Geheimnisse seines Werdens zu folgen, ist weit schwieriger. Aus Goethe's Liebesliedern die Art seines Liebens rückwärts deuten, dürfte sich unlösbares Räthsel aufgeben heißen. Wie er die Wahlverwandtschaften gedichtet, d. h. welche Studien am leidenden und blutenden Menschenherzen, welche Wunden und Schmerzen, welche Himmelslust und welche Grabesnächte dem großen Gedicht im Leben vorausgegangen: dies zu erkunden und als Motive des Werkes zu erläutern, dürfte weit schwieriger sein, als in Lessings Arbeiten den Vorstudien nachzugehen, um ihren Organismus und die Art ihres Entstehens zu begreifen. Nirgends liegt ein litterarisches Leben zur Durchsichtigkeit so klar bis in seine innersten Triebfedern vor uns aufgedeckt. Um so mehr sollte Lessings Leben und Thun das Studium sein für jede künstlerische Natur. Was Lessing vor der Mitte der Sechziger des vorigen Jahrhunderts schrieb, war nur Vorarbeit zu diesen großen Grundpfeilern für deutsche Kunst und Wissenschaft. Hart auf einander folgten sich 1766 Laokoon, 1767 Minna v. Barnhelm, 1768 die Hamburgische Dramaturgie. 1770 ward Lessing Bibliothekar in Wolfenbüttel, 1772 erschien seine Emilia Galotti. Aber auch in seinen Vorar-

beiten ist Lessing lehrreich. Einen großen Maler in seiner Werkstatt belauschen, wie er sich seine Modelle stellt, auch wie er sich seine Farben reibt, ist Gewinn, Genuß und Belehrung. Und hierbei ist für den Biographen Lessings zugleich Spielraum und Stoff gegeben, den Menschen Lessing aufzufassen, die Elemente, aus denen er persönlich erwuchs, zu erläutern, damit wir wissen, welchem Naturell dieser Geist angehörte, welchen Elementen er entsprang. Wilhelm Danzel führt aus langen Kirchenregistern den mühsamen Beweis, wie urdeutsch die Familie Lessing (ehedem Lessig) von Anfang an und seit länger als Menschengedenken gewesen. Eine überflüssige Mühe. Nicht bloß Ramez und die Lausitz war ehedem slavischer Boden. Slavisches zieht sich weit hin in's germanische Herz hinein, nicht um das Deutschthum zu zerstören, vielmehr um ihm nach dem Prozeß der Amalgamation zu neuer Kraft und neuen Siegen zu verhelfen. Selbst in Luther's Person dürfte slavisches Element nicht zu verleugnen sein; das Burleske in gewissen Zügen seines Naturells kann nicht anders denn als Beisatz zum modernen Deutschthum, das von ihm datirt, gelten. Auch in Lessing steckt Slavisches. Er war eines orthodox gelehrten, wenn auch aufgeklärten Pastors Sohn. Dies das erste, ihn geistig bestimmende Element, dem er entwuchs. Die Familie, namentlich die Mutter, war ihrer Sitte nach orthodox, der Vater nach Art seines biblischen Denkens eher Rationalist als Mystiker. In dieser heimischen Sphäre ward der Knabe früh reif nach der Seite seines Wissens und nach den Bedürfnissen seines Geistes. Er

hätte in der Gelehrsamkeit als Wunderkind gelten können, hätte die Ehrbarkeit des Zeitalters eine Schönthuerei dieser Art gestattet. Die in ihren Einrichtungen damals fast mönchische Gelehrtenschule St. Afra in Meissen pflegte in ihm, was das väterliche Haus gesäet. Ein universelles Wissen auf allen Gebieten der Sprache und der Historie ward für ihn zu einer Ernte, auf deren Segen er nie schmähete, weil er die Factoren dieser Kenntnisse zu einem Product der Bildung für sich machte. Aber er ließ sich nicht fesseln von diesem Element; er schlug — sanguinisch und dialektisch — in's Gegentheil über. In Familie und Schule, in Ramenz und Meissen war sein Leben ein Pflanzenleben gewesen. Die freie selbstwillige Bewegung gab ihm der Leipziger Verkehr. Er verfügte später sehr oft nur nach Willkür und Laune über seine Stellung und Lage im Leben; in seiner Bestimmung für Leipzig als Universitätsstadt war Schicksalsfügung ohne sein Zuthun. Leipzig war vor dem siebenjährigen Kriege der Tummelplatz der interessantesten Bewegungen im Reiche der Geister. Die Universität war damals die bedeutsamste. Die Blüthe der slavischen Jugend aus Polen, Rußland und Ungarn brachte Luxus und stolze Haltung in die Studentenschaft. Ein junger kecker Uebermuth, der den akademischen Jüngling Lessing beseelte, war kein leerer Hochmuth, kein frecher Dünkel, sondern ein geniales Selbstgefühl, das auf das Bewußtsein fußte, in Sachen der wissenschaftlichen Bildung über einen sichern Fonds gebieten zu können. Der frommen Mutter, dem orthodoxen Vater ein Anstoß, wo nicht

ein Gräuel, weil er mit Schauspielern verkehrte, war er ein Schrecken der gelehrten Philister, die er aus dem Staube ihrer Lächer auffagte. Und während ihn die Bedächtigen frevelhaft leichtsinnig schalten, ihm aber doch huldigen mußten, hegen die wirklich Leichtsinnigen, die flotten Burschen, mit denen er bekehrte, die leichtgeschürzten Söhne und Töchter der Musen aus der Bude der Frau Neuberin eine heilige Scheu vor diesem Apollojüngling, weil er über Kenntnisse verfügte, deren Glanz und Fülle sie blendete, mitunter zu ihrem Staunen sie gar bereicherte. In dieser Doppelnatur seines Wesens steckt das Geheimniß seiner Bedeutsamkeit, der Zauber seines Wirkens. Den gelehrten Pedanten bewies er, ein Genie, wie z. B. Shakspeare, brauche hundert Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe wisse. Den leichtsinnigen Poeten und Männern legte er dar, wie verarmt, nackt und bloß die Musen an den Strand des Lebens ausgesetzt seien, wenn sie sich nicht um die Schätze der Wissenschaft kümmern. Er herrschte nach beiden Seiten hin, er hatte ein Janusgesicht, eines für die gesammten Schätze der Vergangenheit aller Jahrhunderte, eines für die Zukunft, indem er mit genialem Blick den Bedürfnissen der Gegenwart eine schöpferische Perspektive, den Felsen eines trocknen Daseins um sich her einen Quell lebendigen Wassers erschloß.

Spricht man ihm, wie er sich selbst, das poetische Genie ab, so bleibt ihm noch ein ungeheurer Schatz, den die Götter eben so selten gewähren: der geniale Instinct, der, dünkt mich, ein glänzender Ersatz, ungeahnet und zur Genüge fast, das

Fehlende deckte. Diesen Instinct hatte er im Gefühl der Jugend und im Bewußtsein des besten Mannesalters auch als Mensch. Es war ein Instinct, der ihn in die rechten Städte und zu den rechten Menschen führte, in Leipzig zu Weiße und Mylius, in Berlin zu Mendelssohn und der dortigen schermesserscharfen Sippe, in Hamburg zu Ekhof, dem Charaktermaler, der auch das bloße Gerippe einer Gestalt mit dem warmen, wahren Fleisch des Lebens bekleidete. In Leipzig und Hamburg sorgte das gütige Schicksal für ruhmspendende Gegner, für Götzen die es galt zu stürzen. Die Götzen Gottsched, Klop und Göze stehen ewig da in der Geschichte deutscher Cultur, weil Lessing ihre Altäre stürzte, auf den Trümmern ihrer falschen Tempel triumphirte. In Wittenberg verstieg er sich bloß in den Schacht deutscher Gelehrsamkeit, um in diesem Bergwerk sich seine ewige Waffenkammer zu erhalten. Nach Breslau aber führte ihn sein Genius in ein Centrum des kriegerisch und national preußisch bewegten Lebens. — Seltene Beglückung eines deutschen Gelehrten und Poeten bei aller Versagung, bei aller sonstigen Kargheit seines Lebens! Und das Glück dieser Begabung bestand in dem Gemisch deutscher und slavischer Elemente, in dem Gemisch von tiefer Gründlichkeit und lebendiger Beweglichkeit. War er kein Poet, so war er etwas Anderes, aber fast nichts Geringeres. Er war, auch äußerlich als Schriftsteller mit seinem heimatlosen Umschweifen und Umstreifen, und in der Unruhe seines ewig getriebenen Geistes der „Volksredner mit der Feder.“ Bei diesem ungeheueren eney-

flopädischen Wissen, bei diesem allseits herbeigeholten Apparat der tiefsten und schärfsten Kenntniß aller Vergangenheiten in jeder Disciplin, bezog er doch Alles auf die Gegenwart, auf den Stand der lebendigen Interessen des Augenblicks. Hier Leben zu erwecken, aus dem Boden, auf welchem er und sein Zeitalter stand, Leben sprießen zu lassen: war Zweck und Ziel seiner gelehrten Thätigkeit, seiner Kritik und seiner schöpferischen Arbeiten. Seine Werke hat man Monologe genannt; sie waren in der That Reden, die er hielt und die dem Augenblick zu dienen schienen, während sie die Resultate aller Vergangenheiten, die Perspective der Zukunft umfaßten. Die Grundzüge zu einer deutschen Aesthetik sind in Lessing gegeben, aber nur die Grundzüge, nicht der gesamte Coder.

Auf Lessing zurückgehen heißt allerdings fortschreiten, — wiederholte mit uns Adolph Stahr. Man braucht aber nicht mit Stahr der Panegyriker Lessings zu sein; man würde sonst blind sein müssen über seine Lücken. Eine einzelne Gestalt mit ihrem Bekenntniß und ihren Mitteln, und wären sie die höchsten, deckt noch nicht das gesammte nationale Bewußtsein und die gesammte nationale Kraft. Ein nachgeborenes Geschlecht hat die Lücken Lessings zu füllen. Versagt war ihm nicht bloß die Erkenntniß und das Element der Musik. Auch die Lyrik war ihm versagt; wo er lyrisch ist, spitzt sich ihm Inhalt und Form epigrammatisch zu. Versagt waren ihm die Elemente des gesammten deutschen Mittelalters, so daß die Poesie unserer Romantiker hier nachzuholen ihre Aufgabe fand. Verschlossen blieb ihm endlich die Erkenntniß

der religiösen Offenbarung, von der das Zeitalter der Aufklärung nur soviel faßte als der Verstand mit seinem Verstehen des Endlichen begreift, während die Vernunft, und wär' es auch nur in der Form des Symbols, geheimere Wahrheiten vernimmt. Mit der Frage, ob nicht die Menschheit durch sich selbst auf ihrem Wege zum Inhalt der Offenbarung gelangt sein würde, stellte Lessing die Berechtigung der geoffenbarten Wahrheit in Zweifel, während es weit näher liegt, das thatsächlich Gegebene zu begreifen und der Menschheit das Ziel der Erkenntniß zu erleichtern. — In diesen vier Elementen, in Musik, Lyrik, deutschem Mittelalter und deutscher Erkenntniß der Offenbarung, hat das nachgeborene Geschlecht seine Mission finden müssen, um den vollen Gehalt deutscher Volksthümlichkeit zu erschließen.

III.

Moses Mendelssohn.

III.

Moses Mendelssohn.

Jeder Deutsche, der aus dem Schooß der glücklichen Unbedeutendheit auftaucht, hat sich der Nation gegenüber sehr mühsam die Erlaubniß zur Existenz erobern müssen. Mendelssohn mußte schon als Jude sich im deutschen Leben den Fußbreit Landes sehr mühsam erkämpfen. Was Klinger und Forster fortwarfen, galt ihm schon als ein mübewerther Preis. Eine Scholle deutscher Erde, die den Staub zu Staub gesellt, ein ehrlich Kirchhofsplätzchen galt dem stillen Manne schon als ein hübsches Ziel des Strebens; die Forderung, sich als Bürger dieser Welt, als Mensch unter Menschen frei fühlen zu dürfen, dämmerte damals in einer armen Seele nur schüchtern auf. Mendelssohn blieb, auch als man in ganz Deutschland seinen Namen mit Achtung nannte, während Menschen von Hoch und Niedrig ihn aufsuchten, Bekenner aller christlichen Kirchen, selbst Katholiken

brieflich ihm Leichten und seinen Rath in Gewissenszweifeln einholten, noch immer bürgerlich und staatsrechtlich der nur geduldete Schutzjude, der im Zeitalter der großen Aufklärung in Berlin, dem sublimen Sige der modernen Weisheit, bittweise von Jahr zu Jahr die gnädige Erlaubniß um fernere Duldung nachsuchte. Er war ein Fremder in Preußen und bedurfte auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Berlin (1742 bis 1762) noch immer des Zeugnisses, im Dienste eines ansässigen Juden zu stehen, sollte der Büttel ihn nicht jeden Augenblick austreiben dürfen. — Ich erinnere mich freilich, daß ein jüdischer Freund in Wien noch heutzutage einen alten Onkel als seinen Hausknecht einschreiben ließ, um ihm eine Erlaubniß zur Existenz zu erwirken, weil die geduldete Zahl der Familiengenossen in seinem Hause schon ausgefüllt war. Die deutsche Culturgeschichte ist recht reich an kleinen Brutalitäten.

Marquis d'Argens hörte ganz zufällig von dieser an Mendelssohn verübten deutschen Barbarei. Er schätzte in ihm den Denker, bewunderte in ihm das feine Talent der dialectischen Beweisführung, liebte in ihm den bescheidenen, ebenso witzigen als graziösen Gesellschaftsmenschen; wie heutzutage, staunte auch damals der Franzose über die kleine deutsche Lücke, die wir uns gegenseitig unter uns erlauben. Mais, notre cher Moise! rief d'Argens am Hofe zu Potsdam, macht er nicht wenigstens eine Ausnahme in diesen barbarischen Zuständen? Er wollte es nicht glauben, daß ein so weiser und gelehrter Mann täglich der Gefahr bloßgestellt sei, sich

auf ganz niedrige Weise behandelt zu sehen; er fragte Mendelssohn selbst. „Sokrates — erwiderte Moses — hat seinen Freunden bewiesen, der Weise müsse sogar sterben, wenn es die Gesetze des Staates so forderten. Ich muß also die Gesetze des Landes, in dem ich lebe, noch für gar milde halten, da sie mich bloß austreiben, falls mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will.“ Der Franzose war betroffen; ich weiß nicht, spottete er insgeheim über die deutsche Brutalität, die doch damals nach den Früchten der französischen Cultur sehr lüstern war, oder schämte er sich seiner eigenen Mission, Aufklärung und Bildung am Hofe des großen Königs anzupflanzen. Der Marquis drang in Moses, eine Bittschrift aufzusetzen, die er selbst überreichen wolle. „Es thut mir weh“, sagte Mendelssohn, „daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute meines Glaubens nur in gewisser Anzahl aufzunehmen: welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?“

Indeß war die Vorstellung seiner Freunde, diesen Schritt um seiner Familie willen zu thun, siegreich, und so verfaßte Mendelssohn eine Bittschrift, die aus den Acten gezogen also lautet: „Ich habe von meiner Kindheit beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber im Auslande

geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erühne ich mich allerunterthänigst zu bitten, Ew. Majestät wollen allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigsten Schuß, nebst den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protection zu erfreuen haben.“

Es war gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, als das Gefühl des Friedens wieder in allen Gemüthern beglückend seinen Einzug hielt, in demselben Jahre, in welchem die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin Mendelssohn's Abhandlung „über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften“ als Preisschrift zu krönen sich gedrungen sah; der bescheidene Jude konnte also wohl leise andeuten, daß seine Bemühungen in den Wissenschaften den Abgang an sonstigem Werth ersetzen dürften. Marquis d'Argens überreichte das Gesuch persönlich dem König; aber die Antwort blieb aus. „Der sonst so sanfte Moses, erzählt Nicolai, wurde ziemlich empfindlich darüber und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet, einigermaßen Vorwürfe.“ Erst mehrere Monate nachher erfuhr d'Argens durch Zufall, daß Mendelssohns Bittschrift erfolglos geblieben. Er bestürmte noch an demselben Tage den König mit Vorwürfen. Es mußte ein Mißverständniß bei der Sache obgewaltet haben; König Friedrich hatte sein Versprechen, wie er sagte, gehalten, der Jude müsse längst das Privilegium haben. Die Bittschrift

war durch einen ungewöhnlichen Zufall verlorengegangen. Aber der Franzose hatte Ehre genug, die Sache für die seinige anzusehen; auf sein wiederholtes Verlangen setzte Moses das Gesuch um Duldung noch einmal auf, und d'Argens fügte nebst seinem eigenen Namen die Bemerkung hinzu: „Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.“

Mit einem Bonmot war etwas auszurichten bei König Friedrich. In jenem Zeitalter der Aufklärung dünkte sich der Philosoph der Voltaire'schen Schule über alle Religion hinaus zu sein, der Freigeist mit allem religiösen Inhalt spielen zu können; die confessionellen Unterschiede durften, sollte man meinen, damals wenig in Betracht kommen, nicht weil die Menschenliebe mehr als die Glaubensformen, sondern weil der Glaube überhaupt wenig oder nichts galt. Man dünkte sich aufgeklärter, als man war; die Bildung war nur ein erborgter Schimmer, eine Treibhauspflanze aus fremder Zone, die im eignen Boden nicht Stich hielt. Es ward dem königlichen Weisen von Sanssouci bei aller seiner Philosophie doch nicht leicht, den Juden Mendelssohn in seine Staaten als Unterthan aufzunehmen. Moses erhielt endlich das Privilegium auf Betrieb des Franzosen; der König erließ ihm sogar die tausend Thaler, welche die Chargenkasse verordnungsmäßig von ihm verlangte; aber er erhielt die Erlaubniß zur rechtsgültigen Existenz nur für seine Person. Nach einiger

Zeit supplicirte Mendelssohn von neuem zum Besten seiner Kinder. Dies Gesuch schlug König Friedrich ein für allemal ab. Es war dies sieben Jahre vor seinem und Mendelssohns Tode, denn beide Männer starben zufällig in demselben Jahre.

Weit früher, vielleicht mit dem Erscheinen der ersten Auflage des „Phädon“, 1767, war die Epoche eröffnet, wo Moses in deutschen Landen für berühmt galt. Seine Bücher wurden wiederholt aufgelegt; sein Ruhm erscholl im engen Vereine mit Lessings Richtungen überall laut und unzweideutig. Seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele wurden in dem Zeitalter der Sucht nach einem Jenseits, während das Diesseits unsicher wurde, allgemein bewundert. Mendelssohn stand eine kurze Zeit lang im Wendepunkt der feinsten und sublimsten Fragen des Jahrhunderts; er schrieb mit Lessing anerkannt das beste Deutsch; man drängte sich zu ihm und war entzückt, einen gefälligen, liebenswürdigen Menschen zu finden, wo man einen verschlossenen Rabbiner erwartete. Es war die Epoche, wo der Erbprinz von Braunschweig, der Hort der Freimaurer, mit ihm in Briefwechsel trat, Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, der Beschützer Thomas Abbt's, nach seiner Rückkehr aus Portugal sich mit dem weisen Juden in kritisches Detail einließ, Menschen aus den entlegensten Winkeln Deutschlands, wie ein Freiherr von Planer auf der Insel Rügen, mit dem ganzen Wissensdurst deutscher Natur sich in die Geheimnisse des Phädon einlebten und dies interessante Gewebe der Mendelssohn'schen

Erläuterungen immer wieder auflösen, um es von neuem von ihm selber geflochten zu sehen. Dieser Phädon hatte in dritter Auflage alle denkenden Kreise beschäftigt, Moses wurde Mode, denn es war noch neu in Deutschland, an den esoterischen Untersuchungen der Abstraction in deutscher Sprache einen feinen Reiz zu empfinden. Da beschloß, es war im Jahr 1771, die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, den Verfasser des Buches, der den Sokrates zu einem deutschen Denker gemacht, als ordentliches Mitglied aufzunehmen. Der Vorschlag lag dem Könige zur Genehmigung vor; man möchte argwöhnen, daß das Schreiben der Akademie ebenfalls verlorenging. Preuß erzählt jedoch, der König habe den Namen Mendelssohn, ohne einen Grund anzugeben, aus der Liste der Candidaten gestrichen. „Aus Religionshaß geschah es sicherlich nicht!“ sagte Moses in einem Briefe an einen Freund in Wien, den er über ähnliche Verkümmern der Menschenrechte in der sogenannten Republik der Geister zu trösten suchte.

Religionshaß und jene Aufklärung, die Friedrich mit jedem seiner Federzüge als Autor in französischer Sprache proclamirte, sind nicht gut vereinbar. Oder man wird irre an der Aufklärung jener Zeit, die sich an den herzlosen Spöttereien Voltaire's weidete, sich im Umgange mit der boshaften Unverschämtheit eines la Mettrie gefiel und der heimischen Wissenschaft in religiösen Dingen die ehrliche Untersuchung verbot, selbst den heitern Spielen der deutschen Muse ihre Existenz erschwerte. Wer geneigt wäre, in „großen“

Charakteren den kleinen Triebfedern aufzulauern, könnte der Vermuthung Raum geben, es sei vielleicht eine Art Eifersucht mit im Spiele gewesen, welche die königliche Hand zum Censurstrich in der Liste der Akademiker verleitete. Der jüdische Sokrates von Berlin schrieb allerdings ein noch weit besseres Deutsch, als jenes Französisch war, das der Philosoph von Sanssouci zu Stande brachte. Allein es fehlt am geschichtlichen Nachweis, um so menschlich zu motiviren, und so bleibt uns denn zur Erklärung der königlichen Abneigung nur die Annahme jenes dunkeln, dumpfen Widerwillens der Gemüther, der im Hintergrunde des Zeitalters der Aufklärung nistete und der, unklar in sich selber, auch im Schooße der Bildung das unbewußte Hinderniß ist, daß sich der Mensch zum Menschen findet, um in sich und im Andern den Keim des Göttlichen zu pflegen. König Friedrich blieb bei seinem Satze: „Ich will keine Pfaffen und Juden in meiner Akademie!“

Moses erblickte in dem kleinen Dessau das Licht der Welt. Die freundliche Herzogsstadt hatte keine eigentliche Judengasse, in der die milde Christenheit physischen Schmutz und moralischen Ekel zusammenzupferchen pflegte, um mit Fingern darauf hinweisen zu können, wie entartet und aller Bildung abhold die Secte des alten Bibelthums geblieben. Die deutsche Christenheit von damals war in ihren Maximen und Ansichten sehr zwiespältig; jedes Ländchen, jede Stadt beinahe hatte ihren besonderen Leibzoll oder Judenzwang. Allgemein aber war, so weit die deutsche Zunge reichte, die Beschränkung der jüdischen Erwerbszweige auf den Bucher

und den Kleinhandel mit Schnittwaaren und alten Kleidern. Die Judenfinder lernten Hebräisch, um das alte Testament, die einzige Beglaubigung ihres Zusammenhangs mit Gott und guten Geistern, verstehen zu können. Waren sie in der Sprache fertig, so gingen sie zum Talmud und dessen Commentarien über und verloren sich im Labyrinth dieser endlosen düstern Spitzfindigkeiten. Man nahm damals zu Rabbinern und Lehrern im Talmud meist polnische Juden; man hielt diese für schriftgelehrter, für zäher, fester, der weichlichen Hingebung, die der halben Bildung eigen ist, weniger zugänglich. Diese polnischen Lehrer machten durch ihre geistige Verfassung und Gesinnung, durch Sitte und Gewohnheit, durch ihre Kleidung und ihre ganze körperliche Erscheinung die Kluft zwischen dem, was Deutsch und Jüdisch hieß, immer weiter. Der deutsche Jude hatte keine Ahnung, daß er den Wohlthaten eines neuen Zeitalters entgegenging. Er wußte nur, daß er mit einem Gluche beladen war, den die Christenheit sehr sorgsam wie einen umgekehrten Heiligenschein um sein Haupt pflegte, um in dem Fall einer besonderen Anwendung für besondere Raserei einen Gegenstand bereit zu haben. Der Jude in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts glich noch ganz dem deutschen Juden des sechzehnten; kaum bot das Gemisch von Deutsch und Jüdisch in der Sprache einige Unterschiede je nach der Farbe der Zeiten. Früherer Fanatismus hatte zu blutigen Verfolgungen geführt; diese hatten aufgehört; aber man wußte nicht, ob sie wiederkehrten, ob man nicht fette Opfer für eine Zukunft aufsparte. Führt

doch die Christenheit in ihrem eigenen Schooße noch immer dann und wann einen seltsam ungeheuerlichen Hexenproceß! Der Geist des Christenthums war matter geworden, aber nicht milder, und die Religion der Liebe trug noch immer auf ihren Trophäen, in ihrem Wappen Menschenblut. Die Welt der Bildung war delicates, vornehmer geworden, aber nicht humaner. War der Jude früher wüthend gehaßt, so ward er jetzt als lächerlich verspottet; früher ein Gespenst des Aberglaubens, war er jetzt zum Gegenstand des persönlichen verächtlichen Ekels geworden. So schuf sich die Christenheit am Judenthum immer, je nach dem Zeitalter, wie sie es brauchte, ihr Gegenstück, die zusammengeballte Schrecksgestalt ihres eigenen Schattens, ihrer eigenen Thorheiten und blöden Gelüste. Was schmachvoll oder seltsam geartet am Judenthum erscheint, ist das Ergebniß jahrhundertlanger Grausamkeit, Willkür und Befangenheit. Ich weiß nicht, was mitten in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung eine empfindlichere Trennung zwischen dem Juden und Deutschen hervorgerufen: der Haß, der sich auf Augenblicke sättigt, oder die Verächtlichkeit, die nie müde wird. Der deutsche Jude des achtzehnten Jahrhunderts war als Mitglied einer verfluchten Secte in seinen nationalen Formen noch ebenso starr und steif in sich verknöchert; aber sobald die physische Gewalt der Verfolgung nachgelassen, wagte er sich langsam, flug und schüchtern aus den Schlupfwinkeln seiner Verbannung hervor in's Leben, das ihm voll verbotener Früchte hing. Mit einer Art von Heißhunger fiel er darüber her,

wo ihm auch nur eine Schaafe zu rechtlichem Besiß zugeworfen wurde. Wo er einen festen Raum gewonnen, da setzte er sich mit einer unerbittlichen Zähigkeit fest; wo ihm das Gefühl irgend einer Sicherheit aufstieg, verwandelte sich die ehemalige Schüchternheit in jenen halsstarrigen Trotz, der die ganze langverhaltene Kraft eines folgerechten Egoismus entwickelt.

So war die Masse, Dem gegenüber, der zu seiner Zeit unter Seinesgleichen als Ausnahme galt, aber in seiner Nation selbst einen segensvollen allgemeinen Wendepunkt hervorrief. Moses Mendelssohn muß als Derjenige angesehen werden, der das Judenthum aus seinen eigenen inneren Quellen herauf emancipirte, es von der starren, in sich selbst zusammengeknäuelten Mißform erlöste, es geistig befähigte, sich an der Gestaltung der Welt lebendig und mit Hingebung zu betheiligen. Diese Selbsterlösung hat das Judenthum in ihm erlebt.

Der Vater des Moses, Lehrer an der Anfangsschule zu Dessau, trug den schwächlichen, wenig über drei Jahre alten Knaben täglich in die Schule, im Winter noch vor Anbruch des Tages, in einen zerlumpten Mantel gehüllt. Der Knabe schien geistig schneller wachsen zu wollen als physisch; der Vater überzeitigte die innere Reife; Moses machte, zehn Jahre alt, schon hebräische Gedichte. Er hat diese Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit, weil sie nicht die geringste dichterische Ader verriethen, später vernichtet. Aber er wurde die Bewunderung seines Lehrers, des Rabbi Fränkel. Seine Frühreise zog ihm schon in der Kindheit eine schwere Nervenkrankheit

zu, in deren Folge sich sein Rückgrat krümmte. Auch blieb die Schwäche der Nerven zurück, und mit dem höheren Alter nahm die Mißgestalt wieder zu, während sie sich in der Zeit seiner Blüthe ausgleichen zu wollen schien. — Der innere Mensch in ihm war geweckt, da wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen. Geldgier ist im gemeinen Juden die Spannkraft seiner Seele. Wißbegierde war die gleich starke Regung in Moses. Mit dem Worte Gewinnsucht bezeichnen wir das Gemeinste und Edelste im Menschen. Moses wollte im Reiche des Geistes Schätze gewinnen, und das Jahrhundert schien mit der allgemeinen Verbreitung französischer Sprache und Bildung dafür gemacht, sich ohne alle nationale Anregung oder Bedingung den geistigen Interessen der Welt zuwenden zu können. Moses hatte in Dessau noch kein deutsches Buch gelesen; deutsche Lectüre galt im orthodoxen Judenthum von damals als Felonie, als Hinneigung zum Nazarenenthum, als Nationalfrevel. Moses sprach mit lispelnder Zunge das Deutschjüdisch seines Stammes; er hatte nur sein Hebräisch gelernt. So mangelhaft geistig ausgerüstet, faßte er den Entschluß, seinem Lehrer nach Berlin zu folgen, vierzehn Jahre alt, ein häßlicher kleiner Judenknabe, ohne Geld, ohne Bekanntschaft, scheu, blöde, ohne Muth, voll Furcht vor der Grausamkeit und Gewaltlust der großen Welt, aber doch insgeheim von der brennenden Sehnsucht nach geistiger Bereicherung gequält und getrieben.

Die seinem Stamme und mehr noch seiner Natur angeborene Schüchternheit hat er auch im reifen Bollgefühl seiner

fertigen Bildung nicht verloren; es hat ihn noch in der Zeit, wo er gesucht war und für berühmt galt, immer erschreckt, wenn man ihm Achtung bezeugte. Die Fähigkeit des Geistes, der Welt ihre Geheimnisse, den Wissenschaften ihre Quellen, der ganzen Menschheit ihre oft verdeckten besseren Triebfedern abzulauschen: diese unermüdliche Dehnbarkeit der Seele hat er in seinem Alter noch weniger verloren, obschon das Gefühl seiner beengten Stellung als Jude seine wissenschaftlichen Feldzüge wo nicht kreuzte, doch schwächte. Er ist kein Eroberer im Felde der Wissenschaften geworden, kein Entdecker neuer Welten, neuer Richtungen; er hat sich vielmehr sehr mühsam und allmählich im vorhandenen guten Kern der Menschheit mit seinen Gedanken eingenistet, um der Welt zurufen zu können, sie solle auf das bisher Errungene sich besinnen, um mit dem schon gewonnenen Besitz sich ein leidliches Dasein zu gestalten. Er hat sich sehr kümmerlich behelfen müssen, nicht bloß mit dem Stück Brot in der Jugend, auch mit der Nahrung, die ihm das Zeitalter für seinen Wissenshunger bot. Es bleibt, sieht man ihn später im Genuß seiner Errungenschaften, bewundernswürdig, wie er aus den einzeln zusammengestoppelten Besizthümern leiblich und geistig ein harmonisch gefügtes, menschlich schönes Ganze hervorrufen konnte.

Moses begann in Berlin sehr kümmerlich seinen Unterhalt zu finden; er lebte vom Abschreiben und von seinem Hebräisch. Eine schlechte Dachkammer barg die dürstige Hülle des kleinen Menschen; sein Erwerb war so spärlich, daß er

auf dem Brote, das täglich seine Mahlzeit abgab, strichweise die Tage der Woche bezeichnete, um zu wissen, wie weit er damit reichte, und seinem Hunger im voraus Grenzen zu setzen. Als er nach Berlin kam, zwei Jahre nach der Thronbesteigung Friedrich's, verstand er weder Latein noch Griechisch. Er suchte sich diese Grundbedingungen einer classischen Bildung zu verschaffen, ob es schon immer fühlbar an ihm blieb, daß er hier nur tropfenweis nachgeholt, wo Andere sich im vollen Strom erster Jugendaufregung gebadet. Er selbst spürte das Zeit seines Lebens, zumal später neben Lessing, diesem vom Mark der alten Classiker vollauf Genährten. Das Gelüst nach neueren Sprachen ward bald ebenso drängend in ihm; die Zeit der Aufklärung war herangebrochen und Jedermann war voll von den französischen Ironisten, von den englischen Skeptikern. Die jüdischen Rabbiner verletzten jede moderne Sprachkenntniß; sie weissagten den moralischen Untergang des Judenthums, falls die Parteinahme an den Interessen der christlichen Völker um sich griffe. Nur den Medicinern war der Besuch einer Universität gestattet. Die Judenschaft selbst legte dies Verdict auf die Pflanzstätten der Bildung. Moses mußte heimlich seinen Gelüsten nachgehen. Er drängte sich an die jüdischen Aerzte in Berlin; im Umgange mit ihnen gewann er das erste Vertrauen zu sich selbst. Er trieb eifrig die mathematischen Wissenschaften, ebenso eifrig Englisch; er las Locke mit einer Begier, als sollte dieser ihm den Schlüssel zu den Geheimnissen der Welt reichen. Nicht Locke, Leibniz ward der ihm

naturgemäße Philosoph, dessen Lehre von einer seit Urbeginn vorherbestimmten, harmonisch gegliederten Welt ihm die beste Zuflucht für bedrängte Geister schien. Locke und die Mathematiker gaben ihm nur die Formen für die damals übliche Dialektik in metaphysischen Dingen. Um einen Satz zu beweisen, widerlegte man die Annahme vom Gegentheil. In der Frage über Gottes Dasein sagte man: Gesezt er ist nicht, wie dann? Man führte die umgekehrte Behauptung ad absurdum und nannte diesen Wahrscheinlichkeitsbeweis mathematische Sicherheit. In dieser Methode des Philosophirens erwuchs Mendelssohn in Berlin.

Seine äußeren Verhältnisse hatten sich günstig gestaltet, seitdem ein jüdischer Seidenfabrikant, Namens Bernhard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus genommen. In diesem Hause blieb er auch nach Erledigung der pädagogischen Aufgabe; er correspondirte für die Handlung seines Principals, er trat in die Functionen eines Buchhalters und wurde in seinem hohen Alter nach dem Testament des Freundes und der Bestimmung von dessen Wittwe am Geschäft theilhaftig. Mit dem Aufenthalt im Hause des begüterten Fabrikanten begann die gute Epoche für unseren Philosophen; er konnte sich erlauben, bequem zu leben, ob er schon den Haupttheil seines Tages jetzt an das Comptoir abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder, als er 1750, 21 Jahre alt, in hebräischer Sprache eine moralische Wochenschrift unternahm. Daß in ihr schon moderne Luft wehte, beweist das Verbot derselben durch die Rabbiner. Es waren

zwei Hefte erschienen, als sie unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf knüpfte sich zwischen Lessing und Moses das für Beide segensreiche Verhältniß an, ein früh geschlossener Bund, der doch für das ganze Leben Beider, ja über den Tod des Einen hinaus wirksam und in lebendiger Gegenseitigkeit ausdauerte. Lessing war zum zweiten Male in Berlin, das ihn als der Tummelplatz der Freigeister anzog. Mendelssohn ward ihm — als Schachspieler empfohlen. Nach einem halben Jahre meldete er auswärtigen Freunden: ich habe einen zweiten Spinoza gefunden, Moses wird dereinst die Ehre seiner Nation sein! — Beide Männer waren von gleichem Alter, in demselben Jahre geboren; sie zählten fünfundzwanzig. In allem Uebrigen waren sie Gegenpole nach Naturell, Bestrebung, Wollen und Können. Ihre treu festgehaltene Freundschaft lag also in dem Reiz der Gegenseitigkeit und zugleich in dem Gefühl des Bedürfnisses zu wechselseitiger Ergänzung begründet.

In diesem Verhältniß zu Lessing reiste Mendelssohn erst zu einem fertigen, der Oeffentlichkeit angehörigen Charakter heran; in dieser Beziehung zu dem classischen Herkules der Litteratur unserer Altvordern liegt auch der Werth, den wir auf Mendelssohn legen, bedingt. Lessing, der Wittenberger Magister, hatte sich in Leipzig die ersten litterarischen Sporen verdient; seine Fabeln und Sinngedichte waren erschienen, sein Freigeist, Schach, Jude waren damals seine ersten dramatischen Versuche gewesen, auf den Bretern den hohlen Schwulst und die leere Tändelei durch die Macht der nächsten

Wirklichkeit, durch wahres Leben aus dem Bewußtsein der Zeit zu verdrängen. Er schwankte noch immer zwischen Theater und Kanzel, ohne zu wissen, daß sein Instinct, zwischen beidem nicht zu wählen, sondern beides schöpferisch zu verbinden, ihn am richtigsten führen werde. Der Reiz nach der metaphysischen Debatte, der heiße Drang, den Wust deutscher Gottesgelahrtheit mit rationellem Besen auszufegen, der lüsterne Rißel, in der Bücherwelt Perrücke und Reisrock fein, aber durchdringend auszuklopfen, der große Entwurf, den ängstlich prüden deutschen Menschen auf der Bühne Gemälde starker Leidenschaften vorzuführen — das Alles gährte damals mächtig, aber noch unklar in Lessings feurigem Gehirn. Wir gewinnen von seiner Persönlichkeit ein unrichtiges Bild, wenn wir sie uns nach der classischen Einfachheit und Grazie, nach der gediegenen Fertigkeit und Ruhe, nach der sicher treffenden, scharf und fein gespitzten Dialektik seiner Sprache vorstellen wollen. Jene Ruhe, wie sie in der Abfassung seiner Werke vor uns liegt, war eine erworbene, keine angeborene, jene Virtuosität in der Kritik, zu spielen und zu händeln, wo er oft lieber mit Keulen dreingeschlagen, war das Ergebniß seiner Berechnungen, der Krystall seiner geschliffenen Rede eine Errungenschaft tiefer, hartnäckiger, gewissenhafter Studien. Die Genialität seines Geistes hatte im persönlichen Ausdruck etwas Unstätes, Ungefüges. Er dürstete nach Unternehmungen, denn seine größten Thaten schloßen damals noch in ihm; er schien gleichsam beutelustig, gierig nach Stoffen für seinen schöpferischen Drang. — Ganz

in Allem das Gegentheil zum schüchternen Moses, der sich gern mit Hamlet in eine Rußschale verkrochen hätte, um die Welt Gottes in nuce und ohne Lärm und Störung zu durchschmecken. Dazu kam Lessing's Reiselust, der quälende Reiz, die Welt zu sehen; Moses saß gern wie ein Wurm emsig und still am Blatt, noch lieber an einer Wurzel fest. Er hatte auch geistig keinen Hang zur Bewegung; aber er wich auch niemals von der Stelle, er zernagte unablässig seinen Stoff, und in dieser unerbittlichen Zähigkeit seiner Seele lag für den stürmisch hinschleudernden Lessing, der wilde Aussprüche oft genug zurücknehmen, hastige Eroberungen ebenso schnell wieder abgeben mußte, eine wohlthuende Art der Ergänzung und Ausfüllung seiner eigenen Natur.

Daß Mendelssohn als Mensch und als Denker ihm fortgesetzt ein Gegenstand solcher Art geblieben, bewies er wohl ziemlich deutlich zwanzig Jahre nach der ersten Anknüpfung ihrer Bekanntschaft in seinem Nathan. Man ist beim Nachweis der Einwirkungen des Juden auf den Christen zu weit gegangen, wenn man in der Person des Nathan den lediglichen Abdruck Mendelssohn's gesehen hat, wie ebenfalls der Derwisch im Stücke das Portrait eines Zeitgenossen, eines Lehrers, der in Mendelssohns Hause ein- und ausging, der Tempelherr aber in der ganzen drallen, stürmischen und unwirschen Art, sich zu gebahren, ein absichtlich bezwecktes Selbstconterfei Lessing's genannt worden ist. Inzwischen, wo die Absichtlichkeit fehlt, da thut der Instinct oft weit mehr. Der dunkle Instinct ist selbst in Lessing's Schöpfungen,

die das klare Facit genau abgegrenzter Factoren zu sein scheinen, mächtiger gewesen, als es nach der gewöhnlichen Annahme glaublich sein will. Das Gedicht Nathan entwickelt uns den ganzen Proceß der religiösen Debatte in Deutschland, wie er sich in jener dunstbefreiten, vernunftthellen, aber zugleich etwas empfindlich fühlen Aetherregion des Verstandes gestaltet haben mochte. In dieser Aetherluft suchten und fanden sich damals als Vertreter der Aufklärung Christ und Jude. Boccaccio's Märchen von den drei Ringen schien recht eigens wie dazu gemacht, den Stein der Weisen, nach welchem Schwärmer und Alchymisten thörichterweise materiell gesucht, sinnbildlich zu deuten, die Lehre der Humanität, wie sie in der Menschenverbrüderung der Freimaurerlogen nach Formen suchte, symbolisch-mythisch abzufassen und mit Beseitigung aller überlieferten Offenbarung eine Allermeltsreligion kraft menschlicher Vernunft ausfindig zu machen.

Es ist sehr wohl denkbar, daß Lessing auch seinen Glauben von der Erziehung des Menschengeschlechts, seine Hypothese von dessen religiöser Emancipation auch ohne Moses Mendelssohn ganz in gleicher Sicherheit, Kraft und Unererschütterlichkeit in sich ausgebildet hätte; Lessing war ja darin nur der Vollzieher dessen, was sein ganzes Jahrhundert ihm erbeigenthümlich überliefert, um es frei aus sich selbst herauszugebären. Aber die Untersuchung, ob er ohne den jüdischen Freund seine Universaltheorie zu Stande gebracht, wäre so unnütz wie die Frage, was aus uns geworden, hätte Adam nicht in den Apfel gebissen, so unnütz als Lessing's Annahme

einer Entwicklung der Menschheit ohne alle Vorverkündigung ihrer geheimnißvollen Schicksalsfügungen, ohne allen Mythos im Bilde Christi. Der weise Sokrates jüdischen Stammes war einmal da als Genosse und Freund seines besten Gedankenlebens, und wenn Lessing den Kosmopolitismus einer Universalreligion zum Thema einer Dichtung machte, so konnte es nicht fehlen, daß auch Portraitzüge persönlicher Art ungesucht mit einfließen. Es stellt uns den Werth der Beziehung beider Männer zu einander nicht weniger hoch, auch wenn wir die Untersuchung verwerfen müssen, wer von Beiden der vorherrschend Einwirkende gewesen. Geistige Gemeinsamkeit solcher Art und von solcher Dauer läßt sich nicht nach mathematischen Gesetzen berechnen. Selbst der secundäre, der Mensch zweiten Ranges, hat in solchem Verhältniß als der unmerklich, aber dauernd Einwirkende ein bedeutsames Verdienst.

Wir sind mit dem Nathan bis ans Ende von Lessing's Leben überggesprungen, kehren aber jetzt zum Beginne der Bekanntschaft mit Mendelssohn zurück. Als der Dichter damals nach Potsdam ging, um in Ruhe sein Trauerspiel *Sarah Sampson* zu schreiben, war die in Berlin geschlossene Freundschaft bereits unzweifelhaft fest. Der Briefwechsel ward der fortgesetzte Umgang beider Geister. Für den Philosophen Mendelssohn war der schöpferische Lessing ein Lebenswecker. Sie arbeiteten zusammen den in Lessing's Werken befindlichen Aufsatz: „Pope ein Metaphysiker“. Mendelssohn's „philosophische Gespräche“ gab Lessing hinter dessen Rücken heraus;

damit war der schüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demselben Jahre folgten seine „Briefe über die Empfindungen“. Mit diesen Briefen verließ Mendelssohn die Abstraction des mathematischen Philosophirens, wie es Berlin und sein Zeitalter liebte. Er spürte zum ersten Male die Pulse eines warmbewegten Herzens mitten im Calcul des nüchternen Verstandes. „Ich werde der Metaphysik etwas untreu jezt“, schreibt er aus jener Zeit, „bekomme einen ziemlichen Ansaß von bel esprit. Wer weiß, ob ich nicht noch Verse mache! Madame Metaphysik mag es mir verzeihen!“ Er spricht auch von der Mühsamkeit des Ausarbeitens, von der Wollust des Lesens und Denkens. Er war in der That eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmonisch zusammenfügende Natur. Sein Scharfsinn sorgte nur immer, daß aus Allem auch der rechte Gewinn für das Dasein der Menschen erwüchse, um Leben und Gesellschaft zu einem freundlichen Ganzen abzurunden.

Es erfolgte für ihn die Bekanntschaft mit Sulzer, mit Nicolai, der ihn einen edlen, vortrefflichen Menschen nannte. Es begann seine Mitwirkung zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“. Er ward Mitglied einer Gesellschaft von hundert Berliner Gelehrten, die sich allwöchentlich in einem Caffeehause versammelten und sich wissenschaftliche Arbeiten vorlasen. In solcher Veranlassung schrieb Mendelssohn seinen Aufsatz „über die Wahrscheinlichkeit“. Endlich faßte er sein ganzes Glaubensbekenntniß in einer Widerlegung Rousseau's zusammen. Wir haben in dieser

Rühne, Deutsche Charaktere.

Polemik den ganzen Menschen in seiner Liebenswürdigkeit wie in seiner Beschränkung bei einander. Mithin verweilen wir bei dieser Arbeit, um den Kernpunkt seiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Er übersetzte 1756 Rousseau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen und fügte seine Bemerkungen als einleitende Worte hinzu.

Rousseau's große Entdeckungen werden von Mendelssohn nicht entkräftet, vielmehr nur hier und da geordnet und auf den Boden eingeschränkt, wo sie volle Gültigkeit behalten. Die Cultur, dies Ergebniß jahrhundertlanger Mühen der Geschlechter, schleppt alle Gebrechen der Menschennatur mit sich. Diese wachsen mit den Vorzügen alternder Jahrhunderte gleich stark in uns auf, alle Triebe raffiniren sich, die Tugend verliert mit der Bildung der Völker die schlichte Einfalt der spartanischen Kraft, während die Laster sich mit dem Schimmer, selbst mit der Grazie der feinen Gesittung schmücken. So wird uns der Friede, der Schooß der Bildung und des Glücks, zu einer elenden Knechtschaft in üppigem Behagen, der Staat, dieser Verein freier Seelen, zur Despotie, hinter deren starrer Ruhe die Feigheit sich bequem und sicher fühlt. Das ist die Entdeckung Rousseau's. Er machte sie nicht in der abgeschlossenen Stille des einsamen Denkers, sondern mitten im Gewühl einer sittlich untergrabenen Welt, im Aufruhr eines leidenschaftlich bewegten Herzens. Wenn er deshalb sein Wehe! über die Mißformen des modernen Lebens, sein *Sauve qui peut!* ausruft, die Wilden in der Wüste preist und die gesammte Civilisation zur Rück-

kehr in die Unschuld der ersten Natur zwingen möchte, so müssen wir ihn im Tumult seiner heimischen Zustände, seine Person im Conflict seines Zeitalters begreiflich finden.

Mendelssohn begegnete ihm nicht mit dem Spotte Voltaire's, der es lächerlich fand, im Menschen das Gelüst erwecken zu wollen, auf allen Vieren zu kriechen. Der deutsche Mendelssohn corruptirte nicht die Sätze seines Gegners, um sie zu widerlegen. Er fand in Jean Jacques keine kindische Liebe zur Seltsamkeit, er fühlte sich ergriffen von dem hinreißenden Feuer seiner Beredtsamkeit, die uns wider unseren Willen auf eine Seite hindrängt, die weitab lag von aller bisherigen Denkungsart; er schrieb an Lessing, diese Sprache des Herzens, „diese mächtige Bezaubrerin redlicher Geister“, habe in allen Schriften Rousseau's zu untrügliche Merkmale, um sie für unwahr, für unehrlich zu halten. Dieser Ehrlichkeit setzt er aber doch, obschon in zagem Ausdruck, die ganze stille Festigkeit seiner eigenen Ueberzeugung entgegen. Er ergreift seinen stürmischen Gegner an dem Zugeständniß, der wilde Sohn der Natur, der sich frei fühle von den raffinirten Tugenden und Lasten der Gesellschaft, sei bildungsfähig, habe gleichwohl den Trieb zur Vervollkommnung als Bedingung eines vernunftbegabten Wesens in sich. Diesen Beruf und dies Ziel zur Vervollkommnung sichert er nun der ganzen Entwicklung der Menschheit; er rettet seinem Zeitalter die Zuversicht auf dies Heil, wie verworren auch kreuz und quer der Lauf der Weltgeschichte sich gestaltet habe. Er sichert uns den Glauben, der Abfall von der Natur sei in der

Entwicklung des Einzelnen wie des Geschlechts nicht zugleich ein Abfall von Gott. Jede neue Entfaltung von Kräften, dies ist seine Ansicht, beginnt eine Erweiterung unseres Daseins, mit jeder neuen Erfindung erwachen neue Bedürfnisse, mit jedem Bedürfniß neue Schranken, mit jedem Reichthum neue Entsagung, mit jeder Tugend ein neues Gebrechen. Um des Schattens willen verwirft man aber keine Gestalt, und das Böse ist nur der Schatten des Dinges. In der Möglichkeit des Bösen liegt die Tugend und die Freiheit bedingt. Die Welt ist eine immer reichere Entwicklung von Kräften.

Goethe lobte an Mendelssohn die autodidaktische Bildung. In diesem Thema kam sie zur vollen Erscheinung. Mendelssohn brauchte nur an seine Brust zu schlagen, um die Wohlthaten der Cultur, den Segen geistiger Bereicherung zu preisen. Aus dem dumpfen Winkel seines eingeklemmten Herkommens hatte ihn nur der Trieb des Wissens, der Drang nach Bildung erlöst. Ihm war nichts überkommen, also hatte ihn nichts übersättigt, Alles hatte er sich errungen, und mit jeder neuen Eroberung im Reiche des Denkens und Empfindens stieg das Wohlgefühl einer freien Seele, die sich ihr gutes Recht an den geistigen Schätzen eines vorgerückten Jahrhunderts erwarb. Sein Antheil an der Aufklärung der Geister war erworbenes Eigenthum, und dieser Besitz war nur im Verkehr und im Austausch mit seinen Nebenmenschen ein Segen. Rousseau wollte den Menschen wieder zum Einsiedler machen. Mendelssohn preist mit rührender Freude und Dankbarkeit die Reize der Geselligkeit, ohne die Unschuld des Geistes

je eingebüßt zu haben. „Und wie sollte ich deiner vergessen, göttliche Freundschaft!“ ruft er im Hinblick auf Lessing, „süße Erquickung der Geister, ohne welche uns Natur mit allen ihren unschuldsvollen Herrlichkeiten in der äußersten Nothdurft schwächen läßt!“ — Nur in den Beziehungen zum Menschen galt ihm der Mensch etwas, und in diesen Beziehungen steigern sich nach seiner Ansicht alle Kräfte, gestaltet sich die Familie, erwächst die Gesellschaft zum Staat. Reichte die Aufklärung seiner Zeitgenossen noch nicht aus, um in Familie, Gesellschaft und Staat die Herrschaft der Menschenliebe festzustellen, so blieb es nach seiner Meinung einer zukünftigen Stufe der Menschheit vorbehalten, diese freudselige Schwärmerei eines guten Herzens, diese liebenswürdigen Combinationen eines vorsichtigen Verstandes zu verwirklichen. Es sei, wie er sagt, schon überhaupt viel gewonnen, wenn man den Glauben an den Beruf der Menschheit zum Fortschritt festhielte, die Zuversicht, es werde zunächst immer besser und heller unter den denkenden Köpfen, nicht preisgäbe. An dem Zugeständniß der Vervollkommnungsfähigkeit, die Rousseau seinem Wilden nicht absprach, nahm er dessen ganze Weisheit vom nothwendigen und heilsamen Rücklauf aller Culturgeschichte zu ihrem nackten, fahlen Anfangspunkt gefangen.

Mendelssohn war die kindliche Seele, die mit Verstand zu genießen mußte, was die Aufklärung der Geister bereits an Segen über die Creatur gebracht hatte. Rousseau's Lehre hinterließ in Deutschland einen in späteren Jahren erst

fühlbaren sauern Rest an trübseliger Befangenheit. Dies Phlegma nach verslogenen Spiritus wurde von hausbackenen Stubengelehrten wissenschaftlich durchgeknetet. Erst zu Anfang der siebziger Jahre, unter den Einflüssen von Ossian, Young und der Schwermuth der unter Thränen lächelnden englischen Humoristen wurde dies gährende Element des Trübfinns in Werther's Leiden wieder flüssig und mächtig. Die deutsche Wissenschaft käuert oft sehr lange nach, was der Schwung und Witz des Genies für Augenblicke zum Zünden hinwarf. Es ist schon vorgekommen, daß deutsche Gelehrsamkeit solche Schwefelsäden, die zünden sollten, nach Jahr und Tag sehr gewissenhaft als solide Speise zu sich nahm und zu verdauen suchte.

Mit Thomas Abbt unter Anderen wurde in den sechziger Jahren der Rousseau'sche Einfluß in Deutschland gründlich zerbalgt und bis ins Philisterhafte zersezt. Thomas Abbt, vor dem der gelehrte Gervinus soviel Respect hat, während er den feinen, geschmackvollen Moses sehr gering anschlägt, gehörte zu den abstrusen Grüblern, die in einem schauderhaften Deutsch platte Fragen über die Bestimmung des Menschen für philosophische Skepsis ausgaben. Der Wust gelehrter Beziehungen in seinen Schriften kann über den marklosen Jargon dieses Forschers nur Denjenigen täuschen, der sich in ähnlichen Elementen gefangen sieht und hier und da sich um die beste Wirkung seiner an sich tüchtigen und gesunden Lebenskraft bringt. Thomas Abbt's Zweifel an der Bestimmung des Menschen sind so roh und beschränkt, wie sie

nur je der Philister in melancholischer Nebenstunde, der Pedant bei schlechter Verdauung äußern konnte. Seine prahlerisch hohlen Beweise von der Statthastigkeit und vom Werth eines Todes fürs Vaterland sind ebenso lächerlich, als seine Winserei, daß das ächte Verdienst unbelohnt auf Erden bleibe. Wie schön sind Mendelssohn's Widerlegungen dieses faulen Trübsinns, den er übrigens aus Achtung vor Abbt's Ehrenhaftigkeit als Mensch in seinen Aufsätzen für die Literaturbriefe sehr schonend behandelt. Abbt starb sehr früh, schon 1766, in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre. Der Hof von Bückeburg mochte nicht viel Freude an ihm gehabt haben; die nächste Wahl, die auf Herder fiel, war um so glücklicher. Wie liebenswürdig und wahr ist gegenüber jenen leeren Klagen über Mangel an Lohn für das wahre Verdienst Mendelssohn's einfache Weisheit, die das tiefe, stille Selbstgefühl des Menschen als den Triumph der Glückseligkeit bezeichnet! Wozu? weshalb? wohin? diese Fragen eines innerlich hangen Zeitalters nahm damals der blanke Verstand in die Hand, und er handhabte sie weit unkluger, als später das brütende Gemüth, dessen Losbruch mit Werther (1773) begann. Mendelssohn sagte zur Schwermuth des befangenen Abbt: „Wir leiden vielleicht zur Vollkommenheit des Ganzen!“ und mit diesem Vielleicht deutete er die ganze Bescheidenheit eines tieferen Bewußtseins an.

Es ist anzunehmen, daß Mendelssohn bereits mit seiner milden Polemik gegen Rousseau, womit er deutschen Sinn gegen französische Skepsis vertrat, unter den denkenden

Köpfen unseres Landes starke Sympathien und den Ruhm gewann, der eigentlich erst einige Jahre später seinem Phädon zu Theil ward. Deutsch — und französisch: so löst sich auch am besten die Streitfrage über Heil und Unheil der Cultureinflüsse. Mendelssohn hatte für Deutschland so gut Recht, wie Rousseau für Frankreich. Deutschland hat der Verbreitung der Bildung Alles zu danken, gleichviel ob sie zu Wieland's Zeit Urbanität, in Herder's Epoche Humanität hieß, von Schiller und Goethe unter dem Begriff Cultur zusammengefaßt wurde, oder in unseren Tagen sich als Heranbildung der Massen zum Bewußtsein bezeichnen läßt. In Frankreich hatte der Hof gleichzeitig mit seiner politischen Entwicklung die Bildung gepflegt und in seiner Lust heranwachsen lassen. In der überfeinerten Blüthe ergab sich dort ein Wurm des Todes, die Königsmacht wurde dort eine launenhafte Despotie, die Geselligkeit mit ihren Reizen ein Sumpf raffinirter Gelüste, die feine Bildung sittenlose Entartung. In Deutschland erwuchs die Cultur von unten auf, im Schooß des Volkes, die Bildung ward hier für den Einzelnen wie für die Massen ein selbsterworbener Gewinn, und was wir Freiheit nennen, ist unter uns nur durch die Intelligenz, nicht ohne sie erreichbar. Mendelssohn fühlte das nicht im ganzen Umfange, aber sein Instinct und ein Rückblick auf seine eigene Entwicklung ließen ihn das verschwiegen fühlen.

In demselben Jahre, 1767, in welchem Lessing zu Hamburg in seiner Dramaturgie den Riesenplan entwarf, den

Deutschen ein Nationaltheater kritisch aufzubauen, erschien Mendelssohn's Phädon. In diesem Buche berührte Mendelssohn mit zarter Hand einen bloßgelegten Nerv seines Zeitalters. Er ward mit diesen Gesprächen über die Unsterblichkeit der Seele auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreisen der Mann des Tages. Das Bewußtsein, das Gebäude der europäischen Gesellschaft ruhe auf morschen Säulen, war noch keineswegs vorherrschend fühlbar in Deutschland, und gleichwohl begannen schon damals unter den Sinnenden und Lauschenden, die gern mit einer Einklehr in sich selbst abschließen, jene emsigen Hinblickе auf ein Jenseits. Freilich wollte man, solange noch Lessing'scher Athem im Zeitalter war, nicht andächtig schwärmen, sondern klar denken. Man wollte Beweise über die persönliche Fortdauer nach dem Tode. Moses, der christlich fühlende Jude, versuchte sie und erwählte sich zur dialektischen Beweisführung jenen Heiden in Athen, in dessen Reden er die ganze Feinheit der Schulmethode mit der übersichtlichen Milde seiner eigenen Denkungsart verband und ohne allen Behelf christlicher Offenbarungslehre der sogenannten natürlichen Religion einen Triumph zu liefern gedachte. Der Mensch wollte damals noch auf sich selbst fußen; der Verstand entwickelte in Philosophie und Dichtkunst seine Virtuosität. Welcher Kraft und Feinheit, welcher Genialität der Verstand fähig sei, um sich zum Herrn und Meister des Lebens aufzuwerfen, das wolle ein spätgeborenes Geschlecht, in das die aufgezogenen Schleißen des Gemüths ganz andere Fluthungen brachten, fort-

gesetzt und wiederholt am Helden Lessing lernen und bewundern! Zu welcher freundlichen Harmonie jenes Zeitalter es geistig zu bringen im Stande war, das läßt sich nirgends in so sicheren, wenn auch leisen Zügen als an Mendelssohn nachweisen. In jenen Gesprächen wird uns zu Anfang ganz der Platonische Sokrates vorgeführt. Er ist bereits zum Giftbecher verdammt, und in den letzten Unterhaltungen mit seinen Schülern und Freunden wird das Leben nach dem Tode ungesucht zum Thema. Mendelssohn schließt sich nicht bloß den Platonischen Gesprächen an, er scheint sie wörtlich wiedergeben, nur eine Verdeutschung liefern zu wollen. Allmählich aber gewinnt der Stoff an modernen Bezügen, das Für und Wider erhält jene wärmere Färbung, wie sie drängende Fragen des Tages mit sich bringen, die Sprache des Zweifels wird empfindlicher, das Wort der Zuversicht immer dreister; das moderne Bewußtsein, das wir nicht anders denn als ein allgemein christliches bezeichnen können, erhärtet schließlich alle Zusage, alle Bejahung der Frage mit seinem unmittelbaren Wissen vom Zusammenhang zwischen Creatur und Gott.

Ich zweifle, ob Mendelssohn dies eingeräumt hätte, diese Behauptung, er sei sachlich in seinem Gedankengange Christ geworden, obgleich schon Lessing den Ausspruch that, Sokrates sei ein Christ gewesen, ohne selbst darum gewußt zu haben. Hiermit ist nicht das Christenthum in diesem oder jenem Bekenntniß mit seiner nationalen, geschichtlichen und localen Färbung gemeint; sondern die Lehre jenes Jesus

von Nazareth, der, einzig in der Weltgeschichte, die Entdeckung machte, was der Mensch sei am reinen Quell seiner selbst. Diesen Athem des göttlichen Lebens in der Gemeinde als heiligen Geist festhalten, heißt die unsichtbare Kirche Christi auf Erden aufbauen. Ich weiß nicht, ob Mendelssohn, könnten wir ihn mit diesen Worten eines Bewußtseins von heute angehen, es in Abrede bringen wollte, wenn wir den Kern seiner Ueberzeugungen und seiner Person für christlich erklärten, ob wir ihn gleich weder auf den Statthalter Christi, noch auf Luther oder Zwingli verpflichten könnten. Daß er sich schon in den faltenreichen Kasten seiner Väter verkroch, als man die Hand brutal nach ihm ausstreckte und ihm mit Gewalt das Taufbecken aufdringen wollte, versteht sich von selbst. Wer in den Momenten seiner reinsten Ergüsse nicht schon der Sache nach Christ ist, kann es eigentlich nie werden. Mendelssohn's Aeußerung in den letzten Jahren seines Lebens, die Secte der Unitarier sei unter allen christlichen Bekennern diejenige, mit der sich der aufgeklärte Jude allenfalls verständigen könne, war nur eine Ablenkung vom Mittelpunkt des Interesses. Mit jener Secte wird das Göttliche in der Person Jesu geleugnet, mithin der Kern des Christenthums, das Hereinreichen des göttlichen Lebens in die Brust der Creatur, die große Entdeckung Gottes im Menschen zerschnitten und aufgelöst.

Mendelssohn's Sokrates lehrt, wie der Platonische, die Seele sei einfach und nur das Zusammengesetzte sei zerstörbar. Hieran drängt sich eine Polemik gegen d'Alembert und

die Encyclopädisten, welche die Seele in ihrer Abhängigkeit von der Beschaffenheit der leiblichen Organe, in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüssen, Klima und Nahrungsmitteln auffaßten, und ihren Scharfsinn in der Schlußfolge triumphiren ließen: der Geist sei nichts als eine Modification der Materie. Die Seele, sagten die Franzosen, werde nichts mitnehmen, wenn sie sich vom Leibe trenne, denn die Kräfte und Fertigkeiten, über die sie im lebendigen Leben zu verfügen gehabt, seien ja ganz und gar im leiblichen Naturell bedingt gewesen. Mendelssohn leugnet das. Er behauptet, die Organe und Werkzeuge der Seele, die sich allerdings nur leiblich zu bethätigen schienen, bildeten sich zugleich mit der Seele, so daß die gewonnenen Begriffe, als Ergebnisse vergangener Eindrücke, der Seele blieben. Freilich seien die Werkzeuge ungleich bei den Menschen, und da sich die Geister nach ihren leiblichen Organen modificirten, so müßte eine Ungleichheit der Geister daraus gefolgert werden. Aber das störe nicht die Sache selber, sei nicht von praktischem Nutzen, um das menschliche Dasein in jener Welt zu constatiren. Zu jenen Werkzeugen der Seele rechnet Mendelssohn auch wesentlich die geistigen, nicht bloß Klima und Nahrungsmittel, sondern Erziehung, Umgang, Gesellschaft, Regierungsform seien bestimmend für die Gestaltung des Geistes im Einzelnen. Und in alle dem fühle sich die Geburt und das Wachsthum der Seele schon im Elemente des allgemeinen Geistes. Unsterblich sei die einzelne Seele nur, sofern überhaupt ein Element des Geistes als ein ewiges anzunehmen sei, sofern

es überhaupt mehr als Natur, sofern es einen Gott gebe. Mit ihm und in ihm sind wir unsterblich.

Sokrates beweist in jenen Gesprächen den Freunden das Fürsichsein der Seele, wenn sie sich fertig fühle mitten in der leiblichen Hülle, sich auf sich selbst besinne und sich als freies Selbstbewußtsein empfinde. Simmias ist unter den Freunden jener Skeptiker, der mit Hülfe französischer Weisheit den antiken Zweifler macht. Simmias sagt, er könne sich platterdings nicht vorstellen, daß die Seele irgendwie selbständig existire, er könne sie am lebendigen Wesen nur in dem Zusammenwirken der organischen Thätigkeiten des Leibes finden. Sokrates-Mendelssohn entgegnet ihm, ob er denn glaube, daß eine Maschine, falls er nicht anders den Menschen nehmen könne denn als ein solches Triebwerk mit harmonischem Zusammengreifen vereinzelter Kräfte, diese ihre einzelnen Kräfte zu überschauen vermöge, ob nicht vielmehr dies Wissen um die Theile dem Werkmeister eigen sei. Der Mensch aber sei dieser Werkmeister im Maschinenbau, es sei also in ihm ein Etwas, das nicht durch Zusammensetzung der Bestandtheile entstehe, sondern über alle Kräfte, Triebe und Begierden hinübergreife, sie vereinige und regiere. Diese Spontaneität, diese Willensfreiheit, ließe sich in der Maschine Mensch bei aller Abhängigkeit von den Organen nicht leugnen, also auch nicht die Immaterialität der Seele. Ist die Seele nun immateriell, so hat sie Theil am Geiste. Der Geist aber ist Gott. Ist Gott ewig, so ist auch unsterblich, was an ihm Theil hat.

In dieser Weise, wenn ich es zusammendränge, gestaltet sich Mendelssohn's Gedankengang im Phädon. Im dritten Gespräche nimmt der Sokratische Rebes noch einmal von anderer Seite den Zweifel auf. Irgend wie und wann, fürchtet er, könne die Seele doch wohl einmal gleichgültig verloren und untergehen im großen Raum der Welt. Leben, sagt der Mendelssohn'sche Sokrates, ist Entwicklung. Erst wenn es sich im Fortschritt entwickelt, beweist ein Leben seine Wahrheit. Man würde dem Leben seine Wahrheit nehmen, wenn man es ohne Entwicklung für möglich hielte. Wie aber könnte ein Ding in sein Gegenteil umschlagen? Ein Leben, das plötzlich in einem Zeitpunkt fertig ist, hat schwerlich je gelebt, da ihm jetzt der Trieb zur Vervollkommenung ausging. Fortschritt, Entwicklung, mithin Unendlichkeit ist der Nerv des menschlichen Geistes. Mißt er die Harmonie des Alls nicht aus, so ringe er danach; die Harmonie ist Gott. Wir erkennen ihn bald dunkler, bald heller, und danach ergiebt sich schon hienieden das geringere oder größere Glück der Empfindung. Und je weniger wir körperlich bedingt fühlen, je reiner wir denken lernen, desto mehr bereiten wir uns zum Tode, d. h. zu einer volleren Entwicklung vor. Warum sich also vor dem Tode scheuen, der uns das reinere Leben erst erschließt? Warum zittern, einer Harmonie im ganzen Vollgefühl theilhaft zu werden, zu der langsam heranzureifen schon hienieden das Ergebniß der Weisheit und die Lust der Seele ist! Wo wir uns auf Erden beglückt fühlten, da fanden wir einen Gleichact von Kräften zu einem

schönen Ganzen. Wir gefallen uns im Kleinen an der Vollendung im Ebenmaß von einzelnen Theilen. Diese Harmonie vom Weltssystem vorauszufühlen, sie im Ganzen und Großen zu ahnen, während wir sie im Kleinen ins Werk zu setzen bemüht sind, das ist die große Wollust der menschlichen Existenz, die Seligkeit des werdenden Geistes. Wir haben auch Trübsal im Leben; aber das Mißfallen am Gegenstande vereinigt sich doch mit einem Wohlgefallen an der Vorstellung des Besseren. Die Summe von unsern angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ziehen, weist unser moderner Sokrates von sich; das sei erst statthast nach vollendeter Laufbahn. Selbsterhaltungstrieb ist sittlich; Selbstmord unsittlich, denn er stört die stufenweise Entwicklung. Wir reifen langsam der Bervollkommnung entgegen, und unser Endziel, Theil zu haben am Genuß einer im Ganzen und Großen harmonisch gegliederten Welt, heißt: Theil haben an Gott. — Dies in Summa der rationelle Sensualismus Mendelssohn's.

Mit der Verbreitung des Phädon datirt der zum Theil sachlich wichtige, zum Theil persönlich glänzende Briefwechsel des Berliner Philosophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewissenssachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denfluftige Köpfe lebten Mendelssohn's Ansichten weiter aus, ergänzten ihn oder suchten ihn zu widerlegen. Die nachfolgenden Auflagen des Phädon zogen hieraus Gewinn, denn in dieser Mittheilbarkeit und Lust an gegenseitiger und gemeinsamer Erörterung gefiel sich dieser

Gesellschaftsphilosoph. Fremde, die Berlin besuchten, wollten nicht bloß den großen König, dessen Franzosen und dessen Wachparade, sie wollten auch den kleinen freundlichen deutschen Philosophen sehen, der merkwürdiger Weise ein Jude war. So erschien denn um 1769, das Jahr der dritten Auflage des Phädon, auch Lavater in Berlin. Dieser feurige Christ, Proselytenjäger und Seelenfänger hatte mit Moses in religiösen Dingen eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unummunden die Hochachtung bekannte, die er dem Stifter des Christenthums zu zollen nicht umhin könne. An dieser Aeußerung suchte Lavater die obwohl noch zaghafte, doch beinah schon reife Seele zu fangen. Im gedachten Jahre erschien Lavater's Uebersetzung von Bonnet's Beweisen für das Christenthum, mit einer Zueignung und Aufforderung an Mendelssohn, diese Beweise für das Christenthum entweder zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und sich taufen zu lassen. Feurige Köpfe sind nicht selten bornirt, und der pomphaste Priester Jesu hielt es nebenbei im Stillen für eine Heuchelei, sich so in der Unbestimmtheit hinzuhalten. Christusbekenner oder ewige Verdammniß! zitterte dem großen Eiferer auf der Zunge. Mendelssohn schwebte in dieser Unbestimmtheit, aber es war nur tölpelhaft, ihn diesem Zustand als gefahrbringend für sein Seelenheil, als störend für den allgemeinen Stand der Wahrheit, mit Gewalt entreißen zu wollen. Es entwindet sich Niemand ganz dem Schooße, der Luft seines Herkommens. Mendelssohn fühlte sich plötzlich, als man ihn zur Entschei-

dung drängte, durch und durch als Jude, festgewachsen mit dem Schicksal seines Volkes, theilnehmend am Kreuz, das er mit seinen Brüdern nicht bekannte, sondern trug. Jene Bonnet'schen Beweise für das Christenthum, ohne Angabe für welches, waren so schwach; was Aufklärung und Bildung im damaligen Zeitalter hieß, schien so sehr der christlichen Sagung enthoben zu sein: wie sollte Mendelssohn, selbst wenn sich christlicher Geist in seinen Gedankengang eingeschlichen hätte, sich zu den Formen bekennen, um deren willen man sein Volk seit Jahrhunderten geknechtet! Er hatte der Welt gezeigt, daß seine Nation befähigt sei, sich aus sich selber heraus zu emancipiren, d. h. Theil zu haben am Besten und Heiligsten, das die Menschheit beseelt. Sollte er nun bloß seinen persönlichen Gewinn davontragen? Hieße das nicht die Seinigen im Unglück verlassen? Und Bonnet's Beweise, wie gesagt, waren schwach; Lavater's Glaube, der die Wohlthaten des Christenthums lediglich in den Wunderwerken suchte, konnte nicht Mendelssohn's Glaube sein.

Es ist nicht anzunehmen, daß ihn Furcht vor seinen Glaubensbrüdern geleitet. Freilich hatte er von ihnen zu dulden; er las nicht allein, er schrieb sogar deutsche Bücher; von crassen Vorurtheilen wurde das orthodoxe Judenthum erst durch ihn langsam erlöst. Man erzählt, daß polnische Juden zu ihm kamen, auf der Schwelle seines Zimmers stehen blieben, ihn verächtlich angrinsten und, als er ihnen freundlich entgegentrat, ihn anspieen und wieder forteilten. Solche Visiten mit Versuchen salbungsvoller Werber im Namen

Christi wechselten oft genug im Hause des friedfertigen Mannes. Er fühlte sich als Jude; mit seinem Volke zu leiden und zu harren war seine Aufgabe, seine Lust. Jetzt aber sollte er öffentlich erklären, warum er nicht Christ werden könne. Er fragte beim Consistorium in Berlin an, welchem von dessen Räthen er seine öffentliche Antwort an Lavater vorlegen solle. Das Collegium gab ihm den Bescheid, er könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie zur Censur vorzulegen; man sei von seiner „Weisheit und Bescheidenheit“ überzeugt, er werde kein öffentliches Aergerniß geben. Dieses allerdings sehr sicher motivirte Zugeständniß datirte in Preußen vom Jahre 1770. Man trug sich dort noch mit dem Begriffe einer persönlichen Censurfreiheit; man war schon so weit, sie wenigstens als Ausnahme zu gewähren; der Geist der Aufklärung zwang dazu.

An das öffentliche Sendschreiben an den Diaconus von Zürich schloß sich Mendelssohn's Briefwechsel mit ihm und andern Zeitgenossen, das Thema seiner Bekehrung betreffend. „Wie beschämt — schreibt Heyne in Göttingen an Nicolai — die Mäßigung, die Würde, der Anstand, mit welchem sich der Brief Mendelssohn's ausdrückt, den raschen und schwärmerischen Lavater! Wahrlich, jener würde unserer Religion mehr Ehre machen, als dieser hitzige Eiferer!“ — „Hochgeschätzter Mann! — schreibt Semler in Halle an Mendelssohn — wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffs und der daran hangenden großen Glückseligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn Sie öffentlich ein

Christ würden, so möchte ich der christlichen Religion wohl nicht viel Dienste leisten können.“ Mendelssohn selbst sagt in seiner Rechtfertigung: „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können.“ Er äußert, wenn unter seinen Zeitgenossen ein Confucius, ein Solon lehte, so würde er ihn nach den Grundsätzen seiner Religion lieben und bewundern dürfen, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, ihn bekehren zu wollen. Ueber die Lehren wollte er sich mit ihm bald verstehen, und ob er glaube, ob ein solcher Mann selig werden könne? „O mich dünkt, wer in diesem Leben die Menschen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieser Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtschaffenen Marmontel, in Anspruch nehmen könnte.“ Er erzählt dann dem Manne Gottes in Zürich, daß seine Nation dem aufgeklärten Zustande in Preußen einiges zu danken habe. Es würde demnach undankbar sein, hätte ein Jude in Preußen das Gelüßt, die Religion der Majorität im Lande widerlegen zu wollen, davon abgesehen, ob er es könne. Anderwärts jagte man damals die Juden, wo man sie fand, zur Stadt hinaus. „Ist es doch nach den Gesetzen Ihrer Vaterstadt, verehrungswürdiger Menschenfreund, Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen!“ Fünf Jahre nachher schrieb Mendelssohn im Interesse der armen gequälten Juden in der Schweiz an Lavater: „Wie ich höre,

gehet die Obrigkeit, unter welcher sie stehen, eben jetzt damit um, sie noch näher einzuschränken, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erste Gebot des Schöpfers an die Menschen, zu verbieten.“ Er bittet den Priester Christi in Zürich, so viel es ihm möglich sei, sich als Menschenfreund der Sache der armen Creaturen anzunehmen. In einem Briefe an Bonnet bedauerte Mendelssohn, daß die Sache seiner Belehrung dem müßigen Theil im Publicum zum Zeitvertreib, dem Einfältigen zum Aergerniß, dem Verächter des Wahren und Guten zum boshaften Vergnügen gereiche. „Wenn wir, Sie und ich, die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes unbeschadet noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnten. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben!“

Hiermit war der Epoche jener Verstandesaufklärung das Wort gesprochen, die sich jedoch bald als eine exclusiue, d. h. als eine solche erwies, an der sich die Masse der Nation nicht betheiligt sah, die mithin als nicht volksthümlich be-

zeichnet werden muß. In Preußen folgte jener rationalen Richtung, die unter dem französisch gebildeten König vergeblich im Volke Fuß zu fassen suchte, eine um so stärkere Reaction. Auf geistigem Grund und Boden rief sie in Deutschland, nach einer ästhetischen Sturm- und Drangperiode, jene große kosmopolitische Litteratur hervor, mit der wir uns allerdings in der Reihe der Nationen eine geistige Existenz eroberten, in deren Idealismus uns aber, als der Bau der Welt zu Ende des Jahrhunderts aus seinen Fugen trat, jede nationale Haltung unmöglich blieb. Der Begriff einer Weltlitteratur blieb Chimäre, der Begriff des Weltbürgers ein leerer, ein unmächtiger, sobald der Sturm der Völkergeschichte uns durchschüttelte. Seitdem hat die Bildung sich auf die Kraft des Volkes stützen gelernt, sich als eine nationale zu begreifen angefangen; sie hat ebenso das Bewußtsein gewonnen, daß sie nicht außerhalb des Christenthums, sondern wesentlich in und mit demselben ihren Fortschritt zu gestalten habe. Jene angeblich vernünftige Aufklärung unter dem preußischen Friedrich, die schließlich auf eine lediglich Berliner Aufklärung einschrumpfte, war — von ihren unnationalen Ausgangspunkten abgesehen — auch in ihren Folgen so undeutsch, daß sie für die großen Reformen Kaiser Josephs, der in kirchlicher und staatlicher Beziehung Deutschland mit neuem Geiste zusammenzufassen versuchte, nur Spott und Hohn oder jene kalte Gleichgültigkeit, jenes Phlegma hervorzurufen mußte, die wir als das schlimmste Erbtheil unseres Naturells kennen. In religiöser Beziehung hielt sich diese Aufklärung

des vorigen Jahrhunderts in ihrem Dünkel für so sicher, daß sie das Christenthum bezwungen glaubte, indem sie es ignorirte. Der Lauf unserer Entwicklung hat sich mit dem Bedürfniß der Völker als ein ganz anderer herausgestellt.

Was den Hauptpunkt in der Streitsache zwischen Mendelssohn und Lavater, den Kern einer Debatte zwischen Judenthum und Christenthum betrifft, so hat ihn Mendelssohn in seiner äußerlich bedrängten Stellung nur leise bei Seite geschoben, nicht erledigt. Ich zweifle freilich, ob Mendelssohn, auch wenn er nicht persönlich bestürmt wurde, den Kern der Sache von freien Stücken besser erfaßt hätte. Nicht weil er Jude, sondern weil er Rationalist jener Zeit war, konnte er den eigentlichen Lebenspunkt des Christenthums nicht verstehen. War ihm der Stifter des Christenthums nur jener sittlich ausgezeichnete Mann, dem er seine Achtung bezeigen durfte, ohne sich weiter um dessen geheimen Zusammenhang mit der Entwicklung der Menschheit zu kümmern, so war ihm diese ganze europäische Entwicklung, die sich achtzehn Jahrhunderte hindurch wesentlich als eine vom Christenthum bestimmte ergab, eine rein zufällige. Konnte sich die Aufklärung des Mendelssohn'schen Zeitalters, die sich der christlichen Ueberlieferung enthob, als ein schließliches Ergebnis aller Mühen und Kämpfe des Geschlechts ansehen, so war damit dies Christenthum, dessen die Bildung nun endlich los wurde, mindestens als überflüssig erklärt. Das aber hieße wieder die Menschheit in ihren Kämpfen, Nengsten und Wehen im Stiche lassen. Dazu

kommt, daß Mendelssohn's Achtung vor der menschlichen Person Christi sich an eine Bedingung knüpfte, deren Stellung ein gänzlichcs Mißverständniß dessen bekundet, was den Kern des Christenthums ausmacht. Mendelssohn äußerte in der Berliner Zusammenkunft mit Lavater, wie sehr gern er bereit wäre, die Person Christi anzuerkennen, hätte sich dieser Jesus von Nazareth „nicht die Ehre der Anbetung, die dem einigen Jehovah gebühre, angemäßt.“ Abgesehen von dieser Verdrehung der Sache in der Bezeichnung einer Anmaßung, die von der ruhig und still in sich gehaltenen Natur des persönlichen Christus weit ablag, so ist gerade das, was jenen Jesus von Nazareth zu einem Christus macht, in seiner Entdeckung zu suchen, der Gott sei nicht bloß Herr des Himmels und der Erde, er wettehre nicht draußen in den Elementen umher, er sei nicht bloß der große Jenseitige, der von weiter Ferne her die Geschicke der Völker regiert. Die Entdeckung, daß Gott auch der diesseitige, uns nahe, täglich fühlbare Geist, die Entdeckung des Göttlichen im Menschen macht das Christenthum erst zu dem, was es ist. Daß die Menschheit Jahrhunderte lang aus Mißverständniß dieser Offenbarung gegen ihr eigen Fleisch und Blut gewüthet, hebt diese Offenbarung nicht auf. Mendelssohn hat namentlich in seinen brieflichen Erläuterungen an den Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel, der ihm geradezu die Frage vorlegte: warum ein Weltweiser, wenn er als Jude geboren, das Neue Testament verwerfen könne, redlich und ehrlich bewiesen, wie wenig sein rationales Zeitalter bei dem quälenden Reiz

nach dem Unsichtbaren, selbst bei der Sehnsucht nach Unsterblichkeit im Stande war, den Kernpunkt des Christenthums zu begreifen. *)

Seitdem Mendelssohn durch Lavater so gewaltsam mit seiner Person in die Oeffentlichkeit gedrängt worden, ward er scheuer und hielt sich stiller. Es fehlte ihm nicht an gutem Humor, um schlecht geführte Stöße zu pariren, aber er wagte selbst keinen Ausfall mehr. Einen unwirschen Stürmer, der sich in die Bekehrungsstreitigkeit mischte, und ihn öffentlich aufforderte, seine Ueberzeugungen öffentlich zu beschwören, verwies er lächelnd auf die Thatsache, wie wenig Gültigkeit damals vor Gericht ein Judeeneid habe. Nicht selten witterte er auch Verrath und fürchtete eine Falle, die man ihm legen könne. Durch einen hochgestellten Berliner Beamten erhielt er von einem anonymen Manne von Stand einen Entwurf, wie die Juden in Europa zu politischer Gültigkeit gelangen könnten. Er dankte diesem Menschenfreunde und machte die

*) Der verstorbene Dr. B. Beer erklärte sich in seiner Uebersetzung der Schrift von Salomo Munk: La philosophie des Juifs gegen diese meine Auffassung von Mendelssohn's Verhältniß zum Inhalt des Christenthums. Mendelssohn's Aeußerung, die Secte der Unitarier sei es unter allen christlichen Bekennern, mit der sich der aufgeklärte Jude allenfalls verständigen könne, sei die Angabe des äußersten Grenzpunktes, bis zu welchem der gewissenhafte Jude dem Christen entgegenzukommen allenfalls im Stande wäre. Dies „Allenfalls“ giebt der Sache einen Anstrich des Handelns und Marktens. Kernpunkt des Christenthums ist der Begriff der Sohnschaft Gottes, die Entdeckung der Kindschaft des Menschen zu Gott, die Immanenz Gottes in der Weltgeschichte.

Gegenvorstellung, wie er fürchte, seine Glaubensgenossen hätten ohne ihre Schuld durch den Druck, unter dem sie seit Jahrhunderten gelebt, allen geistigen Schwung, selbst den natürlichen Trieb zur Freiheit, eingebüßt. Dabei war er jedoch, trotz seiner Kränklichkeit und während die Hälfte jedes Tages seinem Comptoirgeschäft angehörte, unausgesetzt thätig, im Einzelnen und Kleinen das Licht seiner Ueberzeugungen in Kunst und Wissenschaft wirksam zu machen. Seine Kritiken und Aufsätze, meistens Beiträge zu den „Briefen die neueste Litteratur betreffend“ und zur Berliner Monatschrift, füllen in der Sammlung seiner Schriften zwei starke Bände. Der gefällige Scherz, die humane Freundlichkeit geht hier mit getreuer Sorgfalt, mit gewissenhafter Treue Hand in Hand. Eine Auswahl davon würde uns eine kleine Reihe von Musterstücken deutscher Prosa aus einer Zeit liefern, wo der ältere Theil der Nation noch in barbarischem Deutsch auftrat, die jüngeren erst in kolossaler Ungebärdigkeit einen neuen Anlauf nahmen.

Von ganz besonderem Segen ward Mendelssohns Thätigkeit in sprachlicher Hinsicht für seine Glaubensbrüder. Er übersezte ihnen die fünf Bücher Moses und ließ diese Uebersetzung zunächst mit hebräischen Lettern drucken, um ihr in den jüdischen Schulen Eingang zu verschaffen. Seine Uebersetzung der Psalmen hatte eben auch nur den Zweck und das Verdienst, den Jargon seiner Genossen auszurotten. Widerspruch, Haß und Verfolgung ward dafür sein Theil; die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth belegten alle Die mit

dem Bann, die seine Bücher läsen. Sein Zweck ward aber erreicht: die Talmudschulen wurden leer, die jüdische Jugend entwickelte sich deutsch, das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutscher Bildung und Gesittung entgegenzureisen. Mendelssohn wurde von den Redactoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfassung der Judenordnung zu Rathe gezogen; Dohm's Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden erschien Hand in Hand mit den Ansichten über Anerkennung der Gewissensfreiheit, wie sie Mendelssohn als erste Bedingung eines sittlich geordneten Staates forderte und in seinem Werke „Jerusalem“ öffentlich niederlegte. Es war im Jahr 1783, als Kant dies Buch „die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform in der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft“ nannte. „Sie haben, schrieb ihm Kant, die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit für jede Religion so gründlich und so hell vorge tragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigt und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewissen belästigenden Religionsgesetze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht.“

Dies war derselbe „alles zermalmende“ Kant, wie ihn Mendelssohn, mit dem Eingeständniß, ihn nicht recht zu verstehen, in seinen „Morgenstunden“ nannte. Dies berühmte

Buch erschien zuerst im Jahre 1785. Mendelssohn, bereits von dem abgewendet, was deutsche Speculation mit neuem, gewaltigen Impuls bewegte, faßte schließlich die Summe seines Wissens in diesen Betrachtungen über Gott und göttliche Weltordnung zusammen. Diese Unterhaltungen waren aus den wirklichen Morgenstunden hervorgegangen, die er seinem Sohne und einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philosophische Propädeutik zu geben. Mendelssohn war mit sich und seiner Welt fertig. Er fühlte, daß seine Beweisführungen, noch immer zum Theil mit einem leisen Geruche aus der alten Wolff'schen Schule behaftet, nicht mehr ausreichten, um mit Kant Schritt zu halten. Ihm hatte die Philosophie des Wahrscheinlichen, die Philosophie der mathematischen Evidenz und indirecten Beweise zeit lebens genügt. Aus Sophistik und Schwulst, wie sie der alten Schule ehemals eigen, hatte er sich schon in seiner Jugend glücklich gerettet. Sein ethischer Mensch mit der attischen Eleganz des Geistes hatte Anmuth und lebenswürdige Einfachheit in die metaphysischen Untersuchungen gebracht, in denen sonst abstruse Barbarei und der Dünkel der mathematischen Rechthaberei geherrscht. Des Wissens war genug in der Welt nach Mendelssohns Meinung; er verlangte Früchte fürs Leben. Die Philosophie sollte jetzt den Verkehr der Menschen unter einander befruchten, Familie, Gesellschaft, Staat sollten den Genuß haben von den Ergebnissen dessen, was die Philosophie über Gott und Welt als muthmaßlich ausgedacht. Es war noch wenig erreicht, um das Dasein erträglich zu

machen, und dies Wenige war in Deutschland noch täglich bedroht. Mit diesem Gefühl der Ueberzeugung: die Summe des Wissens müsse jetzt praktisch anwendbar werden und der wirklichen Welt zu gute kommen, schloß Mendelssohn ab mit sich und der Zeit. Er war unter den Philosophen des alten Schlages der Sokrates, d. h., der seine Lehre praktisch betätigende Mensch geworden, und zugleich der Künstler in der Darstellung. Deutsche Speculation aber, der Verwirklichung ihres Wissens für Gesellschaft und Staat abhold, bohrte immer wieder von neuem nach den Wurzeln des geheimnißvollen Geistes. Sie hob mit Kant ihre neue Revolution im Reich der Abstraction an. Deutschland verstand ihn nicht, ignorirte ihn zehn Jahre lang. Endlich begriff man erst, daß es sich, während man sich schon auf die praktischen Dinge dieser Welt wandte, um einen ganz neuen weltfremden Anlauf im Bereich deutscher Wissenschaft handelte. Kant untersuchte erst die Mittel, eh' er an den Zweck ging. Er fand sie unzureichend und zerstörte sie. Somit befreite er erst die Philosophie von der Sklaverei der alten Begriffsbestimmungen, mit denen man zu Felde gezogen war, ohne sie als Waffen geprüft zu haben. „Kant's Tiefsinn, sagte Mendelssohn am Abend seines Lebens, wird hoffentlich mit demselben Geiste wieder aufbauen, mit dem er niedergerissen hat.“

In den „Morgenstunden“ finden wir auch Mendelssohn's Versuche, den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnizianer, insofern er sich zu dem Glau-

ben an eine vorherbestimmte vollkommene Welt bekannte. Aber er fühlte sehr wohl, daß dieser Vollkommenheit von Leibniz gar kein zeitlicher Anfang gegeben sei, noch weniger die Begriffe des Fortschrittes, der Entwicklung und der Unendlichkeit sich damit verbinden ließen. Spinoza's schwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gern Leibniz mit Spinoza ausgeglichen. Daß die Seele nichts als der sich denkende Körper, der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele, daß Intensität und Extensität zusammenfallen, Gott und Welt in ein großes Eins sich zusammenfassen sollten: das erschien ihm freilich ungeheuerlich. Er hatte gegen die französische Frivolität geeifert, wonach die Seele nichts als eine Modification der Materie; er sträubte sich jetzt mit gleich gutem Rechte, daß der Mensch und alle Natur nur eine Modification des Unendlichen sein solle. Es kam ihn ein Schauer an, wenn er bedachte, daß in diesem Abgrund von Nothwendigkeiten weder Gott noch Mensch ihre Freiheit fänden. Und dieser Spinozismus galt in damaliger Zeit mit allen seinen Schrecknissen für so verrucht, daß, wer ihn theilte, als Pantheist, als Atheist gebrandmarkt wurde. Friedrich Heinrich Jacobi machte schließlich an Lessing diese Entdeckung. Lessing habe ihm in einer persönlichen Besprechung unumwunden gestanden, wenn er sich durchaus zu etwas bekennen solle, so sei's zum Spinozismus. Der Streit begann zwei Jahre nach Lessings Tode, schon 1783. Mendelssohn war erschrocken; er setzte dem verewigten Freunde, seinen Verdiensten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt, in den

„Morgenstunden“ ein schönes Denkmal. Er sprach dort von einem geläuterten Spinozismus, den zu construiren freilich seine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatismus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. Mendelssohn wußte, was es hieß, um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt zu werden. Jacobi schrieb sein stürmisches Buch „über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn.“ Hier wurden Pantheist und Gottesleugner gleichzeitig an den Pranger gestellt. Da galt es eine Ehrenrettung Lessings! Mendelssohn, krank und zitternd, schrieb sie mit einer Hast, als stände der Tod hinter ihm. „Mendelssohn an die Freunde Lessings“ war seine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er sie selbst zum Buchhändler, die kalte Winterluft besiel ihn tödtlich; wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erschien erst nach Mendelssohns Tode, der am 4. Januar 1786 erfolgte. Engel, Moriz, Friedländer, Marcus Herz umstanden seine Leiche; Lessings Büste, das Palladium seiner Häuslichkeit, blickte auf den Todten hernieder. Das aufgeklärte Berlin verlor an ihm seinen edelsten Vertreter, das Judenthum seinen Reformator, mit dem es anfang deutsch zu werden.

IV.

K a n t.

IV.

K a n t.

Der Philosoph der deutschen Aufklärungszeit hat äußerlich fast in einem Winkel ein Stilleben geführt und doch beinahe andauernder als der König und als der Dichter der deutschen Aufklärung unsere geistige Welt in Aufregung gesetzt. Der Staat Friedrich des Großen ging in Trümmer, Litteratur und Kunst fielen ab von Lessings Principien, und an Kants Widerlegung oder Ergänzung arbeitete das neue Jahrhundert noch unausgesetzt bis in unsere Tage, selbst nachdem Hegels System die Kritik der reinen Vernunft überwunden, ihre Fragen beantwortet, ihre Postulate erfüllt und erledigt zu haben schien. Ist etwa die deutsche Kathederweisheit dauernder noch als was wir staatlich und im Gebiet der Künste schufen? Dann säße am Ende unserer Tage allein nur der abstracte Philosoph auf den Trümmern der germanischen Welt, ein deutscher Jeremias, der an den Wassern Babylons die Welt, wie sie hätte sein sollen, in stillen Gedanken zusammenbaut!

Der Philosoph ist der moderne Mönch. Er sucht die Welle des Blutes in sich zu beschwichtigen, um dann, wie Kühne, Deutsche Charaktere.

er wähnt von Sinnes täuschungen unbeirrt, was hinter den Erscheinungen liegt, das Ding = an = sich, zu begreifen. Die Philosophie beginnt bekanntlich damit, an allem zu zweifeln, gleichviel ob es in die Sinne fällt oder der Glaube der Menschen es überliefert. Er nennt dies das Element des „reinen“ Denkens und in seiner Unererschütterlichkeit liegt eine Weltenttäuung. Damit ihm innerlich ein Licht aufgehe, schließt er die Augen, um sich nicht von der äußern Sonne blenden zu lassen. Er würde als Mensch verhungern, wenn glücklicher Weise nicht Thier genug in ihm wäre, um Speise zu sich zu nehmen, bevor er deren Stoff und Zusammensetzung chemisch geprüft und begriffen. Sowie es Politiker giebt, die unfähig sind einen Staat zu schaffen, weil sie den besten Staat erzielen, so ist der Philosoph ein Lebenskünstler, der das Leben nicht eher beginnen will bis er dessen Form und Inhalt kennt, sich nicht eher zu Tisch setzt, als bis er alle die Vorbedingungen durchschaut hat, die eine Besetzung der Tafel fordert. Kant ist der Urphilosoph der Deutschen. Seine Philosophie besteht in der Untersuchung, ob es möglich sei zu philosophiren. Er fand, daß es möglich sei, aber daß es zu nichts führe. Denken, fand er, sei nicht bloß heilsam, sondern sogar nothwendig; aber das Ziel des Denkens sei ein Vacuum, das Ding = an = sich sei nicht erkennbar; denken könne der Mensch, aber nicht erkennen. Bevor man zu denken unternehme, müsse man seine Befähigung dazu prüfen, die Untersuchung der Instrumente des Denkens müsse allem Denken zuvorgehen. So naiv war der forschende Tiefsinn

Kants. Als ob es nicht schon denken wäre, wenn man es bedenkt, denken zu wollen und zu müssen!

Mit dieser Skeptik war dem Zeitalter gedient, denn es that noth, den bisherigen Dogmatismus zu stürzen der Alles in Formeln beweisen zu können gemeint; es that noth, die Tenne zu fegen, wo bisher leeres Stroh gedroschen war; aber es war schlimm, daß schließlich beim bessern Dreschen das Korn doch ausblieb, um Brot des Lebens zu erzielen, so gut auch Kants Tenne war und so gründlich die Art seines Dreschens. Es war heilsam und nothwendig, tabula rasa zu machen und aufzuräumen, aber es war schlimm, einzugestehen, daß die Tafel leer bleiben müsse, weil die ächten und wahren Stoffe zur Besetzung der Tafel unerschbar seien. Mit athletischem Hunger setzten sich die denkenden Menschen des Jahrhunderts der Aufklärung zu Tische und verzichteten mit der Kraft eines Herkules darauf, sich am Absoluten zu sättigen. Mit einer Energie der Titanen, die den Himmel stürmen, zogen sie aus, die Wahrheit zu erobern, und fanden, daß die Wahrheit gar nicht zu erobern, sie selbst aber nur jene Kriegsknechte seien, die mit Stangen und Spießen auszogen, um den Herrn zu fangen.

Die Berkeley'sche Philosophie war die erste, die an unserm Auge nachwies, daß wir mit unserer Sehkraft nicht eigentlich die Dinge selbst erfassen, sondern vielmehr nur deren Spiegelbild auf der Netzhaut unseres Sehorgans. Nach Locke läßt sich gar nicht über die Dinge, nur über unsere Vorstellungen von den Dingen streiten; die Beschränktheit

unserer Organe lege uns Fesseln an. Auf diesem Boden der schottischen Skepsis jener Hume und Hobbes faßte Kant, seiner Familienabkunft nach selber ein Schotte, Fuß, um in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ nachzuweisen, daß unsere Instrumente des Denkens wohl zum Denken, aber nicht zum Erkennen ausreichen, das Ding-an-sich nicht erkennbar, das Absolute nicht meßbar, Gott ein uns ewig fernes, ewig unbegreifliches Jenseit sei. Bei dieser fast verzweifelnden Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens blieb aber doch der deutsche Trieb speculativer Forschung, der Faustische Drang nach Erkenntniß der Höhen und Tiefen des Lebens unerschöpflich, unermüdlich, und um so bewunderungswürdiger.

Bis zu dieser Negation, bis zu diesem Bankerott im Ergebnis: Ich weiß daß ich nichts weiß, reicht wenigstens die Kant'sche Philosophie in der Kritik der reinen Vernunft, deren erste und ursprüngliche Gestalt in der Ausgabe von 1781 erschien. Widerlegt aber war damit weniger der Inhalt und die positive Wahrheit des thatsächlichen Lebens als vielmehr die Vergangenheit aller Philosophien bis dahin. Widerlegt war damit der orthodoxe Buchstabenglaube der Theologen, widerlegt der Wolff'sche Dogmaticismus, der beweisen wollte, daß er Alles beweisen könne. Angezweifelt war damit Cartesius, der mein Dasein nur sofern ich es denke setzte: Cogito, ergo sum. Widerlegt schien damit auch Spinoza, der Alles sub specie aeterni sah, Geist und Natur nicht zu trennen mußte und die Unterschiede nur für Schein

nahm, so daß ihm bei aller Tiefe Gott und Welt doch nur wie ein absoluter Urbrei, ein Chaos erschien, wofür das Wort der Schöpfung und der Erlösung ausblieb. Geleugnet war auch Mallebranche, der tiefste und liebenswürdigste unter den französischen Philosophen, mit seiner Lehre: Wir sind, was wir sind, in Gott, wir leben und weben, und also fühlen und denken wir auch in ihm. Geleugnet, wenn auch nicht beseitigt war mit Kants Kritik der reinen Vernunft auch aller Sinn und Gehalt des offenbarten Christenthums, weil der Verstand, der von Gottes Wesen nichts wissen wollte, auch von seinen Mythen und Symbolen nichts verstehen konnte. Die Kritik dieser reinen Vernunft war nichts als die Kritik des leeren Verstandes, der sich im zähen Eigensinn seiner Alles durchbohrenden Rechthaberei um allen Inhalt bringt, und bei all seiner Thätigkeit, Endliches an Endliches zu knüpfen und Sandkorn auf Sandkorn zu häufen, die Totalität einer Welt doch nicht zusammenbringt. Gleich der ihr nachfolgenden politischen Revolution, die eben so sehr die Mission einer Weltbefreiung auf ihr Gorgonenschild setzte, um alle Entartung, alle Mißbräuche und Sünden der Vergangenheit mit Einem Schlage niederzuschmettern, sah sich die Kant'sche Philosophie bei aller Ruhe, bei aller verhaltenen Kraft und Bescheidenheit, die ihr eigen, in ihren Wirkungen wie in ihren Endergebnissen vor einer tabula rasa angelangt, und um Zeugungskraft verlegen, doch genöthigt, die alten Elemente Stück für Stück wieder neu zu erfinden, wie Robespierre sich genöthigt sah, den alten abgeschafften Gott mit Decret

wiedereinzusetzen. Jeder große, weltgeschichtliche Reinigungsact einer Revolution hat seine positive Berechtigung, aber doch nur negative Ergebnisse. Die Reaction folgt dem Umsturz auf dem Fuße und die alten vertriebenen Götter, so weit sie thatsächliche Elemente des Lebens vertreten, kehren zurück, so wahr es auch sein mag, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung stets drei Schritte vorwärts thue, um zwei zurückzumachen. Kant wartete nicht erst auf die ihm nachfolgende Reaction der Naturphilosophie Schellings, der trunken im Anschau der Naturkraft in ihr den verlorenen Gott zu finden meinte; Kant war bei aller seiner Klarheit doch tief genug, um aus eigenem Antrieb zu reagiren. Das Herz in ihm erlaubte ihm nicht, den Verstand in Negationen triumphiren, die Skepsis auf dem Trümmerhaufen der umgestürzten Säulen schwelgen zu lassen. Was ihm unbeweisbar blieb, danach blieb doch noch in der Seele das drängende Bedürfniß; was der Kopf nicht erklären konnte, dafür sprach doch noch sehnsuchtsvoll eine Stimme im Gefühl und im Gewissen. Das Gewissen, dieser Instinct unseres Zusammenhangs mit dem geistigen und göttlichen Wesen, war ihm so viel werth als alle Zuversicht des Verstandes auf die mathematische Richtigkeit seiner Beweise. Auf starke Charakterkraft ging sein ganzes Wesen, die Zurechnungsfähigkeit des Menschen für sich, sein Fühlen und Thun gab er nie auf, mithin blieb er aller bequemen Lehre von der Erlösbarkeit durch fremdes Verdienst und Blut sehr fern. Aber er konnte mit der Verzweiflung die Philosophie nicht enden lassen, das

Nichts nicht festhalten beim Deficit seiner Rechnung und beim Bankerott der Verstandeskräfte, das Absolute zu fassen und zu finden. Kant schrieb acht Jahre nach seiner Kritik der reinen Vernunft seine Kritik der praktischen Vernunft, zwei Jahre nach dieser seine Kritik der Urtheilskraft. Ein langes, studienreiches, arbeitsvolles Leben lag zwischen alledem; er hatte den Himmel und die Erde, die physische Geographie und die Dynamik der Kräfte, die Entwicklung der Völker und der Individuen erforscht, und wenn er weder im Himmel noch auf Erden Gott in seiner wahren Gestalt gefunden, so hatte er doch überall Spuren von ihm entdeckt, überall ein Ringen und Sehnen nach dem Absoluten, in der Menschenbrust aber ein entschiedenes Bedürfnis danach entdeckt. Das Geschlecht braucht einen Gott, deshalb gab Kant ein Dasein Gottes zu. Die Lehre von der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele hatte er aus aller Metaphysik hinausgetrieben, um ihr auf dem Boden der Moral desto bereitwilliger eine Hinterthür zu öffnen. War es in der That das Mitleid mit der Erbärmlichkeit der Creatur, was ihn trieb, ihr die Krücke des Glaubens an einen Gott zu gestatten? — Heine, der Spötter, sagte, nur um Lampe's willen habe Kant einen Gott wiedereingesezt und zugelassen. Wenn nämlich der „schöne Magister“ auf dem nach ihm in Königsberg benannten Philosophendamm seine Nachmittagspromenade hielt, regelmäßig und prompt wie sein ganzes Junggesellenleben war, dann wandelte sein Diener Lampe dicht hinter ihm her, den Regenschirm in der Hand, der

Magister selbst sehr schmuck und elegant, mit Manschetten und gefräuseitem Haartoupé, der Diener aber etwas schäbig und kahl, wenn auch rein gebürstet wie sein Herr. Es war damals noch Luxus, spazierenzugehen. Der Magister konnte diesen Luxus sich gestatten; Lampe aber hatte Weib und Kinder zu Hause und der karge Lohn erlaubte ihm nicht solchen Müßiggang. Somit sah er trübselig drein, während sein Herr, immer heiter und lächelnd, sich selbst genug und ohne Sorge für Weib und Kinder daheim, im regelrechten Selbstbewußtsein seiner reinen Vernunft nie eines Trostes bedurfte. Lampe aber war unglücklich und sorgenvoll, auch nicht ganz rein in seinem Gewissen; vielleicht auch gepeinigt von einer heimlichen Leidenschaft. Die von Leibniz gesetzte prästabilirte Harmonie, der von Ewigkeit her beschlossene Zusammentact von innerem Glück und äußerem Schicksal, fehlte dem Lampe. Lampe brauchte Etwas, das die Lücken der Welt bei ihm füllte, und wenn ein alter Philosoph in Griechenland des Glaubens war, in den Poren der Welt saßen die Götter, so brauchte Lampe einen Gott, ein Wesen, das jenseits wenigstens die Lücken des Erdenlebens stopfte und vergalt. Um der Erbärmlichkeit dieses irdischen Lebens und dieser Creatur willen beschloß Kant die Existenz eines Gottes anzunehmen, ob er sie schon nicht beweisen konnte.

Ich führte Heine's Scherz nur aus, um ihn in dieser Fassung innerlich zu begründen. Denn der absurde Fall von der Wiedereinsetzung Gottes durch Kant hat auch seinen schweren Ernst. Selbst Herder, doch wahrlich kein Spötter,

hat die nachträgliche Zulassung Gottes in Kants Philosophie sehr bitter gerügt. Herder, der zwei Jahre lang (1762 bis 1764) in Königsberg studierte, dreißig Jahre später in den Briefen zur Beförderung der Humanität so voll ist von des großen Lehrers akademischer Wirksamkeit, war doch entschieden wegwerfend der Meinung, nach Kants Begriffen sei Gott nichts als ein bloßer „Nothnagel“ im Leben der Menschen und in der Weltgeschichte der Völker. — Von zeitgenössischen Männern in Königsberg selbst waren Hippel und Scheffner entschiedene Anhänger Kants; Hamann, der seltsame Magus des Nordens, der dürstige Acciseeinnehmer und Zollschreiber, war sein entschiedener Antipode. Er war dem berühmten Magister zu Dank verpflichtet um seiner Stelle willen, die ihn kümmerlich nährte, nachdem er in Sauss und Brauss leidenschaftlicher Wildheit seine Jugend in London vergeudet. Kant hörte nie auf, mit ihm in Freundschaft zu verkehren, er fühlte die Nothwendigkeit eines diametralen Gegensatzes in diesem Jakob-Böhme-redivivus, der am Urbrunnen einer Offenbarung, die uns ohne unser Zuthun gespendet wird, sich seine Nahrung holte, aus einem Quell schöpfte, den seine Visionen und sein mystischer Eifer freilich trübten. Dieser Antipode Kants, vor dem der große Denker der Antinomien einen heimlichen Respect in sich hegte, eiferte, wenn auch unterdrückt und verstohlen, gegen alles mechanische Kritisiren, gegen alle mathematische Evidenz des sogenannten „reinen“ Begreifens, das nur rein ist, weil es sich um allen Inhalt bringt und leer endet. Freilich blieb

Hamanns Polemik gegen die Kritik der reinen Vernunft nur wirksam innerhalb der engen Kreise frommer Theosophen, unmächtig gegen die begeisterten Herolde der Königsberger Philosophie. — Hippiel war Kants Jamulus und Johannes. In den „Lebensläufen in aufsteigender Linie“ brachte er sogar vorweg Kantische Sätze und Anschauungen in's Publicum, bevor der Urheber sie durch den Druck veröffentlicht. Man kennt auch den Brief, den Kant an ihn schrieb, als Hippiel Bürgermeister der Stadt, Polizeidirector und Aufseher der Stadtgefängnisse war. Kants Haus und Garten, von ihm in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens bewohnt, lag am Schloßgraben, unfern der sogenannten „Schüßerei“, dem Criminalgefängniß. Die laute Morgendandacht der Gefangenen störte den großen Denker, der zwar Gott nicht beweisen konnte, aber doch über die Unfähigkeit, Gott zu denken, zeitlebens nachdenken mußte. Kant beklagte sich beim Bürgermeister von Hippiel über die „stentorische Andacht der Heuchler im Gefängniß“ und bat „diesem Unwesen“ abzuhelpen. Deren „Seelenheil“ würde nicht „Gefahr laufen“, wenn sie ihre Stimme beim Singen mäßigten, „bei zugemachten Fenstern“ und „auch dann nicht aus allen Kräften schreiend.“ Das Zeugniß des Wärters, „um das es ihnen wohl eigentlich zu thun scheine, als ob sie gottesfürchtige Leute wären,“ könnten sie ja dessenungeachtet bekommen! — Friedrich der Große, der König der Aufklärung, ging bekanntlich noch einen Schritt weiter als der Philosoph der Aufklärung. Er konnte christliche Andacht nicht leiden,

ließ es erst im tiefen Unglück gegen Ende des siebenjährigen Krieges stillschweigend zu, wenn die Regimenter nach vollbrachtem Thun und gelungenem Sieg: „Nun danket Alle Gott!“ anstimmten, und entblödete sich später nicht, eigenhändig, bei Gelegenheit der Gesangbuchsreform die Cabinetsnote zu schreiben gegen Paul Gerhardts Lied: Nun ruhen alle Wälder und „anderes dumme Zeug“.

Mit Friedrich hatte Kant die Autonomie des Subjects gemein. Königthum und Philosophie vollzogen gemeinsam die Atomistik des Einzelwesens. Das sich für frei haltende Ich des denkenden Menschen warf allem von außen und von der Ueberlieferung Gebotenen den Fehdehandschuh hin. Zu diesem Act der Autokratie seiner selber gehörte Kraft, und starke Menschen, gewappnete Männer erwuchsen aus dieser Saat von Drachenzähnen. Aber sie standen plötzlich stille wie in eine Sackgasse verrannt, und wo nicht sie selbst, so doch die Folgerungen ihres Denkens führten nothgedrungen zu dem Entschluß, Kehrt zu machen. So blieb ihre Arbeit Stückwerk, zwischen ihrem Beginnen und Vollenden ergab sich der große, noch nicht gesühnte Bruch, die große, noch unausgefüllte Kluft in der Entwicklung unsrer Nation. Sowenig Friedrich bei aller freien Gesinnung seiner Aufklärung den freien Staat schaffen konnte, sowenig brachte die kühne Kraft der „reinen Vernunft“ ein System des Denkens zum Abschluß. Dieser Kraft und dieser Kühnheit fehlte nicht die Macht, das Jahrhundert in Aufregung, alle Elemente in Spannung

zu setzen, wohl aber der Segen und das Glück des Gedeihens, mit dem die große Erbschaft anzutreten war.

Wenn an Allem zu zweifeln der wahre Anfang alles Philosophirens ist, das Ziel aber, vor und in dem Licht der Vernunft Alles zu begreifen und begreiflich zu finden, dann ist den Deutschen in Kant und Hegel Anfang und Abschluß ihrer großen philosophischen Vehrzeit gegeben und im Kreislauf beendet. Kants Tiefe beruht in dem unerbittlich zähen Abstractionsproceß, in dem halstarrigen Trennen der Anschauungen von den Dingen, von denen wir eben nur die Erscheinungen abstrahiren, in dem eigensinnigen und gewaltsamen Entfremden unserer Begriffe von unseren sinnlichen oder bloß empfundenen Eindrücken, um sogenannte reine Anschauungen und reine Begriffe zu erhalten. Als ob nicht der Begriff des Dings dessen innerstes Wesen wäre! Als ob ein Ding, bevor es in die Erscheinung trat, nicht erst gedacht werden mußte! Nicht von einem Subject beliebiger und zufälliger Einzelheit, sondern vom Urwesen, das schöpferisch nur ausführte was es gedacht, sowie es symbolisch heißt: Gott sprach und es ward, sein Sprechen aber sein Denken war. Und unter dem Destillirkolben der Kant'schen reinen Vernunft wurde die Essenz, nach der das Jahrhundert verlangte, immer auf- und abgeklärter, ein immer dünnerer, sich verflüchtigender Aether. Der tiefste Irrthum dieser Philosophie war eine Vornwegannahme, ein Vorurtheil, während doch ihre Mission darin bestand, den Wahn des Jahrhunderts und die gesammten Vorurtheile der Menschheit in Vergan-

genheit und Gegenwart zu stürzen. Das Grundvorurtheil dieser Alles urtheilenden Kritik war die Annahme, die Wahrheit stecke hinter der Erscheinung verborgen, das Absolute hinter der Form der Welt. Diese Gebrochenheit zwischen einer inneren und äußeren Welt war und ist seit dem Zerfall unserer Nation unser tiefstes Gebrechen, ein Gebrechen, das mit uns keine andere theilt. Kant machte daraus ein System. Als ob die äußere Welt eben deshalb so erbärmlich sein müßte, damit eine innere desto reichern Ersatz zu bieten hätte! Aber gewiß, die äußere Erscheinung eines Dings ist just nur so erbärmlich als sein inneres Wesen, sein Inhalt, ohnmächtig und unfähig ist, seine Existenz darzuthun. Wäre sein Inneres bedeutender, so würde es auch Kraft haben, anders und besser in die Erscheinung zu treten. Was Goethe von der Natur sagt, gilt wahrlich für jeglich Ding, auch für Gott und Welt: „Natur ist weder Kern noch Schale, Natur ist beides mit Einem Male, doch sieh nur Du zu allermeist, ob Du Kern oder Schale sei'st!“

Die erste Täuschung (das *πρώτον ψεῦδος*) der Kant'schen Philosophie lag da, wo das staunende Jahrhundert zugleich die größte Bewunderung fühlte über Neuheit, Reckheit und feste Zuversicht des Forschens. Kant wollte, um das Denken zu beginnen, sich erst die Möglichkeit des Denkens klar machen, bevor er zum Denken käme und an die Objecte des Denkens treten könne, zuvor die Instrumente des Denkens prüfen. Er fand sie unzureichend, die Dinge-an-sich zu erkennen. Als ob es nicht schon Denken wäre, wenn ich die Fähigkeit zum

Denken erwäge! Als ob nicht: sich entschließen, denken zu wollen, schon Denken wäre! Selbst der schiefste und flachste Gedanke, der durch das Gehirn des Menschen fährt, setzt in seinen Bedingungen und Apparaten dazu einen bewunderungswürdigen Proceß der menschlichen Denkkraft voraus. Auch der Zweifel an Gottes Existenz ist eine positive Kraftäußerung des Denkvermögens, das sich, wie der Geist des Bösen, der Teufel, in einer Opposition versucht. Das Böse ist jedenfalls so nothwendig zum Positiven, wie jene englische Partei in einem Schreiben an das Oberhaupt des Staates sich unterzeichnete: Ew. Majestät getreue und unterthänige Opposition. Mein Zweifel an Gott ist nur die Kraft meiner Freiheit, mich aus dem großen Zusammenhang mit ihm zu lösen, leugnet aber nicht die Existenz eines solchen Zusammenhangs, setzt ihn vielmehr voraus. Bleib' ich beim Zweifeln, so bleib' ich im Anfang des Philosophirens, das ja damit beginnt, an Allem zu zweifeln, aber das Philosophiren ist bereits damit eröffnet, steht es auch noch im Abc, und dem Inhalt des Denkens gegenüber. Diesen Inhalt zu Ende zu denken, ist dem Einzelnen nicht gestattet, wohl aber bleibt dies die Aufgabe des Menschengeschlechts und dessen Ziel, sich mit dem großen Dasein, mit seinen Urkräften und Geheimnissen in Eins zu wissen und in Eins zu setzen.

Durch Kant wurde die Theologie aus der Philosophie ganz hinausgewiesen, als sei eine denkende Betrachtung Gottes, sowohl in der Natur als in der Geschichte, sowohl in der Sprache unseres Gewissens als in dem was wir Gottes

Wort und Buch nennen, ein Unding, ein Unsinn. Dabei bleibt es doch rührend, wie Kant, nachdem er in seiner Kritik der reinen Vernunft die Unmöglichkeit einer Erkenntniß des Absoluten glücklich nachzuweisen gewähnt, mithin — unter der jubelnden Zustimmung der nach Aufklärung lechzenden Zeitgenossen — den Bankerott der theoretischen Philosophie verkündigt, auf anderem Boden, in seiner Kritik der praktischen Vernunft, die in der Theorie verlorenen höchsten Güter wieder zu retten sucht. Mit dem Rufe: Ich will! erringt sich bei ihm die Menschheit Alles wieder, was sie im „reinen“ Denken eingebüßt, giebt sie alle dem Pardon, was sie im Gefecht unversöhnlich kriegerischer Gegensätze und Antinomien über die Klinge springen ließ. In der Annahme der Allmacht des menschlichen Willens liegt neben der Laune der Willkür doch zugleich die ganze Kraft, Macht und Größe jener Philosophie und jenes Zeitalters, das diese Philosophie und in und mit ihr die starken Charaktere schuf, die wir noch heute wie riesenhaft Gebilde einer Vorwelt, wie antediluvianische Mamuths bewundern. In der Riesenkraft ihres Willens liegt ihre Größe. Ich will einen Gott haben; mithin ist er da, muß er da sein, obschon ich sein Dasein nicht beweisen kann und der Glaube der christlichen Ueberlieferung mir nicht genügt es zu bestätigen! Den überlieferten Glauben nannte Kant *asylum ignorantiae*, das Asyl der Unwissenheit. Ich finde in mir die Nothigung, einen Gott anzunehmen, sagt die praktische Vernunft Kants: mithin ist er. Kant übersah nur dabei, daß dann Gottes Dasein und Wesen das Er-

zeugniß meines Willens und Denkens ist. Auch meines Denkens. Denn der moralische Wille des Menschen ist doch wohl auch sein Denken und sein Gedanke, nicht bloß sein Empfinden, nicht bloß die Entschließung seiner Gefühlskraft. Wenn ich sage: Ich will frei sein, dann ist die Freiheit ein Product meines Willens. Die Völker begannen beim Ablauf des Jahrhunderts das zu empfinden und sich zu sagen, und wurden und werden frei nach Maßgabe der Kraft und Entschließung, die sie zur Autonomie und Autokratie führt. Die Freiheit ist ganz und gar das Product dessen, der frei sein will, denn sie erwächst aus seinem Willen, in seinem Willen ist ihre sich selbst erzeugende Kraft. Das gab Kant vielleicht zu, denn Angesichts des großen französischen Umsturzes bei dessen Beginn erwuchs in seiner großen freien Seele die Ahnung und die Hoffnung, die Menschheit werde, wenn sie die alten Fesseln brach, auch Zeugungskraft zu neuer Gestaltung haben. Allein dem Gottesbewußtsein gegenüber konnte er sich nicht zur Folgerichtigkeit entschließen, einzugestehen, daß, wenn ich einen Gott brauche, ihn haben will, dieser Gott damit das Erzeugniß meines Willens, das Geschöpf meiner Denkkraft ist. Der deutsche Dichter, der diesem Evangelium zujachte und es zur Seele seiner Poesie machte, sang dem Jahrhundert, den Völkern und den Einzelwesen zu: „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen und sie steigt von ihrem Himmelsthron!“ Was Schiller an der Kant'schen Philosophie reizte, begeisterte und entzündete, war eben die hohe Perspective, die sich der Zeugungskraft unserer

schöpferischen Gedankenthätigkeit damit eröffnete. Besonders in Kants Kritik der Urtheilskraft sah Schiller nicht bloß die Freiheit des Ichs, sondern auch den Weltberuf der Menschheit zur Freiheit verkündigt, und seine Poesie schwört gleich sehr auf das Evangelium dieser großen Mission, das Ich, die Völker, die Menschheit all der Fesseln zu entledigen, die ihnen die altersschwere Last verjährten Herkommens im Laufe der Jahrhunderte geschmiedet.

Mit dem: Ich will! tritt aber auch zugleich das: Du sollst! aus der Seele des Menschen heraus. Der kategorische Imperativ Kants stellt nicht bloß die Forderung der höchsten Güter, er stellt auch die höchsten Forderungen an das Subject, will es sich dieser höchsten Güter werth machen, denn um ihrer werth zu sein, dazu gehört auch die Fähigkeit, sie zu erringen, ja sie zu schaffen. Seitdem der Feuerglaube der Religion an den Flammen von Scheiterhaufen sich genährt, schien die Religion nicht mehr die reine Fülle des ächt Menschlichen umfassen zu können; das Jahrhundert baute einen neuen, einen allgemeinen freien Menschentempel und nannte ihn Moral; in ihm wurden die großen Tugenden, die höchsten Begriffe, Hoffnungen, Wünsche, Gebote und Forderungen auf ein freies, sicheres Fußgestell gesetzt. Die Postulate mit ihrem: Du sollst! füllten die Paragraphen der neuen Lehre in Ermangelung der rechtskräftigen und evidenten, d. h. mathematisch und buchstäblich richtigen Beweise, an deren Stelle nur Axiome treten. Kants Postulate rufen im Menschen die Sittlichkeit zum Kampfe gegen die

Sinnlichkeit auf, aber sie geben keinen Abschluß der Befriedigung; den ewigen Frieden, den Kant schließlich den Völkern verkündete, verhiess er nicht dem moralischen Einzelwesen, im Gegentheil, er stachelte zu diesem Kampfe die Triebe erst auf, die zum Gehorsam willig sind, erhalten sie ihren stillen Tribut, aber sich aufbäumen, zu wilden, beutegierigen Thieren werden, versagt man ihnen alle Sühnung, alle rechtmässig und gesetzlich mögliche Befriedigung ihres an sich guten Verlangens. Der Dichter, der seine Jugendgefühle am Heerde und an der Bestaflamme dieser Philosophie genährt, besingt auch hier die Postulate, doch nicht ohne unwirsche Trübung: „Nein, länger will ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht!“ Es fehlt der großen Pflichtlehre Kants alle Möglichkeit des Eudämonismus, die Befeligung des Glückes, die Befriedigung einer versöhnenden, in sich selbst sich vollziehenden Genüge. Die antike Welt mit ihrer schönen Harmonie des Innern und Aeußern kannte gar nicht die aufgestachelte Qual dieses Kampfes zwischen Sittengebot und Sinnenbedürfnis; wir nennen Moral, was bei ihnen nur Sitte war, so daß moralisch und sittlich gleichbedeutend, während bei uns Moral und Sitte nicht jederzeit zusammenfällt. Dem Gebote der Sitte aber unterwarf sich in Hellas das Individuum ohne Bedenken und ohne Kampf. Bei uns aber fordert die Moral weit mehr, als was Usus und Sitte ist. Und weil der Kampf der Sittlichkeit gegen die Sinne, einmal wachgerufen, hienieden nicht zu Ende gefochten wird, so muß er nach dem Tode fortgesetzt werden, gleichsam wie in Kaul-

bachs Hunnenschlacht Geist gegen Geist, d. h. Schatten gegen Schatten weiter kämpfen. Weil dem Diesseits bei uns allerwärts ein zweckerfülltes Dasein fehlt, nirgends die Mittel zum vollen Zweck kommen, nirgends Verdienst und Glück in Harmonie ist und die Tugend sich meistens erst zu Tische setzt, wenn das Laster das Mahl verzehrt hat: so muß es und soll es ein Jenseits geben, das diese Unbill ausgleicht, — vielleicht auch ohne Ziel und endliche Zweckerfüllung, also eine Fortsetzung der diesseitigen Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit, eine rastlose, aber endlose Fortsetzung, die wir Unsterblichkeit der Seele nennen. Lust und Unlust, inneres Glück und Unglück sind nach Kant auch nur Wirkung der Erscheinungen; in uns selber steht unabhängig davon das Gewissen, die Vernunft des Subjects, der Cato in uns mit dem kategorischen Imperativ des Sollens. Man hat das an der Lehre des Königsberger Weisen den preußischen, altfrizischen Corporalstock gescholten, unter dessen Fuchtel der arme Recrutenmensch bei kargem Solde tritt. Und je weniger Sold hienieden für den strengen Dienst gezahlt wird, desto mehr muß es im Lande Jenseits Banquiers und Wechselstuben geben, wo Soll und Haben besser ausgeglichen wird! Und die im Jenseits diesen wie allen Widerstreit hebende Kraft ist Gott. Ist Gott der bloß Jenseitige, so sind Welt und Natur das Zufällige, Gleichgültige, und nur im Menschengeniste und seinem angeblich reinen Willen kommt gleichsam mondscheinartig und mit sparsam entlehntem Lichte ein Hereinreichen des Göttlichen im irdischen Leben zum Durchbruch. — Hier thut Hegel wie-

der noth zur Ergänzung und Berichtigung Kants, indem, was der Natur und Welt als Gesetz abgelauscht ist, zum immanenten Gott erklärt wird, mithin das Dualistische sich aufhebt, und die alte Leibnizische, bloß prästabilirte Harmonie als vollendete Wahrheit und Wirklichkeit anerkannt wird. In der poetischen Welt der Deutschen haben Schiller und Goethe die zweifache Illustration dessen gegeben, was Kant und Hegel im Gebiete des Denkens angebahnt und erledigt, Schiller mit den Postulaten der Freiheit, Goethe mit den Rechten der Natur. Nach Schiller hat der Mensch an der Wahrheit und Freiheit, an allen höchsten Gütern nur soviel Antheil und Recht, als er zu deren Verwirklichung, zu deren Aufbau mithilft, mitwirkt und mitarbeitet, während Goethe, im ruhig sichern Vollgefühl, daß die Wahrheit auch ohne mein Zuthun, auch objectiv da ist, dem Individuum zuruft: „Was machst du an der Welt! Sie ist schon gemacht!“ Der Gedankengang beider Dichter ist freilich eine Erfüllung der abstracten Gedanken der Philosophie, auf welche diese kaum zu rechnen hat. Kants Lehre an sich, ohne solche Erfüllung und Ergänzung, verlor sich immer mehr in eine bloße Wahrscheinlichkeitsberechnung. Gott wird von der praktischen Vernunft gefordert, und die reine, theoretische Vernunft läßt ihn bloß als möglich undwahrscheinlich zu. Aber allmählich gab Kant immer mehr von dem zu, was die Kritik der reinen Vernunft geleugnet; selbst Christus, die Sendung eines makellosen Urmenschen, der sich Sohn Gottes nannte, wird ihm „nicht unmöglich“. Die bloße Kritik des Selbstbewußtseins auf dem

Gebiet des Verstandes und der Empfindung blieb und bleibt den Objecten gegenüber, ohne zu ahnen, daß sie mit ihrem Thun sich selbst ebenfalls ein Object ist. Daß ich mich in einen großen Inhalt hineinempfinde, hineindenke, hineinlebe, dergestalt daß nicht ich in ihm, sondern er in mir mächtig wird, davon ist in der Kant'schen Philosophie keine Ahnung, während ihre Kühnheit, Alles der eigenen Schaffenskraft und Selbsterzeugung des Denkens zu überlassen und verdanken zu wollen, doch nicht so weit reicht, diese schöpferische Thätigkeit des Gedankens aus dem engen kleinen Ich des Subjectes in das große Ganze der Welt zu versetzen. — Der unaufhörlichen Analyse Kants fehlte alle Synthesis.

Fassen wir die Person und die Entwicklung des Mannes ins Auge, um das Räthsel der Widersprüche in seiner Lehre und die Kraft seines Geistes zu verstehen, der es möglich war, unter der Wucht solcher Gegensätze nicht zu unterliegen.

Das von Deutschland so fern liegende Königsberg auf einem Boden, der durch den Ritterorden mit der Kraft rationeller Arbeit deutsch geworden, giebt die richtige Basis, eine Natur wie Immanuel Kant zu erzeugen und zu tragen. So fern vom Schooße des deutschen Lebens, besitzt die Stadt am Pregel bei dieser Isolirung eine verdoppelte Regsamkeit, wo nicht gereizte Empfindlichkeit, sich geistig den Zusammenhang zu erhalten, ihn sich stets neu zu erobern. Der geistige Strom eines deutschen Gemeinschaftsgefühls an der Ostsee lief damals noch weiter über die preußische Grenze hinaus;

Curland und die russischen Ostseeküstenländer bethätigten, was schon dort die damaligen deutschen Druck- und Verlagsorte zu Mitau u. s. w. bezeugen, weit stärkere geistige Zusammengehörigkeit mit uns als heutzutage. Und Königsberg war mit seiner Hochschule ein eifersüchtiger Sitz des Deutschthums dort, welches Preußens Regierung in unseren Tagen vom politischen Bundesvereine wieder ausschied, um sich den Schein einer europäischen, nicht bloß deutschen Großmacht zu erhalten, während Rußland unter Nicolaus die deutschen Elemente in den russischen Ostseeprovinzen beschränkte und abtödtete. Angezweifelt und bedrängt, mußte sich deutscher Geist und Sinn in Königsberg mit um so mehr Hartnäckigkeit waffnen, um bei so preisgegebener Lage slavischem Andrang gewachsen zu sein. Auf polnische Elemente sah sich Königsberg als Handelsstadt wie Danzig gewiesen. Im Frühjahr wimmelte der Pregel von jenen Wittinnen, den wie Flöße leicht zusammengefüigten Flußfahrzeugen, die sich nach Verkauf der herbeigeführten Waaren selbst als Waare feilbieten, um nicht zurückzukehren. Englische und holländische Seeschiffe drangen vom frischen Haß in die Pregelmündung herein, um den „holländischen Baum“ innerhalb der Stadt mit den Flaggen fremder Völker und der Perspective ferner Erdtheile zu einem Weltplatz zu machen. Innerhalb des Verkehrs der Flußschiffahrt, in der Sattlergasse, lag das Haus, wo des Mannes Wiege gestanden; das von ihm später erworben, von 1783 bis zu seinem Tode im Jahre 1804 von ihm bewohnte Haus, das auf einer Marmorplatte jetzt die In-

ſchrift trägt, liegt mehr im Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Schloſſes.

Auf dem Philoſophendamme hielt ſpäter der weltberühmte Magiſter, regelmäßig wie eine gute Uhr, ſeine Spaziergänge; der Knabe Immanuel aber durchſtrich auf jedem Gang zur Schule das bunte Gewühl des Lebens an Strand und Hafen. Man hat es verwunderlich gefunden, daß ein Mann von ſolcher Wiſſensluſt im langen Leben niemals über Pillau, ſieben Meilen über Königsberg, hinausgekommen. Aber Bruchſtücke der Welt führte ihm der Handel hier zuſammen, und den Verkehr mit Vertretern aller Nationen, ihm ſehr nöthig bei ſeinem Intereſſe für Reiſen und Weltfahrten und für ein Lieblings thema ſeiner Vorträge, phyſiſche Geographie und ethiſche Völkergeschichte, ſetzte er Zeit Lebens fort, namentlich ſeitdem er Mittags regelmäßig Tafel hielt, Menſchen aller Stände an ſeinen Tiſch lud und von dieſen ſeinen Gäſten mancher Zielgereiſte, mancher Seecapitän ihm zutrug, wovon der Philoſoph mit ſeinem Bienenfleiß den Honig, den geiſtigen Extract in ſeiner ſonſt einsamen Zelle zuſammen trug und zum wiſſenſchaftlichen Gewinn ausbeutete. Sein Vater war ein nicht eben bemittelter, ehrſamer Sattlermeiſter, der ſich noch Cant ſchrieb wie ſeine in Schottland heimischen Vorfahren. Erſt der Philoſoph ſchrieb ſeinen Namen mit K, weil es ihm läſtig war, das Kantige darin durch Verwechſelung des C mit K im Munde der Leute entſteht zu ſehen. Seinen innern, geiſtigen Zuſammenhang mit dem urſprünglichen Heimathlande ſeiner Familie wies ich ſchon nach bei

Erwähnung der Anlehnung seiner Philosophie in ihren Anfängen an Locke, Hume, Hobbes. — Ein Anverwandter der Familie gab die Mittel, daß der lernbegierige Knabe studieren konnte; schon 1740, in seinem sechzehnten Jahre und zufällig im Jahre, wo König Friedrich die Regierung antrat, bezog Immanuel Kant die Universität. Anfänglich als Theolog; aber schon das Collegium Fridericianum hatte mit orthodox finsterner Strenge den Sinn des Knaben feindlich berührt; als Student der Theologie, wie es Sitte war, hatte er predigen müssen, weil das zum Broterwerb gehörte, sich aber dann mit seinem hellen Kopfe für Mathematik und Philosophie entschieden. Beide Wissenschaften liefen bei ihm Zeit-
 lebens in einander, so daß er, auch als er auf der Sonnenhöhe seines Denkens stand, die Metaphysik für bankrott erklärte, weil ihren Beweisen die mathematische Evidenz abging; er verwechselte offenbar das bloß Richtige eines Rechenexempels mit dem was den Namen des Wahren verdient. Neun Jahre lang war Kant in drei verschiedenen Familien Hauslehrer auf dem Lande, zuletzt in der Familie eines Grafen Kayserling, der den Winter über in der Stadt lebte und dessen Gattin, eine geborne Reichsgräfin von Truchseß zu Waldburg, einen geistvollen Kreis um sich versammelte. Hier erhielt Immanuel Kant den Schluß weltmännischer Sitten, deren Feinheit und Grazie seinem eigenen Sinne entsprach. Man rühmte an seinen Umgangsformen, an seiner Erscheinung in der Eleganz ausgewählter und doch unscheinbarer Kleidsamkeit, und was noch mehr sagen will, auch an seinem Er-

zählungston das Muster gesellschaftlicher Bildung. Was Naturell oder Angewöhnung darin war, erschien doch wie ein Facit seines räsonnirenden Calculs. Mit diesem Verstandes-calcul glaubte er auch alle Stoffe der Welt, alle Elemente der Vergangenheit und Gegenwart, ja die Zukunft sammt den Geheimnissen Gottes bezwingen, d. h. wie er's meinte: ausrechnen zu können. Kam er darin zu einem negativen Facit, so stand es schlimm, wie er sagte, mit den Factoren, die ihm dazu verhelfen gesollt und ihn im Stiche gelassen. Das Loch a priori im Boden seiner Rechnung merkte er Anfangs nicht; er gab es auch später nicht zu, räumte aber ehrlich die leere Stelle ein und suchte die Lücke von hinten her zu stopfen. Oder soll man sagen, er habe das Loch im Aermel wohl offen eingestanden, aber die leidige Nothwendigkeit von dessen Existenz behauptet, nachträglich aber nicht Glicken aufgesetzt, sondern von unten Tuch untergelegt, um die leider eingestandene Mangelhaftigkeit zu vertuschen! Ein armselig Glickwerk aber blieb bei alledem die gesammte Welt nach innen und außen. Kant in seiner Ehrsamkeit war nie frivol im Ganzen und Großen, höchstens nahm seine Casuistik in einzelnen kleinen Fällen diesen Anstrich; zu den kleinen Fällen gehörte freilich auch das Interesse für das schöne Geschlecht, das er fast zu den nothwendigen Nebeln in Anbetracht der Fortsetzung der Menschheit rechnete, oder wenn er z. B. pedantisch clausulirte, ob die künstliche Kuhpockenimpfung als Eingriff in die Rechte der Natur sittlich berechtigt sei. Mit der Zeit nahm bei steigendem Ruf und wach-

senden Triumphen sein heller Kopf mit dem breiten edigen Denkkasten, der gesenkten Haltung und dem vorsichtigen Ausschauen der blauen klugen Augen den Anstrich einer Siegesgewißheit, einer stets lächelnden Sicherheit an, die sich freilich stets sehr vorsichtig und weise hinter den Grenzen solider Bescheidenheit hielt. Die festesten Entschlüsse seines Denkens begrenzte Kant doch allezeit so sehr, daß sie nie die Annahme des Abschlusses, wie bei Hegel, verriethen, sondern wie neue Fragezeichen in die Arbeitsamkeit kommender Zeiten und Geister hinausragten. An riesenhafter encyclopädischer Arbeitsamkeit waren Beide sich gleich, Beide gleich tief in der Führung dialektischer Denkprocesse; aber Hegel war plump und Kant sehr fein, wenn auch pedantisch und prüde. Die gediegene Grazie seines Wesens muß auch persönlich einen Zauber ausgeübt haben. Ohne den Fanatismus der heranrückenden Sturmzeit zu theilen, — er verrechnete sich auch, wie Klopstock und Andere, in seiner Zuversicht zur französischen Revolution, — faßte er doch sympathisch, aufmerksam bis in seine feinsten Nerven Spitzen, die Extreme der Zeitgedanken und Zeitereignisse ins Auge, ihre logische Nothwendigkeit fest, kühl und besonnen sich zusammenlegend, in stiller Zuversicht und Hoffnung auf nicht ausbleibende Harmonie aller Kräfte, selbst wenn sie, mit Sturmwind losgelassen, einen Vernichtungskampf gegen einander begannen. Schon 1784, noch ohne alle Ahnung eines politisch sich entwickelnden Kosmopolitismus, schrieb Kant seine „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“. So vorgreifend tastete

er sich in seinen abstracten, von außen unberührten Gedankengängen dem Idengehalt der kommenden Zeit beim Ausgang des Jahrhunderts entgegen. Der Philosoph der Aufklärung aus König Friedrichs Epoche war ein Weltbürger, ein deutscher Kosmopolit.

Mit den Hauptdaten im Leben Friedrichs des Großen lassen sich auch Kants Lebensmomente bequem zusammenfassen. Kurz vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges begann Kant seine fünfzehnjährige Privatdocentschaft an der Hochschule zu Königsberg, die er 1740, im Jahre, wo Friedrichs Regierung begann, als Student bezogen hatte. Seine erste, 1746 erschienene Schrift von Belang hatte und hat noch die Wichtigkeit, daß sie sich gegen eine bloß mechanische Auffassung der Materie erklärte. Er entwickelte darin die Theorie des Himmels, das System der ewigen Bewegung der Sterne nach einfach festem, ruhigem Gesetz. Er hätte dies Gesetz, diesen *voûs* der Welt, leicht für Gott erklären können, um die Nothwendigkeit des Daseins eines göttlichen Wesens schon auf dieser Stufe, im Reiche der Natur, für bewiesen zu halten. Es giebt eben deshalb schon einen Gott, weil die Natur kein Chaos sein kann. Kant war zu bescheiden, um seine ewige Analyse schließlich mit der Dreistigkeit Hegels in eine Synthesis zu verwandeln. Immer wollte er nur lehren, wie man lernen müsse, immer nur anleiten zum Philosophiren, nie systematisch eine Philosophie geben, die Hegel wie in Kataomben abschloß.

Kants Vorlesungen wurden in Königsberg zur Mode,

zur Leidenschaft für alle Stände; polnische Starosten zogen herbei, daran theilzunehmen; ein Prinz von Holstein-Beck, Militärcommandant, war eifriger Zuhörer; bei der langjährigen Besetzung der Stadt von russischen Truppen geizten die Generale des damals feindlichen Heeres nach deutscher Aufklärung aus Kants Munde; eine ganze Reihe preussischer Staatsmänner hat bei ihm dauernd ihre Schule gemacht. Ganz unbekümmert um die kriegerischen Stürme, die um Schlesiens willen ganz Deutschland durchtobten, ja halb Europa erschütterten und die Existenz des Staates Preußen fraglich machten, — ganz unbekümmert um solch äußeres Weltgewühl, säete Kant im kühlen, ruhigen Königsberg die Körner seiner reinen, d. h. abstracten Vernunft, Körner, die vielleicht später in langer Friedenszeit, wo Preußen und Deutschland ausruhten, weit rascher und segensvoller aufgegangen wären, hätte der König der Aufklärung mit dem Magister der Aufklärung gemeinsam sein Werk vollführt. Im Jahre des Hubertsburger Friedens, 1763, concurrirte Kant bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in Beantwortung der Frage „über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral“. Er erhielt das Accessit, Moses Mendelssohn den Preis. Die Achtung Beider blieb gegenseitig, die Nichtachtung Beider von Seiten des Königs gleich groß. Deutsche Kräfte, auch wo sie am Werk der Aufklärung gemeinsam arbeiteten, hielten sich wie Atome getrennt; — was Wunder, daß der Segen ausblieb, um das Geschlecht im Ganzen und Großen zu erfassen und der Na-

tion zur durchdringenden, auch politisch fertigen Gestalt zu verhelfen! Der Tod des Königs fiel in Kants erstes Rectorat; die Guldigungsrede, die er dem Nachfolger bei seinem Erscheinen in der alten Krönungsstadt hielt, wurde von Friedrich Wilhelm II. mit Hochachtung und Anerkennung erwidert, denn der neue König bedurfte zu seinem Regiment des alten Ruhms auch auf dem Felde des Wissens, um die trockene Härte des alten verknöcherten Systems zu lösen und zu mildern.

Es fehlte auch sonst nicht an einigen Gunst- und Gnadenbezeugungen unter dem neuen Herrscher; allein keine acht Jahre vergingen und die Arroganz eines königlichen Religionsedicts suchte allen Fortschritt des Jahrhunderts zu verhindern, die Freiheit der Forschung zu beschränken, für den französischen Umsturz die deutsche Wissenschaft verantwortlich zu machen und die Aufklärung, als angebliche Quelle der Revolution, statt sie wissenschaftlich in sich selbst sich ausleben und sich widerlegen zu lassen, polizeilich zu verbieten. Auf König Friedrich war sein Gegensatz, aber im schlimmen Sinne, gefolgt, auf einen Spartaner ein Sardanapal, auf die liberale Despotie eine weichliche Auflösung der harten Bucht und Sitte. Ein Rückschlag von Friedrich war nach menschlichem Ermessen nothwendig, Preußen war zu jäh emporgeschneilt, um sich auf dieser festen und angemessenen Höhe zu behaupten; aber ein Rückschlag zur Herrschaft der Genußsucht und Schlemmerei, in deren Zügel jederzeit gern die Heuchelei der Pietisten greift, konnte nur zur innern Vernichtung

führen. Das königliche Rescript mit Wöllners Unterschrift, das auch Kant in das Religionsedict einbegriff, datirt vom 1. October 1794; es verdient in unserer Schilderung als Document deutscher Entwicklung herangezogen zu werden. Auf die Nichtbeachtung deutscher Wissenschaft und Litteratur von Seiten eines französisch seinem Volke entfremdeten Königs folgte von oben herab die gänzliche, noch um vieles mit mehr Hochmuth und Umaßung gewappnete, dreiste Geringschätzung deutscher Geisteskraft und Arbeit. „Unsere höchste Person“, heißt es darin, „hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Bessern versehen; da Ihr selbst einsehen müßet, wie unverantwortlich Ihr dadurch Eure Pflicht als Lehrer der Jugend verletzt, und gegen Unsere, Euch sehr wohl bekannten landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzterjeni-

tenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.“ — Ab extra stand als Adresse auf dem Erlaß: „Dem würdigen und hochgelahrten Unserem Professor, auch lieben, getreuen Kant.“ — Gleichzeitig wurden alle theologischen und philosophischen Docenten in Königsberg durch Namensunterschrift verpflichtet, über Kants Buch keine Vorlesungen zu halten; neu ernannte Professoren mußten einen Revers ausstellen, nichts vorzutragen, was dem Religionsedict zuwider laute.

Welchen innern Kampf der Altmeister der Aufklärung bestand, als er seit 1795 seine Collegien auf Logik und Metaphysik beschränkte, bezeugt ein aus seinem Nachlaß von Schubert im Leben Kants mitgetheilte Zettel folgenden Inhalts: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Unterthanspflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“ Dazu gehört, was er schon 1766 in einem Briefe an Mendelssohn über seinen „Charakter der Aufrichtigkeit“ schrieb: „Zwar denke ich vieles mit der allerklärtesten Ueberzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke.“ In seiner Scheu, schädlich zu wirken, nicht in Menschenfurcht lag der Grund dieser seiner Gesinnung. Hatte er doch schon in der zweiten Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft“ manches, was allzu grell gegen die offenbarte Re-

ligion verstieß, fallen lassen, dergestalt daß in unsern Tagen Arthur Schopenhauer gegen das Gewebe von Widersprüchen in Kants Lehre eiferte und Rosenkranz in der Gesamtausgabe der Kant'schen Werke sich entschloß, die erste Abfassung jenes Grundbuchs im Druck wieder aufzunehmen. Zarte Besorgniß und Furcht vor übertreibenden Folgerungen aus seiner Lehre war es auch wohl, wenn sich Kant auf das bloße Gerücht hin gegen Fichte erklärte und dessen Wissenschaftslehre als Irrthum verwarf. Seine Rechtfertigungsschrift auf den königlichen Erlaß wider ihn veröffentlichte Kant erst vier Jahre später, nach dem Tode des Königs. Sie ist umfassend, gründlich, ehrenhaft und zugleich klug. Er widerlegt daß sein Buch, das „gar keine Würdigung des Christenthums“ enthalte, eine „Abwürdigung desselben“ verschulde. Das Wesentliche einer Religion bestehe in dem „moralisch Praktischen“, wogegen „das, was wir auf historische Beweisgründe zu glauben Ursache haben (denn hierbei gelte kein Sollen), d. i. die Offenbarung, als an sich zufällige Glaubenslehre, für außerwesentlich, darum aber doch nicht für unnöthig und überflüssig angesehen wird, weil sie den theoretischen Mangel des reinen Vernunftglaubens zu ergänzen dienlich“ sei. Die Zusammenstimmung des Christenthums mit dem reinsten moralischen Vernunftglauben sei die beste und dauerhafteste Lobrede auf dasselbe, und eben dadurch, nicht durch historische Gelehrsamkeit, sei „das so oft entartete Christenthum immer wieder hergestellt.“ — Es war Treue gegen sich selbst, wenn Kant dabei blieb, es sei besser, wenn die Philo-

sophie der Theologie die Fackel vor-, nicht ihr die Schleppe nachtrage; die Philosophie hat ihren Anker in sich selbst. Für Alles, was er gelehrt, lautet Kants Rechtfertigungsschreiben am Schluß, werde er mit seinem 71. Lebensjahre nun wohl bald einem Weltrichter als Herzenskundiger Rechenschaft ablegen, was er mit Gewissenhaftigkeit thun könne. „Als getreuester Unterthan der Majestät seines Landes“ erklärte er aber feierlichst, sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge und Schriften, die Religion betreffend, gänzlich zu enthalten. Und jenen Ausdruck wählte er, nach seinem eigenen Geständniß, wohlweislich, damit er nicht der Freiheit seines Urtheils in diesem Religionsproceß auf immer, sondern nur so lange Se. Majestät am Leben, entsagte. Er nahm es also für einen, speciell aus der Persönlichkeit des damaligen Monarchen herfließenden Handel, nicht für eine nach menschlichem Ermessen nothwendige Reaction des unter Friedrich allzu fest und ohne Scheu vor Göttern und Menschen herausgekehrten Fortschritts in Preußen.

Wohl möglich, daß seit dieser Bedrängniß der freien Wissenschaft das siegesgewisse Lächeln im Antlitz des greisen Magisters schwand. Er hatte mitten in den Stürmen des siebenjährigen Krieges, selbst unter den russischen Bajonetten, ungestört nach dem Ding-an-sich forschen können, und nun sollte er, weil das Königthum Angesichts der französischen Revolution für seine Existenz zitterte, die Diogeneslaterne, mit der er das Absolute am hellen lichten Tage Zeitlebens gesucht, wenn auch nicht gefunden, plötzlich auslöschen!

Vollständig apathisch gegen den Lärm der äußern Welt, hatte er bisher auf seinem Katheder gesessen; — wäre Ostpreußen russisch geworden und geblieben, er hätte vielleicht ebenso ruhig weiter geforscht und mit ganz abstractem Del seine deutsche Lampe weiter genährt und gespeist; — und nun sollte sein Denkproceß theilhaben an der Verworrenheit, die „draußen“ in der Welt heranstürmte, seine Philosophie Rücksicht nehmen auf die Verlegenheiten der Throne und Fürsten! Staat und Philosophie waren beide gleich abstracte Dinge geworden in Deutschland, gleich sehr dem Schooß des volksthümlichen Lebens entfremdet, und statt sich nun die Hände zu reichen, um sich zu helfen in ihrer Noth, beseindeten sie sich, und die Philosophie sollte verantwortlich sein für den Umsturz des Staates, der nach fremdem Muster zur hohlen Maschine einer angeblich liberalen Despotie über sklavische Unterthanen geworden war!

Das trübte zweifelsohne das Alter Kants, störte die Zeit- lebens mit pedantischem Eifer festgehaltene Regelmäßigkeit seiner Haltung und Stimmung. Er hatte sonst Alles gethan, um in seiner Junggesellenwirthschaft jede Störung unmöglich zu machen. Die Befürchtung, ein eheliches Leben, diese systematische Gemeinschaft mit einem Frauenzimmer, würde das regelrechte Behagen seiner höchst weise eingetheilten Lebens- und Tagesordnung beeinträchtigen, hatte ihn vor diesem „Institut“ bewahrt, dessen raison, wie er definierte, in der Mission der Fortpflanzung, und dessen Rechte und Pflichten in der „gegenseitigen Benützung der Geschlechtseigen-

schaften“ bestand. Aus „reinen“ Vernunftgründen war er in der That in seinen mittleren Jahren zweimal nahe daran gewesen, die abstracte Freiheit seines persönlichen Junggesellen-Ichs zu opfern. Eine junge Wittwe von auswärts, zum Besuch bei Verwandten in Königsberg, erzählt man, hatte einen „Reiz mit Interesse“ auf ihn geäußert. Das „Schöne“ definirte Kant als das, welches unser „Wohlgefallen ohne alles Interesse“ erzeuge. Plötzlich fühlte er für die junge Wittwe ein Wohlgefallen mit dem entschiedenen Interesse, den Gegenstand, der ihm diese Empfindung einflößte, zu besitzen. Allein seine Gewissenhaftigkeit legte ihm zuvor das Rechenexempel vor, seine Einkünfte bei den muthmaßlich zu vermehrenden Ausgaben für solchen Fall zu prüfen, und diesen Calcul machte er so gründlich und gediegen, daß die lebenswürdige Wittwe, bevor sein Facit fertig war, sich schon anderweitig umgethan und verheirathet hatte. Ein zweites Mal war er einem jungen Mädchen gegenüber ein eben so schwieriger Calculator, so daß die Neigung ebenfalls in abstracto verblieb. Die Einbuße an Familienleben verschuldete zum Theil auch vielleicht seine profane Auffassung der Ehe. Ihm war das naturgerechte und das romantische Bedürfniß der Creatur, die nach Befreiung vom vereinzelter Ich wie nach Erlösung schreit, ein unbekanntes Ding, entweder ein Konsens oder eine Unbedeutendheit bloß sinnlicher Regung, von der er kaum Notiz nahm. Sein Lampe, der ihm dreißig Jahre lang treu gedient, ihn dreißig Jahre lang täglich um fünf Uhr geweckt, um ihm täglich die thönerne Morgenpfeife zu stopfen

und Fidibus dafür gefalzt, dieser Lampe war schon lange Jahre verheirathet, ohne daß sein Herr eine Ahnung davon gehabt, bis dieser plötzlich, als er bereits ein zweites Mal in den heiligen Ehestand treten wollte, zu seiner Ueberraschung diese Entdeckung machte. In diesem Lampe hatte der weise Magister sich aber auch sonst noch getäuscht. Lampe war nicht bloß ein heimlicher Ehemann, er war auch ein heimlicher Säufer. Nach dreißig Jahren machte der Philosoph, der kein Ding-an-sich, sondern nur dessen Erscheinung begreifen wollte, diese zweite Entdeckung, und zwar dergestalt, daß er sich des Trunkenbolds, der ihm eines schönen Tages in taumelndem Zustande hart zu Leibe ging, kaum erwehren konnte. Von Lampe, der in dessen Folge sein Haus verließ, hat Kant nie wieder reden und hören mögen, und als er sich dennoch entschloß, ihm ein Almosen zuzuwenden, geschah's unter der Bedingung, ihm nie wieder vor Augen zu treten.

Die hohe Arbeitskraft seines Geistes blieb unausgesezt in Thätigkeit bis an sein Lebensende, den 12. Februar 1804, obschon die zunehmende Schwäche seiner Sinne Schonung gebot. Auch über die Länge des Lebens suchte seine Denkfraft gebieten zu können; zu Hufelands „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“, schrieb er gleichsam als metaphysische Ergänzung die Abhandlung „Von der Macht des Gemüthes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“. Beim Beginne des abermals neuen Regiments in Preußen, das nicht besser als mit der Aufhebung des Religionsedicts zum Scepter greifen konnte, entschädigte

sich der greise Kant für die Schmach des langen Schweigens in Sachen der Freiheit der Wissenschaft. Er behauptete, die reine Vernunft sei nicht so leicht, sich zuzutrauen, in Sachen der Religion sich selbst genug sein zu können, aber sie fordere, daß man ihr den übernatürlichen Beistand des Heils erst darbiere, wenn sie mit ihrer Weisheit Mathäi am Letzten stände.

Das war wieder, wie Rosenkranz äußerte, der Januskopf an der Philosophie des Alten. Kant erklärte den Bankerott der bisherigen Philosophie für Vergangenheit und Gegenwart, aber er hielt ihr die Möglichkeiten offen, selbst wenn er keinen Rath mehr wüßte, wie die in eine Sackgasse verlaufene Kritik ohne Umkehr einen Ausweg finden könne. Daß das große Zeitalter der deutschen Aufklärung trotz seiner Charakterkraft bankerott wurde an der Erforschung der Heilswahrheiten des Lebens, die Titanen des alten Jahrhunderts den Himmel wohl anstürmen, aber nicht überwältigen und erobern konnten, wird wohl damit erklärbar, daß in und trotz ihrer subjectiven Kraft sich zugleich die objective Unzulänglichkeit ihres Thuns verrieth. Sie wollten die Wahrheit als ein Product ihrer eignen, atomistisch vereinzelter Schöpferkraft erzeugen, Himmel, Hölle und Erde sollten die Kinder ihres eignen Willens sein, während die Wahrheit im Raum der Natur und des Geistes ein Object ist, in das sich einzuleben Sache und Arbeit des Einzelwesens ist. Sie übersprangen die Elemente, die zwischen Individuum und Menschheit liegen, knüpften ihr Herz ans allgemeine Weltenherz, erkann-

ten nicht einmal ein Volk an, das sich social und politisch seinen eigenen besondern Heerd zu erbauen hat, um auf gegebener Scholle die höchsten Güter des Lebens zur Erscheinung zu bringen, unterwarfen sich keinem Gesetze der Mutter Natur, keinem Gesetze eines allgemeinen Volkswillens, beugten sich keiner Satzung, keiner Sitte, die nicht ihr eigenes Ich sich erst selber geschaffen. Und während noch Goethe von einer Weltliteratur träumte, zerfiel schon um ihn her die Sache des Fortschritts der besondern Freimachung des eignen Volkes, wie sie Schiller im Zell gesungen und gelehrt. Die Sache der Wahrheit und der Freiheit mußte erst Sache des eignen Volkes werden, bevor sie zur Sache der Menschheit wurde. Dieser Rückschlag war eine Nothwendigkeit, wie immer, wo sich der Fortschritt ins Weite, ins Bodenlose verirrt, sich aller national und geschichtlich gegebenen Stoffe und Bedingungen entschlägt. Die Ideen aber werden mit dem neuen Jahrhundert mächtiger als die Menschen und die Charaktere. Dies lehrt die Reihe der Gestalten, die nach den Männern der Aufklärung dem Schooß unserer Nation entstiegen.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Vork) in Leipzig.

Gustav Kühne's
Gesammelte Schriften.

Fünfter Band.

Deutsche Charaktere.

2. Theil.

Leipzig,

L u d w i g D e n i k e.

1864.

Deutsche Charaktere.

Von

Gustav Kühne.

Zum ersten Male gesammelt.

Zweiter Theil.

Aus dem Zeitalter der Revolution.

Leipzig,

Ludwig Denicke.

1864.

Vorwort.

Der erste Band dieser Charakterbilder umfaßte die vier Hauptgestalten der deutschen Aufklärungsepoche: Friedrich den Großen, Lessing, Moses Mendelssohn und Kant. Ihnen folgen jetzt Männer aus der Revolutionszeit, Kaiser Joseph an ihrer Spitze. Er hat jedoch nicht, wie sein großer Vorgänger, Denker und Dichter zu seinem Mit- und Nachfolge; wir haben ihm nur den Musiker, den Vertreter einer Kunst zur Seite zu stellen, die mit ihren Beschwichtigungen einen politischen und socialen Umsturz eher begünstigt als aufruft. Waren es ausschließlich Männer des deutschen Nordens, die sich um König Friedrich gruppiren, so durfte neben

VI

Kaiser Joseph um so weniger sein Mozart fehlen, um den deutschen Sünden zu vertreten. Von den Genossen der sogenannten Sturm- und Drangperiode, diesen deutschen Vorläufern der Revolution, habe ich Klingler, Forster und Hölderlin als Diejenigen hervorgehoben, die nach Osten und Westen hin uns verloren gingen oder in sich selbst den Untergang fanden.

In das Gefühl der Nothigung, einen musikalischen Künstler zu zeichnen, mischte sich, Kennern gegenüber, für mich eine erklärliche Schüchternheit. Ich will jedoch offen eingestehen, daß die norddeutsche Musik in der jetzt vielfach überschätzten Richtung Händel's und Bach's mit ihrer protestantischen Magerkeit und Nüchternheit nach meiner Ansicht kaum in Betracht kommt gegen die musikalische Fülle des katholischen deutschen Südens. Daß ich Glück geradezu einen Oesterreicher nenne, ob- schon ihm München — das auch Orlando Lasso zu den Seinigen zählt! — als gebornem Oberpfälzer die Bildsäule setzte, wird weniger beanstandet werden, wenn man bedenkt, daß der Sohn des Lobkowitzischen Jäger- meisters nicht bloß in Prag seine Studien machte, sondern auch in Wien seine bedeutendsten Opern schrieb,

VII

in Paris als Marie Antoinettens Günstling gegen die Piccinisten seine Kämpfe bestand und schließlich wieder in Wien heimisch wurde. Oesterreich hat in der Tonkunst seine wesentliche Bethheiligung am Werke deutscher Cultur, eine Bethheiligung, die sich nicht blos mit Gluck, Haydn und Mozart bethätigte, nicht blos in Franz Schubert von heute sich fortsetzte. Auch Beethoven, der Rheinlandsjohn, ist ohne seinen Platz in Wien gar nicht denkbar als Musiker, und selbst Karl Maria v. Weber in unsern Tagen ist nur nach seiner zufälligen Geburt dem Lande Holstein, nach Familienabkunft wie in seinem ganzen Wesen als Mensch und Künstler Oesterreich zugehörig. Ein Lessing, ein Kant konnten auf österreichischem Boden nicht erwachsen; leider gingen Beide für die Entwicklung der Cultur in Oesterreich fast spurlos vorüber; um so mehr aber lieferte dies Land und dieser Stamm in der Musik seine Ergänzung deutschen Lebens. Geschah mein Versuch, Mozart's Gestalt als Mensch und Künstler zu schildern, mit einer Ausführlichkeit, auf die sein äußerlich einfaches Leben kaum Anspruch macht, so mag das freilich die Vorliebe verrathen, den norddeutschen Denkern aus der Auf-

VIII

klärungszeit einen süddeutschen Empfindungsmenschen des vorigen Jahrhunderts gegenüberzustellen und neben deutscher Philosophie deutsche Musik in die Waagschaale zu legen. Nichts charakterisirt Preußen schärfer als Kant, nichts Oesterreich bestimmter als Mozart. Beide aber gehören wie zwei Endpole zusammen zur Erdaxe deutscher Cultur.

Dresden, d. 6. März 1864.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Kaiser Joseph 1

II.

Mozart 63

III.

Klinger 147

IV.

Georg Forster 179

V.

Friedrich Hölderlin 233

Gustav Kühne.

Deutsche Charaktere.

I.

Kaiser Joseph.

I.

Kaiser Joseph.

Als man ihm in Wien ein Standbild errichtete, da hoffte man, sein Geist werde dann nicht mehr umgehen im Volk, und meinte ihn so zu beseitigen und beizusetzen. Aber er war im Herzen des Volkes beigesetzt, und das Herz eines Volkes ist ein Mausoleum, das seine Mauern zum Auferstehungsfest der Todten allzeit gern wieder öffnet. Unter den böhmischen Bauern lebte noch lange der Glaube, Kaiser Joseph sei gar nicht todt; aber man hielt ihn, sagten sie, irgendwo unterirdisch in Banden. Wenn alte greise Leute in Böhmen sich das zuflüsterten, halb schüchtern, halb mit verstocktem Troß, dann schüttelten wohl Manche das Haupt, hörten es aber doch gern, wenn Andere sehr weise thaten mit ihrer fixen Idee; Alle aber, wenn sie überlegten was zu thun sei, hatten ein geheimnißvolles, blödes Lächeln, denn das Unglück der Zeiten lag mitten auf dem schönen Traum wie ein Alp auf schlaftrunkenen Sinnen. Gab es doch unter uns Leute, die an Napoleon's Tod nicht glaubten und ihn bald in dieser, bald in jener Gestalt, zuletzt als Ibrahim Pascha, wieder erwarteten. Um wie viel mehr hing das

Volk in Oesterreich über Kaiser Joseph solchen Träumen nach, da Dieser den Herzen lieb gewesen war, ein Märtyrer großer Zwecke in ihm starb. Auf diese Weise war er ihnen aber erst recht zur bloßen Mythe geworden. Und seine kurze Herrschaft war auch für Oesterreich kein Morgen, auf den mit hellen wachen Augen ein Lebenstag folgte. Sein Thun und Wirken war mehr bei schwühlem Abend ein Wetterleuchten, auf das in dunkler Nacht und Ferne auf ganz andern Punkten ein volles Gewitter für die Menschheit heraufzog. Auf Joseph's Wetterleuchten von der Freiheit des Menschengeschlechts folgte in grauser Wildheit der Umsturz in Paris, dessen Blitze auch in Oesterreich einschlugen, aber ohne daß ihm die Wohlthat eines befruchtenden Gewitterregens zugutekam. Oesterreich hat seine Revolution erst in unsern Tagen nachgeholt; die Reform, welche Joseph mit ihm vornehmen wollte, verunglückte. In den Sturmtagen, wo Wien aufstand, weil es sich schämte, hinter Deutschland zurückzubleiben, drückte man dem ehernen Standbild Kaiser Joseph's die schwarzrothgoldene Fahne in die Hand. Aber was die deutsche Jugend aufpflanzte, rissen die Söhne des Kriegsgottes wieder herab. Die Fahne taugt auch nicht in der Hand eines Todten. Ein lebendiger Kaiser schwinde das Panier, das der Hand des großen Ahnen entglitt! Dann wird die Mythe vom Kaiser Joseph zur Wahrheit, sein gewaltsamer Germanisierungsproceß das langsame, aber unablässige Werk eines arbeitsamen Friedens werden.

Es thut gut, sich mit der wirklichen Gestalt Kaiser Jo-

seph's heute von neuem zu beschäftigen. Die Leidenschaft beider Parteien hat sein Bild entstellt. Die gelehrte Wissenschaft hat ihn frostig behandelt, die officiële Politik Oesterreichs seine Regierung zu einem System von Widersinnigkeiten gemacht, während das Volk ihn als seinen Liebling glorificirte, ohne zu wissen, was es an ihm hatte. Oesterreichische Volkskalender brachten den Wienern fortgesetzt Anekdoten vom Kaiser. Fünfzig „geheime Anekdoten von einem der größten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts“, 1799 von der Censur verworfen, wagten sich selbst unter Metternich in den Druck. Schuselka brachte unter sächsischer Censur drei Auflagen der Briefe des Kaisers. Die Litteratur über Kaiser Joseph hat nie aufgehört; aber erst jetzt läßt sich frei erläutern, was von Joseph's Plänen wirklichkeitsfähig gewesen. Seine Absichten waren die edelsten, aber seine Maximen waren gewaltsam, weil zwischen seinem Willen und der Befähigung seiner Völker eine weite Kluft lag. Ein Titus, der mit Neronischer Gewaltsamkeit der Menschheit seinen Glückseligkeits Traum verschaffen möchte, ist ein Widerspruch gegen sich selbst, und doch haben wir an Kaiser Joseph diesen lebendigen Widerspruch auf dem Throne, wenn wir zusammenfassen, was er als Mensch gedacht, gefühlt, gewollt, und was er als Fürst versuchte und wagte. Erst jetzt ist, was zu Joseph's Zeit ein Wagniß war, ein freies und ein einiges Oesterreich, zur Nothwendigkeit geworden. Joseph's Nachfolger waren nicht Erben seines Geistes; sie waren nur Erben einer grenzenlosen Verwirrung in allen Formen, allem Inhalt, allen Begriffen, sie

waren Erben einer Auflösung aller nationalen Bande zu einer Zeit des französischen Umsturzes, in welchem nicht bloß die Monarchie, sondern auch Gott auf seinem Throne fraglich wurde. Diese Verworrenheit in Oesterreichs Zuständen war die nothwendige Folge der Josephinischen Maximen, mit denen man ernten wollte, wo noch nicht gesäet war, säete, ohne den Boden vorher durchpflügt zu haben. Oesterreich trug in allen seinen Elementen die Nöthigung zu Rückschritten in sich, weil der bezweckte Fortschritt die großartige Liebhaberei eines Fürsten, die schwärmerische Laune eines einzigen edeln Herzens war. Erst jetzt ist die Sache Joseph's zur Sache der Menschheit in Oesterreich geworden. Jetzt, nachdem Blut geflossen ist für die Freiheit und für die Deutschheit Oesterreichs, jetzt erst ist die Frage reif zur Antwort, jetzt erst ist die Zeit da für einen Nachfolger Kaiser Joseph's, wosfern er der Erbe seines Geistes und seines Herzens, nicht bloß der Besitzer gesammelter Königreiche ist.

Franz Schuselka hatte die dritte Ausgabe der Briefe Kaiser Joseph's, wie er sagt, „zeitgemäß eingeleitet und erläutert.“ Sein Vorwort, seine Zwischenreden und sein Nachwort erhoben eine Beklage über die Bestrebungen, Joseph's großes Werk zu Grunde zu richten. In der Geschichte geht nichts was Kern hat zu Grunde. Taucht es auch eine Zeit lang unter, so hat es diesen zeitlichen Tod verdient, und duldet ihn nur um neu und geläutert wieder aufzuerstehen. Daß Joseph nicht vergebens gelebt, wollte Schuselka damit beweisen, daß es ja noch ein mächtiges Oesterreich

gebe. Er sagte, Oesterreich sei ein todter Körper gewesen, erst Joseph habe ihm Leben und Lebensbewußtsein eingeflößt und die schlummernden Kräfte seiner Völker geweckt. Dieser Körper könnte also nicht todt, er kann bloß schlafend gewesen sein. Ein Fürst giebt einem Volke nicht den Geist, da er selbst nur ein Theil des Körpers ist und die Seele im Ganzen, nicht im Theile steckt. Aufgeweckt hat Kaiser Joseph die Kräfte, aufgerufen, sogar aufgewiegelt hat er die Lebensgeister, aber wie der Zauberlehrling hat er die halbawachen und durcheinandertaumelnden Schläfer nicht wieder bannen können, obschon er auch das am Ende seines Lebens nothgedrungen versuchte. Es sei gewiß eine wundervolle Fügung, sagte Schuselka, daß dieser Kaiser gerade zur Zeit erschien, als Oesterreich in der äußersten Gefahr der Auflösung gewesen. Deutschland, das deutsche Reich war jedoch bereits in völliger Auflösung begriffen, als Joseph selbständiger und wirklicher Herrscher wurde; der siebenjährige Krieg hatte die letzten oberflächlichen Bande gelöst, nachdem der dreißigjährige die Grundsäulen des alten kaiserlichen Deutschlands durcheinander gerüttelt. Was in Oesterreich noch an Licht und Leben vorhanden sei, sagte Schuselka vor der Märzrevolution, das verdanke man Joseph. Wir wollen das Licht bei Seite lassen, das vor den Märztagen in Oesterreich betteln ging, aber wir wollen vom Leben reden. Auch ist Leben mehr als abstractes Licht, Leben ist Farbe. Das Leben kann in einem Volke bis zum bloßen Vegetiren heruntersinken und diese Vegetation kann noch immer eine blühende sein. Hält diese bloße Vegetation der

Volkskräfte sehr lange an, so liegen die Quellen der nationalen Wohlfahrt entweder sehr tief oder wenigstens ganz wo anders, als unser vormärzlicher Liberalismus meinte. Was aus Oesterreich geworden wäre, hätte Joseph den französischen Umsturz am Ende des Jahrhunderts erlebt? Eine müßige Frage. Aber einmal aufgeworfen, muß man sagen: Oesterreich hätte sich in dasselbe Chaos wilder Elemente aufgelöst, dem es in unsern Tagen in die Arme zu laufen drohte.

Wie ein Neuerstes das entgegengesetzte Neuerste fordert, so trugen Joseph's Maximen die Nöthigung in sich, in ihr Gegentheil umzuschlagen, und er selbst, hätte er länger gelebt, war gezwungen in alte Geleise wieder zurückzulenken. Gleich nach seinem Regierungsantritt erklärte Leopold der Zweite, an die kirchliche Verfassung nicht weiter Hand anlegen zu wollen, den weltlichen Behörden nicht weiter zu gestatten in die Gerechtsame der Geistlichkeit einzugreifen. Das sieht nach einer Nöthigung aus, die auf nationalem Boden wurzelt, eine Nöthigung, die sich noch heutzutage wiederholte, indem man in Oesterreich die Rechte der katholischen Geistlichkeit nicht bloß verfassungsmäßig feststellte, sondern im Concordat als Staat im Staate sanctionirte. Leopold ging noch weiter und stellte den Bischöfen anheim, an der Josephinischen Gottesdienstordnung nach Gutdünken zu ändern. Das klingt sogar wie Furcht vor Gewalten, die der Herrscher nicht bezwingen zu können schien. Ein klügerer Nachfolger Joseph's hätte vielleicht von den Neuerungen soviel aufrecht erhalten, als der weltlichen Oberherrschaft frommte, und was

Leopold preisgab, hielt in der That Franz wieder sehr ruhig und kaltblütig fest. Alles aber bewies nur, daß die Sitte mächtiger ist als das Gesetz. Zimmermann zu seiner Zeit, in seinem Buche über die Einsamkeit, lobte höflich den Josephinischen Regierungseifer in religiösen Dingen und sagte, der Kaiser habe den Katholicismus von aller Unvernunft gereinigt und schiene Luther's Reformation der Deutschen vollenden zu wollen. Vom Wollen aber ist bis zum nächsten Schritt, zum Thun, ein großer Spielraum, und die Art der Ausführung edler Absichten ist so wichtig wie diese Absichten selbst. Der nüchterne Berliner, Nicolai, kam zu Kaiser Joseph's Zeit und kritisirte die österreichischen Zustände in den achtziger Jahren. Joseph sei kein Luther, sagte er einfach und richtig, Luther's Werk sei von unten auf gebaut, aus dem Volke erwachsen, und das Volk sei dazu das Fundament. Joseph's Neubau fing in der That vom Giebel an. Durch Decrete läßt sich kein Volk reformiren, und Friedrich des Zweiten Wort, Joseph thue immer den zweiten Schritt, bevor er den ersten gethan, war eine schlagende Wahrheit für die Josephinischen Reformen. Auch Friedrich's Aeußerung, Joseph habe mit der Begierde des Lernens nicht die Geduld, sich zu unterrichten, vereinigt, möchte treffen; den Grundfehler Joseph's sah er aber doch nicht ein: Joseph's Grundfehler bestand darin, in Friedrich ein nachahmenswerthes Vor- und Musterbild zu sehen. Das Herz hat andere Functionen als der Verstand, seine Ideale können nicht dieselben sein, denn es hat nicht dieselben Mittel, sie zu verwirklichen,

wie dieser. Der despotische Liberalismus war Beiden, war dem ganzen Zeitalter gemein, auch in Pombal, in Struensee lebendig. Aber Friedrich hatte ein leichtes Spiel, seinen aufriegerische Mannszucht gewöhnten Brandenburgern und Pommern den finanziell-militärischen Mechanismus seiner Ideen aufzunöthigen, während Joseph dieselbe abstracte Summe dessen, was er für wahr und heilskräftig hielt, dem feurigen Sanguinismus der Ungarn, der gemächlichen, in ihrem Priestermantel glücklich eingelullten Behäbigkeit der Brabanter zumuthete. Schon seit dem großen Kurfürsten waren in Preußen die ständischen Rechte eingeschlafen; es war leicht, sie in den alten Provinzen schlummern zu lassen, in Schlessien, einem eroberten Lande, das froh war, den Schlen-drian des Alten loszuwerden, die Privilegien nicht zu beachten, in Ostfriesland aber sie flug zu schonen. An den Kronen, die Joseph geerbt, klebten Rechte eifersüchtiger Völker der verschiedensten Zungen und Eigenarten. Er wollte das Beste der Menschheit, aber die Bruchstücke der Menschheit, über die er herrschen sollte, die Völker, forderten das Recht ihrer Gewohnheiten. Die Brabanter sagten: Wir wollen gar nicht frei sein, so frei wie der Kaiser will! Und die Ungarn waren empört, daß er sie gar nicht befragte, wie sie frei und glücklich sein sollten, ihre Landtage nicht berief, die Krone des heiligen Stephan nach Wien bringen, sich nicht krönen ließ, um ihnen keinen Eid zu leisten. Er hatte sich selbst den Eid geschworen, die Menschen frei von ihren Vorurtheilen zu machen; die Völker aber wollten hartnäckig in

ihrem alten Schlendrian glücklich sein. Das Herkommen, das er vorfand, war kirchlich aristokratisch, und das finanziell-militärische System seiner Freiheits- und Glückseligkeitstheorie grenzte an Demokratie, so wenig dieser Begriff schon damals diese Benennung fand. Seine Reformen hatten, als wenn es ihn divinatorisch trieb, fast den Anschein, als wenn er durch eine liberale Despotie der herandrohenden Revolution zuvorkommen, von oben herab durchführen wollte, was gleich nach ihm in Frankreich von unten her für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit vollzogen wurde. Noch auf dem Todtenbette nahm er für die Niederlande und Ungarn alle seine Neuerungen zurück, aber für das Gesammtreich der Monarchie sind seine Gesetze, obschon sie als Vorarbeiten scheiterten, doch vielfach Ecksteine geblieben, ob sie gleich von den Werkmeistern lange genug verworfen wurden.

In dem Josephinischen Steuergesetz war der leitende Gedanke, Grund und Boden müsse die Hauptlast der Staatsbedürfnisse tragen, und die Grundsteuer ganz gleichmäßig ohne Rücksicht auf Stand und Eigenschaft der Besizer vertheilt sein. Mitten in feudalen Verhältnissen, die sich dem Mittelalter noch nicht entwunden hatten, die Forderung des Naturrechts, die Forderung einer gleichen Besteuerung aufzustellen, war ein gewaltiger Gedanke, und die Größe eben reizte den Kaiser, nur daß ihm die Ruhe fehlte, diese Aufgabe auch nach ihrer Schwere zu wägen. Die Kühnheit seines Geistes wurde zur Verwegenheit, da Gewaltthatigkeit ersetzen sollte, wo stätige, nachhaltige Kraft allein zum Ziele führt. „Dieses wohlgemeinte Gesetz“, sagt

Schufelka, „verunglückte in der Ausführung vollständig. Es zeigte sich, daß die Vorarbeiten zu flüchtig, daß namentlich die Landesvermessung höchst unvollkommen und sogar zum Theil betrügerisch gewesen. Die Herrschaftsbefitzer schrieten über Verletzung ihrer wohlerworbenen Eigenthumsrechte, viele Bürger und Unterthanen klagten, daß sie jetzt mehr zahlen mußten als früher. Ueberall gab es Streit zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, und die zahllosen Feinde des edeln Kaisers erschöpften sich im bittersten Tadel über diese verunglückte Finanzoperation. Der Tod befreite den Kaiser von dem Schmerze über das Mißlingen eines so großen und schwierigen Unternehmens.“ Auch das Colbert'sche Sperrsystem in Handels- und Verkehrssachen hatte Joseph seinem preussischen Musterbilde nachgeahmt. Leopold hob das neue System gänzlich auf, Franz benutzte die Hauptgrundsätze davon und führte durch sie eine in vieler Beziehung preiswürdige Steuerregulirung durch. — Kaiser Joseph machte durch eine neue allgemeine Gerichtsordnung dem Proceßschlendrian ein Ende, er schaffte den alten Wust der mittelalterlichen Particularrechte so rasch wie möglich bei Seite; aber er ging allzurash damit zu Werke, während Friedrich klug genug war, die Privatrechte nicht zu kränken, wenn er ganzen Ländern ihre Gerechtsame vorenthielt. Kaiser Franz strebte seinem großen Onkel rühmlich nach und gab im Jahre 1811 auf Grundlage des Josephinischen Gesetzes ein vollständiges allgemeines bürgerliches Gesetzbuch von fast durchgängiger Musterhaftigkeit. Die Todesstrafe schaffte Joseph

ab und führte statt derselben das Schiffsziehen ein, eine Strafe, die das Mitleid mit den Gequälten bis zur Erbitterung gegen Recht und Gesetz steigerte. Die Gleichheit vor dem Gesetz führte Joseph so streng durch, daß es an Verhöhnung grenzte, wenn er Stabsofficiere und Mitglieder des Geheimen Rathes, Grafen und Barone des Reichs, gleich gemeinen Missethättern, mit geschornen Köpfen in der Verbrecherjacke und mit Ketten an Händen und Füßen in Wien zur Schaulust des Pöbels die Gassen lehren ließ. Was Wunder, wenn der Adel und die sogenannte bevorzugte Bildung nach Joseph's Zeit jede Wendung in den österreichischen Dingen benutzte, die alten Scheidewände zwischen Hoch und Niedrig mit einer erbitterten Eifersucht wieder aufzurichten! Das Lob, das dem Strafgesetzbuch ertheilt wird, welches Kaiser Franz im Jahre 1803 erließ, ist von sächsischen, selbst von preussischen Rechtskundigen mehrfach bestätigt. Hörte man dennoch in österreichischen Landen von Verschleppung der Prozesse, von Untreue heiliger Geheimnisse, von Nichtswürdigkeiten der Advocatur, von schmutziger Geldgier der Beamten, so war der Buchstabe des Gesetzes besser als der Usus. Und in der That, die Sitte in Oesterreich war mitunter noch schlechter als selbst das schlechteste Gesetz. Nicht die Regierenden lediglich klagte man an und ihre nothgedrungenen Maximen, ist etwas faul im Staate. Joseph's Geist, sieht er von seinem Sternenhimmel herab, könnte rufen: Stellet Euer eigenes Verhalten vor den inneren Richter und säubert den trüb gewordenen, fast erblichen Spiegel Eures Gewissens! Werfet

einen Blick in Euer Familienleben, lüftet die dumpfe Schwüle Eurer trägen Gewohnheit, geißelt Euch für den Kigel der Genußsucht, reiniget Euer System knechtischer Bedürfnisse und wälzet Euch nicht auf dem Pfuhl des schwelgerischen Wohlbehagens! Werdet zuvor Spartaner, wenn Ihr aus einem versumpften Capua erstehen wollt; reformirt Euch selbst, bevor es Euch nach großen, öffentlichen Reformen gelüftet! Die Freiheit ist kein Genuß; sie ist vor Gott und Menschen ein schwerer Dienst! — Dies gilt für die nachmärzlichen Oesterreicher so gut wie für die vormärzlichen.

Es war ein schöner Zug Kaiser Joseph's, von den Herrlichkeiten der deutschen Natur und des deutschen Gemüths so erfüllt zu sein, daß er dieser Herrlichkeiten alle Völker seines Reiches theilhaftig machen wollte. Aber dieser Germanisierungsproceß, eine Schwärmerei seines Herzens, sollte über Hals und Kopf vollzogen werden. In Ungarn war der Adel die regierende Nation. Dies eigenthümliche Verhältniß strotzte fast von Barbareien, wie sie im Gefolge asiatischer Horden naturgemäß sind. Der Geist der Humanität, der gegen Sitte und Geschichte das Menschenrecht aus dem Moder der Zeiten hervorzog, beschloß, die Bauern in Ungarn von der Sklaverei zu befreien. Joseph stieß den Contributionsfuß in Ungarn um und decretirte ein neues Steuergesetz, nach welchem Bauer und Edelmann gleiche Last trugen. „Nediglich von der Entscheidung über die gleiche Besteuerung Ungarns mit den übrigen Provinzen wird es abhängen,“ schrieb Joseph eigenhändig in einem Erlass, „ob Ungarn im Verhältniß

zu den übrigen Erbländern auf gleiche Art mit selben im Handel und Wandel zu begünstigen, oder vielmehr im Gegentheil als bloße Colonie zu betrachten sein werde, aus welcher Colonie man durch die möglichste Erschwerung einer mehrern Verbreitung ihrer Kunsterzeugnisse — nur so viel Vortheil, als immer möglich ist, herauszuziehen trachten müßte.“ Das war ohne Zweifel vom Throne herab sehr ehrlich gesprochen; diese Offenheit, man wolle Ungarn, wenn es sich nicht füge, bloß ausfaugen, war im Munde eines Fürsten fast allzu naiv! — Außer dem neuen Steuerfuß verordnete Joseph den Gerichtshöfen die deutsche Sprache. Er beschied einen Magnaten im Jahre 1785 brieflich hierüber in folgender Weise: „Die deutsche Sprache ist Universal Sprache meines Reiches; warum sollte ich die Geseze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben tractiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reiches; demzufolge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die mächtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen; so aber verhält es sich anders.“ Joseph's Verfahren mit Ungarn war der Form nach rechtswidrig. Ungarn vertauschte in unsern Tagen kraft eigener Willensmeinung das Latein mit seiner eigenen Sprache. Von oben herab kann man keine Sprache, keine Sitte dictiren; man kann höchstens nachhelfen, tritt das Volk selber in seinen

Berufenen der Barbarei der Gewohnheit gegenüber. Vier Jahre nach jenem Briefe an einen Magnaten nahm Joseph auf dem Krankenlager, das er nicht wieder verließ, sein Edict für Ungarn zurück, bis auf sein Toleranzedict, seine Anordnungen über die Einrichtungen der Pfarrer, so wie die wegen der Unterthanen, sowohl ihre Behandlung, als ihr Verhältniß zu den Grundherren betreffend. Die Ungarn brachen über den Widerruf des Kaisers in tollen Jubel aus, ein Jubel, dem selbst die Nachricht vom Tode Joseph's keine Schranken setzte.

Zwischen dem Erlaß und der Aufhebung des Mandates gegen die Ungarn lagen Vorfälle, die die letztere nöthig machten. Der Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Kanzler des Königreichs, Grafen Pálffy, giebt uns den interessanten Aufschluß, wie emsig Joseph persönlich bemüht gewesen, die Ungarn von dem Heil seiner Maßregeln zu überzeugen. Er läßt sich mit den Magnaten förmlich in hitzige Disputationen ein, und während auf Seiten Dieser doch immer trotz dem versteckten Groll die Ehrfurcht vor der Majestät die Sprache zügelt, ergeht sich der Kaiser, vom Geist der Aufklärung erfüllt, triumphirend über die alte feudale Finsterniß der Welt. Es ist nicht gut, wenn der Herrscher zugleich den Docenten machen will. Erzieher des Volkes zu sein, ist eine glorreiche Aufgabe; aber es muß unmerklich geschehen; sich ihm als Präceptor aufdrängen, während die Schergen der Macht hinter ihm stehen, um seine Lehrsätze zu unterstützen: das zwingt den Fernstehenden ein Lächeln, den Betheiligten aber

den Schrei der Empörung ab; die beste Weisheit eines Fürsten, welche Victoren mit Ruthen und Beil vor sich herschickt, macht schlechte Propaganda.

In der Reform der Kirche nahm Joseph dieselbe Stellung wie gegen die Völker ein. Hätte er sich damit begnügt, Roms weltliche Geltung in seinen Staaten aufzuheben, er hätte segensreich gewirkt. Aber er ging weiter. Während er den Völkern neue Sitten und Gewohnheiten aufzwingen wollte, erklärte er zugleich ihre Freiheit von der Kirche. Was war natürlicher, als daß sich Völker und Kirche gegen ihn verschworen! Es war ihm nicht genug, den gottesdienstlichen Usus von altem Aberglauben zu reinigen: er rief das noch unmündige Volk gegen die Tyrannei seiner Seelsorger auf, er hielt die gesunde Vernunft für so mächtig, die Menschheit für so reif, daß über Nacht der ganze alte morsche Bau der Welt sich in ein lachendes Haus voll Glück, Heiterkeit und allgemeiner Bruderliebe verwandeln werde. Wenn er im Zeitraume von acht Jahren 700 Klöster aufhob und Oesterreich von 36,000 Mönchen befreite, wenn er 1000 Volksschulen gründete, so war das glorreich für alle Zeit. Aber er that mehr, und das Mehr hob das Etwas, das er wirkte, wieder auf. Er wartete nicht ab, bis die Saat, die er gesäet, aufging; er wollte gleich im Frühling ernten. Er wollte die ganze, im Volksherzen eingenistete Herrschaft der Geistlichen über die Gemüther ausrotten. — Schon unter Maria Theresia war der Jesuitenorden aufgehoben, der Vermehrung der Klöster Schranken gesetzt, das Vermögen der

Mönche besteuert, deren Zeugenschaft bei Testamenten verboten, die Klosterkerker geschlossen, den Pilgrimen nach Rom Pässe verweigert, die Bulle In coena Domini entkräftet, keine Excommunication kam in Ausführung, kein päpstlicher Erlaß hatte Gültigkeit ohne das Placitum regium. Dafür rächte man sich in Rom und versagte der gestorbenen Kaiserin das Todtenamt im Sanct Peter. „Mir gilt es gleich,“ sagte Joseph, „ob dieser Bischof von Rom höflich oder grob ist!“ Aber sein guter Humor ging nicht selten in Erbitterung über, und statt ruhig seiner Sache gewiß zu sein, rief er die gesammte Hierarchie zum Kampfe in die Schranken. Der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Königgrätz und Laibach waren treue Gehülfen des Kaisers. Um Deutschland von Rom zu befreien, hätte er eine deutsche katholische Kirche mit einem deutschen Primas gründen müssen. Statt dessen, berauscht von der Philanthropie seines guten Herzens, rechnete er auf die Aufklärung des Jahrhunderts, die sich doch von dem Gift des Voltaire'schen Hohnes nährte, wenig Zeugungskraft in sich trug, und nicht rein genug war, um Joseph's Bundesgenossin zu sein. „Ein Reich, das ich regiere,“ schrieb Joseph dreist und offen, „muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden. Das Mönchthum hat in Oesterreich überhand genommen; die Anzahl der Stifter und Klöster ist zum außerordentlichen emporgestiegen. Die Regierung hatte bis nun

nach den Regeln dieser Leute beinahe kein Recht über ihre Personen gehabt, und sie sind die gefährlichsten und unnützlichsten Unterthanen in jedem Staate, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen und bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden. — Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggerissen, wenn ich das finstere Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannt und den bloß beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen räsonniren. Ich habe ein schweres Geschäft vor mir. Ich soll das Heer der Mönche reduciren, soll Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschorenem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte!“ — War hiermit die Schwere der Aufgabe ausgesprochen, so mußte man auch Politiker genug sein, um ihre Ausführung nicht obenhin zu versuchen. Statt Prälaten zu gewinnen, weil man ihrer im Kampfe gegen Rom bedurfte, zwang man sie, sich hinter den alten Bollwerken der Finsterniß zu verschanzen. Der Cardinalerzbischof von Wien, Graf Migazzi, dem man mit Recht sein zweites Bisthum entzog, stand an der Spitze der hierarchischen Partei gegen die Neuerungen des Kaisers. Der Erzbischof von Gran, Graf Bathany, trat dem verderbenschwangern Bündniß bei; der

Kurfürst Erzbischof von Trier, Clemens Wenzel, hatte die besten jesuitischen Federn gegen den Kaiser in Sold. — Joseph war gutes Muths genug, sich auf die Proteste der Bischöfe eigenhändig in einen Briefwechsel mit ihnen einzulassen, und während er die Ermahnungsschreiben von Rom bald mit lakonischem Wiß, bald mit der Grazie und Feinheit des Cavaliers, bald mit dem ganzen Selbstgefühl des aufgeklärten Freigeistes beantwortete, zettelte er mit den deutschen Prälaten gelehrte und spißfindige Dispute an. Und hier überhebt sich nicht selten der Fürst in seiner Leidenschaft für das Gute und Rechte, er wird in seinen Briefen gegen die Bischöfe zum polemisirenden Pamphletisten, wenn er sie schändlicher Geldschneidereien, der „Messe-Schnappereien,“ wie er sagt, bezichtigt, von Bubenstücken hinter den Klostermauern spricht. Bubenstücke hätte der Arm seiner weltlichen Gerichtsbarkeit erreichen sollen; das Oberhaupt des Staates durfte sich nicht in moralischen Disputationen über sie ausschütten. Wenn er stark als Fürst war und an einzelnen Fällen die ganze Macht seines festen Willens erhärtete, dann mußte die Scham sich in sich selbst verkriechen, statt daß sie im Bunde mit der Erbitterung, der Bosheit und Finsterniß schaarenweis gegen ihn in Waffen trat. Das Volk saß noch zu tief in Aberglauben, um plötzlich die Ketten des geistlichen Zwanges abzuwerfen und mit lautem Jubel zur Fahne seines Kaisers zu schwören. Der Adel zog mit Bewußtsein die geistlichen Bande den weltlichen vor, denn die Freiheit, die man vom Throne verkündete, brachte Ketten für ihn. In

den untern Gegenden der Gesellschaft schreckte das gresle Licht die blöden, an Dämmerung gewöhnten Augen, und in der geistlichen Obhut ward ihnen wieder warm und wohl. In der kühlen Zugluft der steilen Höhe, auf die Joseph sein Volk erheben wollte, bluteten Viele plötzlich aus allen Poren, und Die sich mit ihm hinaufgewagt, liefen eilig in den weichen Sumpf des tiefen Thales hinunter.

Es war Joseph's Fehler, es der Geistlichkeit und Aristokratie zu leicht zu machen, alle Gewalten Himmels und der Erde gegen ihn aufzurufen. In diesem Kampf erlag sein gutes, großes Herz. Ein weniger edler Mensch wäre leichter ein besserer Regent gewesen. Er erlebte es, daß seine eigenen Völker sich gegen die Geseze der Humanität zusammenrotheten, in den Niederlanden die Edeln der Nation im Bunde mit den Priestern sich an die Spitze des Pöbels gegen ihn stellten. Dies hatte ihn schon einige Jahre vor seinem Tode, wie die Leute sagen, tiefsinnig, wenigstens schwermüthig gemacht. Schon 1787 schrieb er an Trautmannsdorf nach den Niederlanden: „In der That, es kann der Bemerkung eines Philosophen nicht entgehen, daß seit einiger Zeit ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreitet, der um so mehr Epoche machen muß, da wir in einem Jahrhundert sind, wo gute Könige regieren. Man war beim Emporkommen der Philosophie in einem täuschenden Zustande, hatte sich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben und mehrere Folgsamkeit für unsere Geseze versprochen, da sie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gut-

gesinnten Unterthanen sein müßte. Es würde vielleicht zum Labyrinth des menschlichen Geistes sein, wenn man die Ursachen, die so viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hierin aufspüren wollte.“ — Und an einen Freund schreibt er in demselben Jahre: „Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen, mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmalen Beweise davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenschaft sei, daß ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Absichten näher bringen, die ich mir vorgesetzt habe. Und demohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widerseßlichkeiten von solchen, von welchen ich es am wenigsten vermuthen konnte. Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht. — Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorsehung dazu bestimmt sei, mein Diadem mit all der Last der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage und der Wunsch: nicht zu sein, diejenige meiner Empfindungen sein, die sich unwillkürlich meinem Geiste darstellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nach-

welt billiger, gerechter und unparteiischer dasjenige untersuchen und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan.“ — Sein Erlaß vom 28. Januar 1790, wenige Wochen vor seinem Tode, lautete: „Ich habe Aenderungen in der Verwaltung vorgenommen, bloß in der Absicht, durch dieselben das allgemeine Wohl zu fördern, und in der Hoffnung, daß das Volk nach näherer Prüfung sich mit denselben befreunden werde. Nun ich aber die Ueberzeugung gewonnen, daß das Volk die alten Zustände vorziehe, seine ganze Glückseligkeit in denselben suche und finde, so gebe ich seinem Wunsche nach und erkläre die Verwaltungsformen, wie ich sie bei meinem Regierungsantritte vorfand, wieder zu Recht bestehend.“

Dies galt für die Niederlande und Ungarn; im Uebrigen nahmen von seiner Gesetzgebung erst die Nachfolger zurück, was sie aus Mangel an Muth nicht festzuhalten vermochten. Als die Stadt Ofen 1784 dem Lebenden eine Bildsäule errichten wollte, schrieb er eigenhändig unter den Antrag: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste beigebracht sein, wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige zu den Bedürfnissen des Staates, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird, wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belohnung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen, eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten

Ackerbau, Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn, Industrie, Manufacturen und deren Vertrieb und Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe, alsdann verdiene ich die Ehrensäule, nicht aber jetzt“ u. s. w. Sechszehn Jahre nach seinem Tode (1806) setzte ihm Kaiser Franz das Reiterbild zu Wien. *Saluti publicae vixit, non diu, sed totus*, lautet die Unterschrift.

Dreiundzwanzig Jahre alt, war Joseph schon römischer König, ein Jahr später Mitregent in den Staaten Maria Theresiens. — Er war, ein halbes Jahr alt, das Kind gewesen, mit dem auf dem Arme die erhabene Frau hülfelehnend in der Reichsversammlung der Ungarn erschien und die Nation wilder Männer zum Beistand in dem großen Leid ihres Hauses beschwor. Sie wußten nicht, daß der Knabe, den sie am Busen trug, ihnen dereinst so tyrannisch gebieten würde, der Freiheit zu huldigen, wie er sie verstand. Sie gedachten auch nicht, daß man je von ihnen den Eid der Treue in anderer Sprache als in ihrer eigenen fordern würde. Die Kaiserin kam als Weib, und die rührende Gestalt der Mutterliebe begeisterte die Magyaren zu schwärmerischem Enthusiasmus. — Den heranwachsenden Knaben Joseph umrauschte von fern das Waffengeklirr des Erbfolgekrieges und der schlesischen Feldzüge. Seine rasche feurige Einbildungskraft sann auf nichts als auf Krieg, und er durfte doch nur davon träumen. Er lernte rasch, faßte

heiß und innig auf, was ihn reizte; ihn quälte nichts als das passive Phlegma rings um ihn her. Die ungestüme Gast, das feurige Blut in seinen Adern war vielleicht lothringisches Erbtheil in ihm; er fühlte sich im entschiedenen Gegensatz zu der ruhigen, gemessenen Ehrbarkeit der mütterlichen Seite des Hauses, dessen friedfertige Behaglichkeit sich an Maria Theresiens Hofe noch stark hinter spanischer Etiquette und Grandezza verschauelt hielt. Der leichtbewegte Sinn in Joseph war aber nicht wie beim kaiserlichen Vater lediglich Sanguinismus; sein Temperament war um ein gut Theil mit der soliden Sanftmuth der Habsburgischen Mutter versetzt, und in diesem Gemisch hielt sich sein heißblutiges Herz von allem fern, was nur die Oberfläche der Erscheinungswelt berührt. Ihn reizte nicht der Schein, kein Blendwerk der Sinne führte seinen Geist abseits. Er war sinnlich, zärtlich und grazios; er war üppig und selbst ausschweifend, aber er behinderte und kreuzte damit nicht seine hohe geistige Mission. Er war gewandt, fein und sanft, ein schmeichlerischer Genius spielte um seine leise geschwungene Lippe, eine strahlende Anmuth thronte über der Adlernase auf der schönen hohen Stirn, aber den Aufschwung seiner Gedanken hielt schon von früh eine weiche Schwermuth gefangen und in dem seelenvollen Auge, nach dessen Farbe noch jetzt das Kaiserblau heißt, spiegelte sich der Tiefsinn eines liebebedürftigen Gemüthes. — Joseph war Jüngling, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Kurz zuvor hatte eine schwere Krankheit seinen zarten Körper erschüttert; um so empfindsamer und

innerlicher nahm er Theil an den Bewegungen der Welt. Held Friedrich wurde das Bild seiner Träume und die Gestalt seines wachen Denkens, und doch war es der Feind seines Hauses, für den er im Stillen schwärmte, den er „nicht laut bewundern durfte.“ Mitten im Paradeleben an der Hofburg hatte er im Geheimen seinen spartanischen Cultus, trug sich sehr einfach, verachtete und bespöttelte das Ceremoniell, verschmähte alle üppige Bequemlichkeit, setzte auch gern seine Tafel auf Kriegsfuß und schlief auf einem fargen Feldbett. Nur die Weiber beschäftigten ihn, obschon sein Vorbild sie nicht mochte. Die „Keuschheitscommissarien“ der kaiserlichen „Frau Mutter“ bewachten ihn schlecht; aber sein idealer Schwung hob ihn über die Bedürftigkeit der Creatur hinweg und er blieb ein Apollino an Sinn und Gestalt, obschon ein spartanisch geschulter Mensch am Hofe. Eine solche Jünglingsnatur ist nicht weniger eifrig der Freundschaft offen; auch der gequälte und geknechtete Königsjüngling Friedrich war in seiner Blüthe ein schwärmerischer Freund gewesen. Wir wissen nicht, an welches Männerherz Joseph in seiner Jugend sich gelehnt; er hatte auch später Freunde, auch als Kaiser Stunden, wo der ganze Mensch in ihm hervorbrach und sich nach Mittheilung sehnte. Es sind Briefe solcher Art von ihm vorhanden. Vielleicht trug er seine ersten Begeisterungen still in sich herum; sie wurzelten dann um so tiefer, auch wohl um so eigenfinziger. Zweimal verheirathet, mit Prinzessinnen von Parma und von Baiern, beide Mal kinderlos und in kurzer Frist

vermittlet, suchte er nur vorübergehende Befriedigung im Umgang mit dem andern Geschlecht und verzichtete, wie Friedrich, auf Familienglück. Der siebenjährige Krieg und die Siege seines Helden auf Seiten der Feinde hinterließen unvertilgbare Spuren in Joseph's Gemüth. Für Friedrich, der einer Welt in Waffen gegenüberstand, kämpfte die öffentliche Meinung in Deutschland; man hielt ihn, während er für seine Hausinteressen und seine Selbsterhaltung den Degen zog, für den Streiter für Licht und Aufklärung. Man fühlte preußisch in Deutschland, weil man sich des Elends des allgemeinen deutschen Daseins schämte und an dies Preussenthum den Sieg einer guten Sache knüpfte. Der Jubel über Friedrich's Triumphe hallte in ganz Deutschland, auch im Feldlager der Süddeutschen nach, und zu Wien in seiner Hofburg zitterte — nicht ein Kaiser, aber wohl in heimlicher Lust das Herz eines kaiserlichen Jünglings. Es hat, dünkt mich, sehr tief in Joseph's Seele Wurzel gefaßt, daß die öffentliche Meinung, die aufgeklärte Bildung des Zeitalters, auf Friedrich's Seite stand, weil sie in ihm einen Kämpfer gegen Aberglauben und Finsterniß sah, und Joseph, selbst ein Sohn dieser Aufklärung der neuen Zeit, hielt dann später auf seinem eigenen Grund und Boden den Sieg gegen alte Sägung und Sitte, gegen die schwühle dumpfe Welt um sich her, für eben so leicht. Aber Friedrich hatte keinen Kampf mit Rom und der alten Kirche zu bestehen, er durfte ungestraft auf dem Throne den französischen Skeptiker machen, durfte mit Voltaire Arm in Arm den alten Gott im

Himmel und in seiner Offenbarung verspotten, und hatte an der rechtschaffenen Altgläubigkeit und Treue seines Volkes doch hinlänglich eine Handhabe, um sicher regieren zu können. Friedrich's Egoismus konnte sich auch auf sich und seinen Erbstaat mit seiner ganzen Kraft beschränken. Joseph war zu einem Kaiser des alten deutschen Reiches berufen, und sein empfängliches Herz hatte auch dafür Schwärmerei, Liebe und Ehrgeiz genug. Hier waren die alten Bande längst erschlaft. Es galt hier aus morschen Trümmern eine neue Welt zu schaffen, aber es war nicht lediglich Phantasterei, das römisch deutsche Reich mit neuem Geiste befruchten zu wollen. Wenigstens war Joseph seiner Zeit nicht der Einzige, der diesen Traum zu verwirklichen für möglich hielt. „Im Reiche“, sagt der ältere Moser (in seinem Artikel: Von der Landeshoheit überhaupt, Seite 288), „im Reiche ist freilich die Thür schon aus den Angeln und der Wagen aus dem Geleis. Aber die Geseze sind noch da, es kommt nur auf den Willen an, und darin steckt die größte Kunst, das noch nicht entdeckte Geheimniß: die Herren und Häupter unsers deutschen Vaterlandes zu bewegen, das zu wollen, was sie wollen sollten.“ (S. auch: „Von dem deutschen Nationalgeist.“) Und Justus Möser, unser *Advocatus patriae*, pries damals die alte Herrlichkeit und beklagte die versallende. Er machte Entwürfe, die eingeschlafenen Stadtbürger zu wecken und durch tüchtige patriotische Erziehung ein neues Geschlecht heranzuziehen, „das man durch Tractate nicht mehr zu Sklaven machen könne.“ In Folge despotischer Fürsten-

gewalt, die als eine ungeheure Masse alle untern Federkräfte niederdrücke, seien wir, sagte er, so gar ruhig und ordentlich geworden; aber diese Ruhe sei Tod, diese Ordnung ein Beinhaus. Eine Verfassung, die den Leidenschaften keinen Spielraum gebe, sagte er, taue nur für Schafmenschen. Wohl erfordere es mehr Klugheit und Macht, die Ordnung unter tausend Löwen zu erhalten, aber es sei eines muthigen Mannes würdiger, diese zu regieren, ja ihr Futterknecht zu sein, als ein oberster Schäfer und eine Heerde frommes Vieh vor sich herzutreiben. „Da hebt der Geist sich nicht aus seinem gewöhnlichen Standort, die Seele umfaßt keine große Sphäre und der Mensch bleibt das ordinäre Vieh, was wir täglich sehen und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen.“ Kaiser Joseph wollte nicht über „Viecher“ regieren; aber er fehlte eben darin, Menschen voranzusetzen, statt sie heranzubilden, Menschen von so heißem Wahrheitsdrang, wie er selber war. Ein jugendlicher Schwärmer, nicht ein in Menschenkenntniß gereifter Mann, ergriff er das gewaltige Scepter, vor keinem kühnen Plan schreckte sein in sich heller Geist zurück; aber je umfassender sein Blick, je weitsichtiger sein Auge, desto mehr tappte seine Hand in nächster Nähe unsicher umher; die Größe seiner Aufgabe reizte, begeisterte, beglückte, aber sie betäubte ihn auch. Im Gehirne unseres großen Dichters dämmerte noch nicht die Gestalt jenes Marquis Posa und Deutschland lieferte sie schon in der Wirklichkeit, lieferte sie nicht in einem Jüngling, der vor den Stufen des Thrones stand, sondern diese Stufen

selbst bestieg. Ein unendlich großes Herz überflügelte in ihm den doch sonst auch hellen, aber nicht so festen und bündigen Verstand.

So lange Joseph bloß Mitregent seiner kaiserlichen „Frau Mutter“ war, blieb seine Schöpfungslust in jeder Weise gehemmt. Die Jahre vorher hatte er zu Reisen in allen seinen Staaten und durch Europa benutzt. Seine innern Anschauungen standen, wie es bei Ideologen der Fall ist, schon fest, eh' er die Welt sah; wo er jedoch eingriff, da waren seine Wirkungen von ganz neuer, eigenthümlicher Art. Höchst bezeichnend war sein Auftreten in Rom. Clemens der Dreizehnte war gestorben und das Cardinalcollegium trat zusammen. Kaum hörte man, der deutsche Imperator nahe, als der päpstliche Generalpostmeister sammt einer Legion von Pferden, Abtheilungen von Infanterie und Cavallerie ihm entgegeneilte. Er kam aber ohne den Kaiser und mit der Kunde zurück, Dieser werde erst am nächsten Tage seinen Einzug halten. In Rom war Alles in höchster Spannung, man traf glänzende Vorbereitungen zum Empfang, alle Parteien pugten sich heraus und die Schlüsselsoldaten in militaribus und in pontificalibus liefen Tag und Nacht in großem Kostüm ängstlich durcheinander. Plötzlich hieß es, der Kaiser sei in einer einfachen Kalesche schon angelangt. Das Volk sammelte sich auf den Plätzen und umstürmte in großen Haufen das Haus, nachdem man endlich erfahren, wo der „Graf von Falkenstein“ abgestiegen. Ehrenwache und Deputationen, ihn zu bewillkommen, lehute Joseph ab; er

wollte sein Incognito beibehalten. Aber des römischen Volkes Staunen ging in lauten Jubel über, wenn er in der einfachen grünen Uniform durch die Straßen schritt, die alten Baumerke besuchte und sinnend auf den Trümmerstätten ehemaliger Größe verweilte. So durch die Straßen schlendernd, stieß er auch auf Ganganelli, hielt ihn an und fragte, wer er sei. Ein armer Priester und Professor, der das Kleid des heiligen Franciscus trägt! sagte Ganganelli. Beide sahen sich mit stiller Bewunderung und mit geheimer Neugier an; der größte Kaiser und der größte Papst des Jahrhunderts machten sich eine stumme Verbeugung, und diese einfache Begegnung auf der Gasse war eben so unerhört, wie der Zufall wunderbar. Und in eben dem grünen Rock, mit Reiterstiefeln und den Degen an der Seite, ging Kaiser Joseph ins Conclave. Es war bisher niemand gestattet, es verstieß gegen alles geheiligte Ceremoniell, bewaffnet im Conclave zu erscheinen. Die Cardinäle im üppigen Pomp ihres Purpurs steckten die Köpfe zusammen; sie waren zu sehr voll Furcht, um ihren Unmuth laut zu machen, und waren doch auch wieder zu empört, um aus Furcht zu schweigen. War doch die Kirche Gottes in Gefahr, wenn das Vorrecht der heiligen Väter nichts mehr galt, ein weltlicher Herrscher mitten in Rom, vielleicht nur aus Unwissenheit, eine Sünde wider den heiligen Geist beging! Joseph sagte zu den erschrockenen Cardinälen, er wisse um das alte Gesetz, aber er habe zu spät daran gedacht; wenn er Anstoß erzeuge, so wolle er seinen Degen abschnallen. Und er legte

seine Waffe auf den Tisch vor den geistlichen Herren nieder. Cardinal Albani, voll priesterlichen Hochmuths im Innern, aber doch voll diplomatischer Demuth im Aeußern, fand endlich ein wenig Wig bereit, um dem heiligen Collegium aus der unglückseligen Klemme zu helfen. Wer die Kirche Gottes zu schützen habe, dürfe sich wohl überall die Waffen erlauben, sagte er mit etwas Salbung und mit eben so viel bonne mine. Der Kaiser aber sagte ihnen offen heraus, was er wünsche und verlange. Er erwarte, sprach er, daß die Cardinäle in so wichtiger Zeit ohne Vorurtheil und ohne Parteilichkeit den Geschicktesten zum Papst erwählten, und wenn die Wahl auch ein ganzes Jahr dauern sollte, ehe sie den Besten aus der Christenheit herausfänden. Auch wenn man nur wieder, sagte Joseph, einen Benedict, wie der Bierzehnte war, ausmittelte, so würde der Gewinn doch schon groß genug sein. — Die Cardinäle empfahlen, als er ging, die Kirche seinem Schutze. Ja, ganz gut, erwiderte Joseph, aber der Papst ist auch ein Souverän, muß also nicht blind handeln, sondern mit offenen Augen; er muß nicht bloß den alten Usus der Kirche, sondern auch Politik verstehen, d. h. den Nothwendigkeiten Gewicht beilegen, sich die weltlichen Fürsten zu Freunden und nicht zu Feinden machen. Anders ginge es nicht mehr! — Und die Cardinäle wählten, zugleich auch auf Betrieb der Bourbonischen Höfe, wirklich jenen Ganganelli, der als Clemens der Bierzehnte den Stuhl Petri bestieg und vier Jahre darauf die Gesellschaft Jesu aufhob.

Gegen diesen Orden theilte Joseph den ganzen Abscheu der aufgeklärten Köpfe seines Zeitalters und es ist, obwohl nicht geschichtlich nachweisbar, doch begreiflich, daß seine Anwesenheit in Rom zur Zeit des Conclave lebhaft mitwirkte, denjenigen Candidaten zu wählen, der einem Pombal, einem Choiseul und den Höfen von Lissabon, Madrid und Paris zur alsbaldigen Aufhebung der Jesuiten eine ziemlich sichere Gewährschaft bot. In einem Briefe an den bekannten Granden von Spanien, Grafen Aranda, vom Juli 1773 aus Wien gegeben, bevor noch Clemens XIII. die Bulle: Dominus ac redemptor noster erließ, finden wir Joseph's Ansicht über die Jesuiten umfassend ausgesprochen. „Ehe sie in Deutschland bekannt geworden,“ schreibt der Kaiser, „war die Religion Christi eine Glückseligkeitslehre der Völker. Sie haben sie zum empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europa's entwarf, das eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht, und in diesem Gesichtspunkte alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Luiskon's sein. Das Synedrion dieser Pöpoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Pläne gemacht. Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden

mußte. Ihre Principien haben die Heiriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht und sie sind Urheber des abscheulichen Edicts von Nantes geworden. Der mächtige Einfluß, den sie über die Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erste sind ihre Gönner bis zum letzten Hauche ihres Lebens gewesen. Die Erziehung der Jugend, Litteratur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weisen Führung anvertraut. Man weiß zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Pläne sie ausgeführt, welche Fesseln sie den Nationen aufgelegt. — Es ist mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Clemens die Minister der Bourbonischen Höfe und der Herr von Bombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. Die Nachwelt wird einst ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und wird ihnen in dem Tempel des Ruhmes Altäre errichten. Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen, die einen Genelon verfolgt und welche die Bulle *In coena Domini* hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeugt.“ —

Diese Bulle, welche am grünen Donnerstag in allen römischen Kirchen alle Keger und Beschüßer der Keger verflucht, wurde schon vor den Jesuiten erlassen, aber von Paul dem Dritten, der die Gesellschaft Jesu bestätigte, erneuert und erweitert. Joseph ließ sie aus dem Ritual reißen, Cle-

mens stellte ihre Verlesung ein; förmlich aufgehoben wurde sie noch nie. —

Im Jahre 1780 nach Maria Theresiens Tode war Joseph Alleinherrscher. Gleich im nächsten Jahre erließ er sein Toleranzedict. Es war von 276 allgemeinen Verordnungen, die er bloß in den ersten drei Jahren seiner Alleinregierung erließ, dasjenige Gesetz, das er auch auf dem Sterbebette nicht zurücknahm, selbst gegen die drohenden Ungarn noch erneuerte und bestätigte. Das Toleranzedict war das Lieblingskind seiner Gedanken. Es räumte den Nichtkatholiken nichts weniger als übertriebene Freiheiten ein; wäre es nicht im Vereine mit andern Maßregeln erschienen, welche die Völker gegen ihn aufriefen, es würde im Sturme der Zeiten sich erhalten haben und für Oesterreich die Basis eines modernen Lebens geworden sein. Kaiser Joseph's Patent stellte die römische Kirche als die anerkannt herrschende und wesentlich bevorzugte fest und gestattete den nichtkatholischen Christen nur unter vielen zurücksetzenden Beschränkungen freie Religionsübung und bürgerliche Rechte. Fast erhielten die Juden in gleicher Weise wie die Protestanten Erleichterungen. Die Leibmauth, diese rohe, an türkische Despotie erinnernde Steuer, wurde den Juden erlassen, eben so die Verpflichtung, doppelte Gerichts- und Kanzleitarzen zu zahlen. In allen Provinzen wurden jüdische Schulen errichtet und den Juden zugleich der Besuch christlicher Schulen freigegeben. Fabrikthätigkeit und Großhandel, Pachtung von Aekern und Ausübung aller Gewerbe und Künste stand ihnen offen; die

Obrigkeiten und Seelsorger wurden angewiesen das Volk zu belehren, die Juden gleich allen andern Glaubensgenossen als Mitbürger zu achten. Nur blieb die Anzahl ihrer Ehen noch beschränkt und Gottes Gebot: Seid fruchtbar und mehret euch! unterlag einer polizeilichen Controle. Den protestantischen Christen wurden nur Bethäuser ohne Glocken, ohne Thürme, ohne Eingänge von der Straße aus zugestanden. — Bei alle dem war die Aufregung in Wien gerade über die Anerkennung der Protestanten eine wahrhaft fanatische. Die Kirche eines ehemaligen Nonnenklosters war den Lutheranern zum Bethause eingerichtet und am andern Morgen fand man an den Thüren eine ruchlose Schmähschrift gegen den Kaiser. Dieser Tempel, hieß es darin, ehemals die Wohnung heiliger Jungfrauen, sei von einem Verführer der Braut Christi, einem Schwächer reiner Wesen, einem Anhänger und Nachfolger Martin Luther's geschändet. Un- eingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, habe Kaiser Joseph, der berühmte Verächter aller Kirchengesetze, ein Mensch ohne alle Religion, der die Kezerei aller Art befördere, dieses Gott geweihte Haus unter der Maske der Tugend in einen Sammelplatz aller Gräu- el verwandelt. — Mich dünkt, daß sich gegen Joseph kein Clement und Ravaiillac fand, daran war das Mönchthum nicht Schuld und wird nur bei dem größten Phlegma des Volkes erklärlich. Kaunitz hielt für nöthig, eigens ein De- cret zu erlassen, worin er im Namen des Kaisers betheuerte, die Reformen bezweckten nicht, die Religion zu untergraben,

vielmehr nur den Ufus im Gottesdienste zu reinigen. Zu dieser „Reinigung des Gottesdienstes“ gehörte aber auch das vom großen Haufen mit Erbitterung aufgenommene, jedoch noch vor Ablauf eines Jahres wieder beseitigte Edict von 1784, wonach der Holzersparung halber verboten ward, die Todten in Särgen zu begraben; das Verscharren der Leichen in leinenen Säcken, mit ungelöschtem Kalk bedeckt, brachte das Volk fast in Aufruhr. Joseph selbst aber in der heitern Glorie seiner inneren Selbstbefriedigung drückte in einem Briefe an van Swieten die helle Freude seines Herzens über sein Duldungsgesetz aus. „Bis nun“, schrieb er, „war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besißstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt. Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern, die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären. Dem zufolge erließ ich die Duldungsgesetze und nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten Jahrhunderte gebeugt. Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe. Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung wäre und wenn er andere Begriffe von der Seligkeit habe. Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus

meinem Reiche verbannt werden. Glücklich, daß es noch keine falschen Opfer wie Calas gegeben hat und daß dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf. Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überschritten worden und der Privathass seine Rolle gespielt, so kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige gewesen. Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze gewandelt und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden."

Man hat aus jener Zeit auch ein Toleranzgebet, das gleichsam als ein Formular seiner eigenen Gottesandacht dem Kaiser zugeschrieben wurde. Ich weiß weder, ob es ächt ist, noch aus welcher Quelle ich es entlehnte. Es bezeichnet aber sehr eigenthümlich die Art und Weise, wie edle Gemüther damals beten mochten, als Mozart's Sarastro von den Brettern herunter in herzgewinnenden Tönen Weisheit und Menschenliebe lehrte. „Ewiges, unbegreifliches Wesen!" lautet dies Gebet, „Du bist ganz Duldung und Liebe, Deine Sonne scheint dem Christen wie dem Gottesleugner, Dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Recht-

gläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Aeger. Du lehrst mich also, ewiges Wesen, Duldung und Liebe, lehrst mich, daß Verschiedenheit der Meinungen Dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, Dein Geschöpf, soll weniger duldend sein, soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen Dich nach seiner Art anbete? soll sie verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durch's Schwert befehren? Nein! allmächtiges, mit Deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sei weit von mir! Ich will Dir gleichen, so weit ein Geschöpf Dir gleichen kann, will duldend sein wie Du! Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sei also von mir tolerirt, Jeder bete Dich, ewiges Wesen, nach der Art an, die ihm die beste dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft? Ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu befehren? Zerrissen seien von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von Denen kommen, die sich Deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht mit Deiner Macht! Stärke mich mit Deiner Liebe, ewiges Wesen, auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige und das Gesetz unseres göttlichen Lehrers, welches kein anderes

ist, als Duldung und Liebe, durch mich erfüllet werde. Amen!"

Wie er betete, so glaubte Joseph, könne und müsse jeder seiner Unterthanen beten wollen; was er seine Freiheit und Aufklärung nannte, diesen Inbegriff von Herzensgüte, Menschenliebe und Aufopferungslust, wollte er der ganzen Menschheit, oder wie er sich ausdrückte, seinem Volke zu gute kommen lassen. Er verschmähte so sehr die Jesuiten, daß er auch von deren klugem Satz: Nicht Alles für Alle! nichts wissen wollte. — Um wie viel mehr jesuitischer Machiavellismus steckte in Friedrich von Preußen! Dieser konnte sogar, sobald es sein Vortheil erheischte, den verjagten Bästern Jesu eine Stätte bereiten, in der Absicht, seine Gegner dadurch empfindlich zu treffen. Friedrich war ganz Parteymann, ganz Politiker, ganz berechnender, durchbohrender, kalter Verstand. Das überwallende Herz aber giebt sich der Welt im Ganzen und Großen hin und geht lieber mit zu Grunde, als daß es sich aus dem Strudel der Wogen, aus dem Sturme der Elemente seinen Vortheil rettet. An Sturm und Umsturz dachte Joseph aber nicht in seiner kindlichen Natur. Sein Glückseligkeits Traum baute sich, wie später in Frankreich im Kopfe St. Just's der Entwurf einer Republik, auf allgemeine Tugend.

Die Berechnung der menschlichen Schwächen kreuzte niemals Joseph's ideale Pläne; ihm fehlte es an Menschenkenntniß. Denn unter diesem Wort begreift man gemeinhin die Kunde von der Jämmerlichkeit der Creatur, die Einsicht

in jenes Gewebe von kleinen Hinfälligkeiten, das heimlich alle freie Größe unterbindet. Diese Menschenkenntniß hatte Joseph nicht, er dachte zu groß von seinen Mitgeschöpfen und mich dünkt, hierin sei, fassen wir bloß den Menschen, nicht den Fürsten in ihm auf, der Irrthum edler als das entschiedene Gegentheil. Der sogenannte Menschenkenner irrt sich seltener, weil er nur auf die menschliche Schwäche rechnet, aber sein Geschäft ist selbst im Gelingen von dürftiger Art und ein freies gutes Herz, selbst wo es sich um sein Ziel bringt, gewährt uns auch in seinen Täuschungen ein rührendes Schauspiel.

Alles für mein Volk! war auch Joseph's Wahlspruch; doch nicht im Sinne Derer, die das Volk zu sehr verachten, um es zum berechtigten Mitgehülften zu machen. Sein Herzblut hätt' er frei strömen lassen, konnte es jenem zum Heil gereichen. Ein Apostel der reinsten Menschenliebe, wäre es ihm leicht geworden, seine große Mission als Märtyrer zu beschließen. Es wandelt uns eine Rührung an, denken wir uns den Kaiser bei seinem Aufenthalt in Paris, wo er Marie Antoinette, seine Schwester, besuchte und an der Seite dieses späteren Opfers einer wilden Verwirrung auf dem Pont neuf vor dem Bilde des vierten Heinrich von Frankreich stand. „Nach seinem Beinamen geize ich!“ sagte Joseph und entblößte vor dem Märtyrer eines edeln Königthums sein Haupt; „es giebt keinen schönern Namen, als Vater seines Volkes zu heißen!“ — Joseph erlebte den vollen Aufruhr wilder Bogen nicht, deren Strudel auch die Gestalt der königlichen

Schwester erfaßte. Aber er ahnte, was noththue Angesichts der Revolutionen. Als Segur den todkranken Kaiser im Sommer des Jahres 1789 besuchte und ihn fragte, ob er ihm nicht einen mündlichen Rath an seine Schwester auf den Weg nach Paris mitgeben wolle, erwiderte er: „Was läßt sich Denen rathen, welche sich von ihren Umgebungen überreden lassen, daß man mit einem Regiment oder einer Compagnie Leibwache, mit Gefängen bei einem Trinkgelage und mit aufgesteckten Kokarden eine Revolution aufhalten könne? Ich beklage sie, aber ich weiß ihnen aus so weiter Ferne kein anderes Mittel anzugeben, sich aus ihrer üblen Lage zu ziehen, als Festigkeit und Klugheit.“ Es ward ihm nicht die Prüfung auferlegt, im Wirbelwind eines Aufruhrs um ihn her die verlangte „Festigkeit und Klugheit“ zu zeigen, das Schicksal meinte es gut mit ihm, sein edles, weiches Herz nicht auf diese Probe zu stellen. Wir wissen nicht, wie dieser Freiheitsapostel auf dem Throne dem Verlangen der wilden Menge nach Freiheit Widerstand geleistet haben würde. Ihn traf auch kein Dolchstoß eines fanatischen Mönchs. Daß die Herzen, bei deren Licht er die Nächte hindurch saß und arbeitete, vergiftet gewesen, konnte wohl nur als ein Gerücht aufkommen, mit dem sich der Glaube guter Menschen hinhielt; aber er starb bei alle dem nicht weniger am gebrochenen Herzen, sehr einsam und verlassen, tief verletzt und verkannt; tausend heutigierige Augen der Reaction lauerten darauf, daß er die seinigen (am 20. Februar 1790) schloß.

Die Betrachtung seiner Natur drängt immer wieder auf

seinen Tod. Und doch war sein Leben so unerschöpflich reich an einzelnen kleinen Herrlichkeiten, daß Millionen Herzen Nahrung daran fanden und der Reichthum seiner Güte und Freundlichkeit, an sie alle vertheilt, sie noch immer reich machen würde. Ein Geschenk von 22 Millionen Gulden geerbter Staatspapiere, die Joseph, weil an ihnen ein Makel haftete, zum Besten des Staates verbrennen ließ, macht ihm auch nicht so leicht ein Großer von heute nach. Hier und da lassen sie eine goldene Börse fallen, wenn bei der Parade irgendwie ein unglücklich Weib zerquetscht wird, oder trocknen mit einem kleinen Jahrgelalt blutige Wittwenthränen; aber von einer großen Maxime aus eigenen Mitteln, von einem großmüthigen Eingeständniß, im Besiß ungerechter Mittel zu sein, weiß man selten. Joseph ging auch darin menschlich weiter, als er es als Fürst gesollt. Ein lobsfüchtiger geheimer Rath wollte durch einen Schein von Freimüthigkeit seine Gunst erreichen; er gab eines Tages dem Kaiser zu bedenken, daß man in allzugroßem Eifer, die Bösen zu bestrafen, sich auch übereilen könne. Joseph erwiderte, er wisse nicht, wann er sich dessen schuldig gemacht, wohl aber seien ihm Fälle erinnerlich, wo er sich mit Belohnungen übereilt. Dabei sah er den Belohnungsfüchtigen mit der ganzen siegreichen Offenheit seines hellen Auges an; das Lächeln seiner Lippen schnitt alle Erwartungen des Ehrgeizes ab. Gew. Majestät haben schon manche Ihrer Verordnungen widerrufen! warf der Minister etwas verletzt dazwischen; unserer Politik und unserem Ansehen gereicht das

nicht ganz zur Ehre! — „Was ich widerrufen,“ fiel ihm Joseph in die Rede, „hab’ ich zuvor als einen Irrthum erkannt. Besser, den Irrthum eingestehen und meiden, als ihn aus falschem Gefühl von Unfehlbarkeit festhalten. Jeder Widerruf eines Monarchen diene den Unterthanen zum Beispiel, daß er nicht vergessen hat, sich als einen fehligen Menschen zu erkennen. Dies kann ihm nie zur Unehre gereichen!“ — Zur Unehre nicht, aber zum Nachtheil! Die Menschen denken nicht edel und groß genug, zumal so lange man sie als Unterthanen behandelt, oder der Fürst sich nicht selbst als ein Unterthan des Staates fühlt.

Von Joseph’s Reisen zur Zeit seiner Mitregentschaft erzählt man hundert schöne Züge. Es glaubt freilich jeder Kronprinz die Mission zu haben, sich liebenswürdig zu machen; niemals aber war es der zukünftige Erbe eines Reichs so wie Joseph. An den Edeln der Nation mißfiel ihm die Heuchelei einer falschen Bildung, mit der man die Rohheit nur übertüncht. Er war so national, daß er nach Verabschiedung der französischen Komödianten und auf die Klage des Gesandten von Frankreich, in Wien auf alles Theatervergnügen verzichten zu müssen, ganz einfach und treffend Diesem rieth, es wie der österreichische Gesandte in Paris zu machen, d. h. die Sprache der Nation zu lernen, unter der er lebe. — Joseph verweilte gern unter dem Volk. Man hat ihn im Prater oft mitten im fröhlichen Tumult gesehen, wo er unter Todeln und Fingerschnalzen ein Volkslied mitsang. Augarten und Prater, bisher nur dem hohen Adel geöffnet,

wurden der großen Menge freigegeben, und als die Aristokratie ihm über sein Verkehren mit gemeinen Leuten Vorstellungen machte, sprach er das bekannte Wort: Wollte ich immer unter Meinesgleichen sein, müßt' ich halt immer in der Kaisergruft bei den Capucinern leben! — An seinen Wendungen und Einfällen im Gespräche mit Leuten aller Stände war er überaus reich, und sein Verstand, den sonst bei großen Staatsmaximen die Empfindung seines Herzens ungestüm fortriß und überwältigte, machte sich hier im persönlichen Verkehr und Aug' in Auge mit Einzelnen oft genug siegreich geltend. — Ein junger Beamte, Geheimschreiber eines Ministers, meldete dem Kaiser einen Unterschleif. Joseph überzeugte sich heimlich von der Richtigkeit der Angabe und ließ den Angeber fürstlich belohnen. Dieser aber wurde bald vom Minister entlassen. Der junge Mensch klagte dem Monarchen sein Leid. Joseph fragte, womit ihm zu helfen sei. Der junge Mann zählte seine Kenntnisse in allen Sprachen, alle seine Fertigkeiten auf, und bat um eine Anstellung in des Kaisers geheimer Kanzlei. Ei, ei, lieber Freund, unterbrach ihn Joseph, dort giebt es noch weit wichtigere Geheimnisse zu verrathen und ich fertige nichts aus in einer Sprache, die Sie verstanden! — Einen fremden Fürsten ließ Joseph an ein gegebenes Wort erinnern; Dieser aber erwiderte ihm, ein Monarch, der Millionen Unterthanen beherrsche, brauche nicht der Sklave seines Wortes zu sein. Bald darauf machte der Gesandte dieses Fürsten dem Kaiser wichtige Vorschläge. Wer bürgt uns für Ihre Versprechun-

zen? fragte Joseph. Mein König! sagte der Gesandte nicht ohne Staunen. Und wer bürgt mir für Ihren König? fragte Joseph lächelnd, und der Gesandte stand vernichtet da. — Gegen den Geburtsadel verstieg sich Joseph's Humor nicht selten bis zum bittersten Sarkasmus. Einer hohen Dame, die für ihren Sohn um eine einflußreiche Stelle bat, schrieb der Kaiser, er bedauere, kein anderes Verdienst in dem jungen Manne zu finden, als durch ein Spiel des Zufalls Edelmann geworden zu sein; nichts als Edelmann und das mit ganzer Seele zu sein, sei ein großes Unglück; von einem Menschen, der bloß mit seiner Geburt beschäftigt sei, könne sich der Staat keine Dienste versprechen. — Ein Mann von hohem Hause, der sein Vermögen verschwendet hatte und dem Kaiser klagte, er könne sein Unglück nicht länger ertragen, gab Joseph zur Antwort, das wundere ihn nicht, denn er habe ja nicht einmal sein Glück ertragen können!

Man ist erstaunt, in all den zahllosen Anekdoten, die man von Kaiser Joseph hört und liest, so viele fines reparties in deutscher Sprache zu finden. Gegen das schöne Geschlecht war er sehr galant und doch sehr streng, sobald man, wie es mitunter bei Hofe der Fall war, auf seine Geneigtheit speculirte. Die Gemahlin eines Hochgestellten, eine der schönsten Damen Wiens, die ihn zu interessiren suchte, wandelte einige Tage lang ganz allein in dem Lustgarten des Kaisers, um sich ungesehen von ihm finden zu lassen. Der Kaiser that ihr den Willen und redete sie an: So ganz allein? Wo ist Ihr Herr? — Ew. Majestät sind einzig mein

Herr! begann die Dame, einen andern hab' ich nicht! — Sie geben mir ein schönes Beispiel! sagte Joseph, auch ich bin gern allein! — Damit ließ er sie stehen. In der Furcht, ihr Gemahl möchte diesen Auftritt erfahren, erzählte sie Diesem die Scene. Er wollte die Geschichte nicht zur Unchre seiner Frau ausgelegt sehen und eilte, dem Monarchen ebenfalls im Park zu begegnen. Joseph fragte ihn in derselben Weise: So ganz allein? wo ist denn Ihre Frau? — Majestät, war die Erwiderung, ich habe keine Frau, ich habe nur einen Herrn! Joseph lächelte und sagte: Es freut mich, Eheleute von Stande in so gutem Einvernehmen zu sehen, zumal wenn ich der Stifter dieses guten Einverständnisses bin! — Eben so fein mußte er eine andere Dame, deren Schönheit ihn interessirte, zu prüfen, um zu erfahren, welche Vorstellungen von seiner Gunst wohl in ihren Gedanken aufstiegen. Er hatte sich im Hofzirkel mehrmals lebhaft mit ihr unterhalten, sie ausgezeichnet und weil sie Geist genug hatte, ihr wiederholt Aufmerksamkeiten erwiesen. Die Höflinge, die allezeit auf die Schwächen des Fürsten lauern und an seine Menschlichkeit ihre Hoffnungen knüpfen, rieben sich schon heimlich die Hände, flüsterten sich ihre Freude und ihre Erwartungen in's Ohr. Joseph's erste Ehe, ein Bund, der aus gegenseitiger Neigung geschlossen zu sein schien, war nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Seine zweite, auch nur kurze Vermählung hatte ihm weder innern noch äußern Ersatz für den Verlust gegeben, und sein gefühlvolles Herz durfte wohl einem Bedürfniß Raum ge-

statten. Bei einem Fürsten, den die Frauen beschäftigen, hat die Camarilla leichteres Spiel; deshalb stand die Hoffnung der Höflinge darauf, Joseph's Herz möge sich irgendwie verlieren. Er hatte davon gehört, und weit entfernt von aller Verirrung der Sinne, reizte es ihn, zu wissen, wie weit die Dame nach ihren Moralbegriffen reif sei, um Möglichkeiten solcher Art Gehör zu geben. Sie hatte Geist genug, um ihn zu fesseln, selbst wenn ihre Schönheit weniger gefährlich gewesen wäre, als sie es wirklich war. Auf dem nächsten Hofball suchte er sie angelegentlich auf, war galant wie immer und flüsterte ihr lächelnd zu: Man sagt mir, es gehe in der Stadt die allgemeine Rede, ich sei in Sie verliebt; woher mag das kommen? — Zwischen Coquetterie und Ehrfurcht schwankend, sagte sie sich rasch und erwiderte: Da Ew. Majestät mir nichts davon gesagt, so kann ich auch nichts davon verrathen. — Aber es geht auch das Gerücht, daß Sie mich liebten! fuhr Joseph fort. — Was kann natürlicher sein, sagte die Gräfin, als daß, wo alle Welt liebt, auch ich nicht gefühllos bin? — Sie hatte das mit einem Ernst gesagt, der etwas nach Beleidigung schmeckte. — Wer sagt Ihnen denn, daß mich alle Welt liebt? fragte Joseph spottend. — Sie verbeugte sich tief und erwiderte eben so spottend: Schuldigkeit, Majestät! ich bin die Unterthanin Ihres Reiches! — Ungehalten über ihre Empfindlichkeit, mit der sie an den Tag legte, daß sie sich wirklich eingebildet, ihn ausschließlich zu interessiren, sagte der Kaiser: Es wäre auch Schade, wenn Sie so hartnäckig darauf bestehen wollten, die

Metamorphosen des Doid zu vermehren! — Die neuere Mythologie, sagte die Gräfin, ist schon so reich an Götterkindern, daß sie am Hof Ew. Majestät auf Beiträge verzichten kann. — Fürchten Sie vielleicht für das Schicksal des Doid? lachte Joseph. — Sie blieb auch darauf die Antwort nicht schuldig. Augustus, sagte sie, schickte Doid vielleicht nur, weil er ihn fürchtete, ins Exil und ins Elend! — Man weiß nicht, ob die Gräfin die nächste Gelegenheit, Wien auf einige Zeit zu verlassen, nicht mit Eifer ergriff. Joseph wollte auch nicht unnütz im Gerede der Leute sein. Sein Herz hing zu sehr an den großen Aufgaben der Welt, um seine Erholungen so wichtig zu machen, daß sie der Menschheit nicht zu gute kamen.

Unermeßlich und unzählbar sind im Einzelnen die Wohlthaten, welche die Mitwelt der Hand Joseph's verdankte. Seine Reisen machten ihn mit tausendfachem Elend bekannt, die Sklaverei des Bauern und der Hochmuth des Edelmanns empörten seine weiche liebevolle Seele; seine Blicke in die Hütten der Armuth und in die Paläste der Großen erhärteten nicht wenig die Grundsätze seiner Ueberzeugungen, die der Welt noth thaten. So bereitwillig er dem Landmann zu Hülfe eilte, so leutselig er gegen den Bürger war, so hart war er gegen den Adel. Gegen die Geistlichkeit mischte sich seinen Empfindungen eine Erbitterung bei, welche sich oft genug in sarkastischen Ausfällen Luft machte. Sein Humor war siegreich genug, sein Spott machte seinem Herzen wie sie in dem Verstande alle Ehre, aber der Kaiser in ihm verlor,

wo der Mensch triumphirte. Friedrich von Preußen hatte im Uebergewicht seines Absolutismus leichter scherzen, spotten und verhöhnen; seine ganze deutsche Umgebung, sein ganzer Staat war eine Pflanzschule soldatischer Zucht; sein Wiß fand ein tausendfaches Echo und das protestantische Deutschland flatschte jubelnd Beifall, während in Joseph's Welt Starosten und Magnaten in verhaltenem Groll gegen die Aufklärung murrten, Kirchensürsten entsetzt ihre Hand von ihm zurückzogen. Friedrich's Wiß traf die Vorurtheile der Stände, Joseph's Eifer rief die Vorurtheile ganzer Völker gegen sich auf und die alte Kirche waffnete sich wider ihn mit allen ihren Schrecken. Auch den Papst traf Joseph's Uebermuth persönlich. Der ebenso sanfte als kluge Clemens Ganganelli war schon ein Jahr nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, wie es fälschlich hieß, ein Opfer jesuitischen Giftes geworden. Als Joseph Alleinherrscher war, saß Pius der Sechste auf dem Stuhle Petri. Die Reaction stieg in Rom nach Maßgabe der übereilten Reformen in Wien. Eine große Schaar ausgetriebener Mönche schrie um Erbarmen, katholische Kirchen waren in protestantische Bethäuser verwandelt, Roms Bullen gingen erst in die Hände der weltlichen Behörden, keine Appellation an den Stellvertreter Christi hatte mehr Gültigkeit. Hätte Joseph im Einverständniß mit den deutschen Bischöfen gearbeitet, er hätte Deutschland von Rom befreit. Aber er handelte allein, er wollte keinen andern Bundesgenossen, als die gesunde Vernunft. Auf Ermahnungsschreiben des obersten

Hirten an den verirrten kaiserlichen Sohn erfolgten philosophische Briefe im Style Rousseau's, auf Drohungen erfolgte Spott; eine Andeutung auf Bann und Fluch schickte ein Geschäftsmann Joseph's mit der Bemerkung zurück, der heilige Vater habe sich wohl in seiner Rechnung um einige Jahrhunderte geirrt. Der Papst sah den Kaiser entschlossen; er mußte auch, daß ein Bannstrahl ohnmächtig wäre. Er entschloß sich, nach Wien zu gehen, um persönlich zu wirken. Er schrieb jetzt schmeichelhafte Briefe, und Joseph war Cavalier genug, sich darauf zu freuen, den Papst in seiner Hofburg zu bewirthen. Er meldete ihm, alles sei zu seinem Empfange bereit; er nannte sich wieder des heiligen Vaters gehorsamsten Sohn in Christo. In Ferrara brachte ein Bote dem Papste den Gruß des Kaisers. Der Papst wollte den Courier mit einem geweihten Rosenkranze beschenken, aber das Geschenk ward abgelehnt: der Courier war ein Lutheraner! In Görz stand eine Ehrenwache an der Wohnung des römischen Bischofs. Er wollte ihr seinen Segen ertheilen und nur der dritte Theil kniete nieder: die Mehrzahl waren Calvinisten! Aber das Volk strömte schaarenweise zusammen, wo der Fuß des Stellvertreters Christi den deutschen Boden betrat; selbst die älteste Schwester des Kaisers eilte herbei und stürzte vor ihm nieder. Der Kaiser ging ihm bis Neunkirchen entgegen, schob das Ceremoniell bei Seite und umarmte ihn mit vertraulicher Freundlichkeit. Kaunitz schüttelte dem Papste die Hand, die ihm dieser zum Kuß hinstreckte. In der Hofburg ward Pius mit einer beflissenen Aufmerksamkeit

bedient; Joseph war persönlich gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst. Einen Barbaren, der sich schrecken und betäuben ließe, hatte der Papst erwartet und fand einen Inbegriff von Freundlichkeit und Güte; selbst die wälsche List erlag vor diesem Verein von Klugheit und Grazie; der humane Sohn des neuen Zeitgeistes hätte eher den Vertreter des hierarchischen Mittelalters, als dieser jenen für sich gewonnen. Joseph gab sich ihm hin mit dem ganzen Zauber seines Wesens, lange Stunden widmete er ihm täglich Aug' in Auge, Mensch dem Menschen gegenüber. Nur wenn Pius auf die Reformen kam, wich der Kaiser aus und bat ihn, sich in Geschäftssachen an seinen Kanzler zu wenden. Einem feierlichen Pontificalamt im Stephan wohnte Joseph nicht bei; er entschuldigte sich, daß der Staat in dem Augenblick seiner bedürfe. Für die Ankündigung eines päpstlichen Ablasses erhielt der Erzbischof einen öffentlichen Verweis. Pius staunte über die Verweltlichung des germanischen Lebens. Nur wenn er öffentlich erschien und Tausende auf allen Wegen und Stegen, seines Segens bedürftig, vor ihm niederknieten, fühlte er, daß die Macht eines Hohenpriesters noch nicht zu Ende sei. Pius verließ Wien mit der Ueberzeugung und mit dem Troste, daß das Volk noch nicht reif sei für Joseph's Pläne. Eine Meile von der Stadt, im Kloster Mariabrunn, nahm der Kaiser von ihm Abschied, freundlich und herzlich, aber bald nach der Abfahrt des Papstes ward das Kloster aufgehoben, zum Zeichen, daß sein Besuch in Sachen der Reform ohne Wirkung gewesen sei. Von Rom

aus begannen dann wieder die bald drohenden, bald wehklagenden Briefe des Papstes an den Kaiser und an die Prälaten, und die Wehklagen der leidenden Demuth wirkten nachhaltiger, als ein Bannfluch vom Vatican.

Wie gewinnend des Kaisers persönliche Anmuth war, hatte auch Katharina von Rußland an der Seite ihres Potemkin erfahren. Eine kurze Anwesenheit Joseph's in Petersburg hatte genügt, Rußlands Freundschaft mit Preußen in ein Bündniß mit Oesterreich zu verwandeln. Es war freilich für Oesterreich nicht von Heil, und während es Katharinen bei ihrem Plane zur Stiftung eines russisch-griechischen Kaiserreichs in Konstantinopel gelang, Joseph's Blicke auf Italien zu richten und ihn für ein entsprechendes deutsches Reich in Rom zu gewinnen, fiel der ganze Plan der Eroberung der Türkei zum Nachtheile Joseph's aus; er ging leer aus bei der Beute. Joseph war bei allem Gelüst zum kriegerischen Heldenthum kein Sohn des Mars und eben so wenig Politiker genug, um mit Rußland zu handeln. An Schwärmerei für eine große Sache fehlte es ihm nicht, als es galt, der alten versumpften Barbarei des Sultans ein Ende zu machen; aber er konnte seine bloß passiv tüchtigen Soldaten in keine preussischen Eroberer verwandeln. Schon im bairischen Erbfolgekriege hatte es ihn gelüftet, seinen Degen an Dem zu erproben, den er für seinen Meister hielt, aber der Krieg verlief ohne Schwertstreich. Aus Eifersucht gegen Preußen und im Eifer, es ihm zuvorzuthun, näherte er sich beflissen der Kaiserin Katharina und

ließ sich übereilig in Rußlands Pläne ein. Im türkischen Feldzuge entging er bei Rasch's sinnloser Kriegsführung kaum der Gefahr des Lächerlichen, einer Gefahr, die in jener Zeit des Wixes noch schrecklicher war als die Gefahr des Untergangs.

Die anfängliche heiße Bewunderung ging immer quälender in Eifersucht gegen Friedrich über. Aus dem Bewunderer des Helden ward ein Nebenbuhler. Er hatte es seiner Mutter nie vergessen können, daß ihr Kriegs-rath ihn gehindert, sich mit Friedrich zu messen und sich am Meister die Sporen zu verdienen. Sechs Jahre nach dem Hubertsburger Frieden sahen und sprachen sich Beide zum ersten Male. Joseph machte dem Könige im schlesischen Lager bei Reife seinen Besuch; der Jüngere, obschon er Oberhaupt des Reiches war und dem gedemüthigten Oesterreich angehörte, that dazu den ersten Schritt. Auch Friedrich mochte es reizen, den Mann von Person kennen zu lernen, der ihn von Jugend auf im feindlichen Lager verehrte. Es war also auf beiden Seiten Anziehungskraft genug vorhanden, Bewunderung und Neugier waren in Beiden gleich stark. Sie waren sich in ihrem Naturell so fremd, wie Nord und Süd, niederdeutscher Verstand und oberdeutsches Gemüth. Beide aber waren in verschiedener Aeußerung ihrer Geisteskräfte geniale Köpfe, Beide gleich sehr herausgewachsen aus einer vorurtheilsvollen, aberglaubenschweren, knechtisch gebundenen Welt, Beide Söhne der Aufklärung, Beide im Vollgefühl dieses Bewußtseins, voll scharfer Geistesgegenwart, nur ver-

schieden, je nachdem sich der Geist der Ueberlegenheit bei dem Einen als Wiß des Verstandes, bei dem Andern als Humor des Herzens entwickelt hatte. Der schon früh gealterte Friedrich — er zählte damals siebenundfünfzig Jahre — empfing den achtundzwanzigjährigen Kaiser und nahm dessen Huldigungen nicht ohne Selbstgefühl, nicht ohne geschmeichelt zu sein, aber doch mit Argwohn entgegen. Joseph war entzückt, ein Heerlager der Preußen zu sehen und den Uebungen der sieggekrönten Truppen beizuwohnen. Friedrich zeigte dem Kaiser auch einige Kunstgegenstände, unter andern die Büsten mehrerer Fürsten aus dem Hause Habsburg. Joseph fand darunter die wohlgetroffenen Marmorbilder seines Vaters und seiner Mutter. Friedrich benutzte den Moment der Rührung, die seinen Gast überschlich. Nicht wahr? sagte er, meine Leute wissen ziemlich gut zu treffen? gleich viel, ob sie die Muskete oder den Griffel zur Hand nehmen! — Joseph faßte sich rasch. Er sagte: Es fehlt auch in Wien nicht an Künstlern und an Talenten, die gut treffen, und was mich angeht, so ist es mein sehnlichster Wunsch, Sire, die Ehre zu haben, Sie einmal in ganzer Manneslänge zu treffen. — Der König erwiderte lächelnd, er sei vielleicht schon zu alt, um noch still zu halten, habe schon Falten im Gesicht, und es sei nicht so leicht, ihn zu treffen. Oder will man mich vielleicht nicht bloß treffen, sondern übertreffen? — Sire, sagte Joseph, ich bin zu jung dazu. — Nun, lenkte Friedrich ein, es wäre nicht das erste Mal, daß ein Meister von seinem

Schüler übertroffen wäre! — Ich würde mir Mühe geben, sagte Joseph, meinem Meister Ehre zu machen!

Im nächsten Jahre (1770) entgegnete der König den Besuch Joseph's im kaiserlichen Lager bei Neustadt in Mähren. Karl Joseph Fürst von Aremberg-Ligne, derselbe, der im siebenjährigen Kriege auf Seiten der Oesterreicher bei Leuthen und Hochkirch gefochten, war mit im Gefolge des Kaisers und beschrieb in seinen Denkwürdigkeiten diese zweite Zusammenkunft. (Zu Brüssel geboren, fiel dieser Ligne, sobald Joseph starb, in Ungnade, entfernte sich vom Wiener Hofe, scheiterte mit allen seinen Plänen und starb erst 1814, 79 Jahre alt.) Nach ihrer ersten Begegnung schrieb Friedrich an Voltaire über Joseph: „Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen, im Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen, mit Weiberrauch genährt und ist bescheiden.“ Es lag darin, wenn man Friedrich's karges Wesen bedenkt, genug persönliche Anerkennung, so tadelnd er sich auch gegen Joseph's Regierungsmaximen später äußerte. Joseph war vertraulich und hingebend. Man sah beide Fürsten Arm in Arm mit einander wandeln, beim Besteigen des Pferdes hielt der Kaiser dem Könige sogar den Bügel. Diese Zuvorkommenheit nannte Friedrich in seinen Memoiren absichtlich und gesucht, seine Offenheit eine „affectirte“, obwohl sie natürlich zu sein „geschienen“. Der Menschenkenner Friedrich irrte sich gründlich in seinem jungen Nebenbuhler. Dessen Bewunderung ließ er sich gefallen und gewann ihn doch nicht. Die gerühmte

Menschenkenntniß, die überall gemeine Triebfedern argwöhnt, macht es sich oft gar zu leicht, die Menschen geringzuachten. Joseph war viel zu ehrlich, um zu heucheln, wenn er äußerte, er habe sich lange danach gesehnt, den größten König und den größten Feldherrn seiner Zeit zu sehen. Friedrich gedachte nicht mehr seiner Jugendgefühle, als er im kaiserlichen Feldlager stürmisch den alten Prinzen Eugen umarmte. Weit eher war seine Aeußerung eine Phrase, als er des Kaisers Umarmung erwidernnd sagte, beide Häuser, Habsburg und Hohenzollern, wären darauf angewiesen, Hand in Hand mit einander zu gehen, statt sich zu befeinden und aufzureiben. Bei der zweiten Begegnung war Fürst Kaunitz im Gefolge Joseph's. Der kaiserliche Minister setzte in einer langen Berathung mit dem Könige die Nothwendigkeit auseinander, daß ein Verein Oesterreichs und Preußens die einzige Schutzwehr sei gegen den Strom, der Europa zu überschwemmen drohe. Friedrich entgegnete, er lege unendlichen Werth auf die Freundschaft des Wiener Hofes, zog sich aber hinter die Verpflichtungen zurück, die er gegen Rußland habe, und bot seine Friedensvermittlung an. Diese Vermittlung hatte dann das Ergebnis, daß sich die drei Mächte in Polen theilten, wie denn in der That damals das Schicksal des verworrenen Nachbarvolkes sich nicht anders gestalten ließ. Joseph's aufrichtiges Freundschaftsbedürfnis wandelte sich erst später nach und nach in Eifersucht und schmerzlichen Groll um, als Friedrich nicht bloß der Machterweiterung Oesterreichs, das seine Niederlande gegen Baiern vertauschen wollte, sondern auch

jeder Reform zur besseren Gestaltung der deutschen Reichsverhältnisse entgegentrat. „Zum ersten Mal ein wahrer deutscher Kaiser!“ rief und schrieb Friedrich nach der Begegnung mit Joseph, und die zweite, die friedliche Hälfte seiner Regierung hatte nach außen hin fast nur den Zweck, die Macht dieses „wahren deutschen Kaisers“ zu untergraben. Joseph sah in der Reform der erschlafften und verdorbenen Reichsjustiz das wesentliche Mittel, dem Reiche einen strafferen Zusammenhalt zu geben, und Friedrich hintertrieb diese Pläne zur Neugestalt eines Deutschlands. Joseph widerstand siegreich den Uebergriffen des römischen Bischofs und Friedrich schloß ein Bündniß mit dem Papste, um Oesterreich zu kreuzen, wie er die Jesuiten in Schlessien beschützte, während Ganganelli ihren Orden aufhob und die ganze katholische Welt zur Reform der alten Kirche bereit war. Drei deutsche Erzbischöfe verbündeten sich gegen die Uebermacht des Papstes, um eine deutsche katholische Kirche anzubahnen, und Friedrich unterstützte die päpstlichen Nuntien, welche dies Werk störten. Friedrich's Fürstenbund blieb eine bloße Negation, gegen die Hausmacht Oesterreich siegreich, aber unfähig, positiv ein neues Deutschland an Stelle des alten Reichs zu setzen. Joseph war der letzte noch mögliche deutsche Kaiser. Er begriff die Aufgabe eines germanischen Kaiserthums, aber Friedrich störte die Lösung dieser Aufgabe mehr noch durch die Intrigue seiner Eifersucht als durch seine drei schlessischen Kriege. Mit Joseph ging der letzte Versuch zu Grabe, Deutschland als ein kaiserliches Gesamtreich neu

zu gestalten, mit Friedrich war kein Deutschland mehr möglich, und Joseph schlug für sich zur Grabschrift vor: „Hier liegt ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“

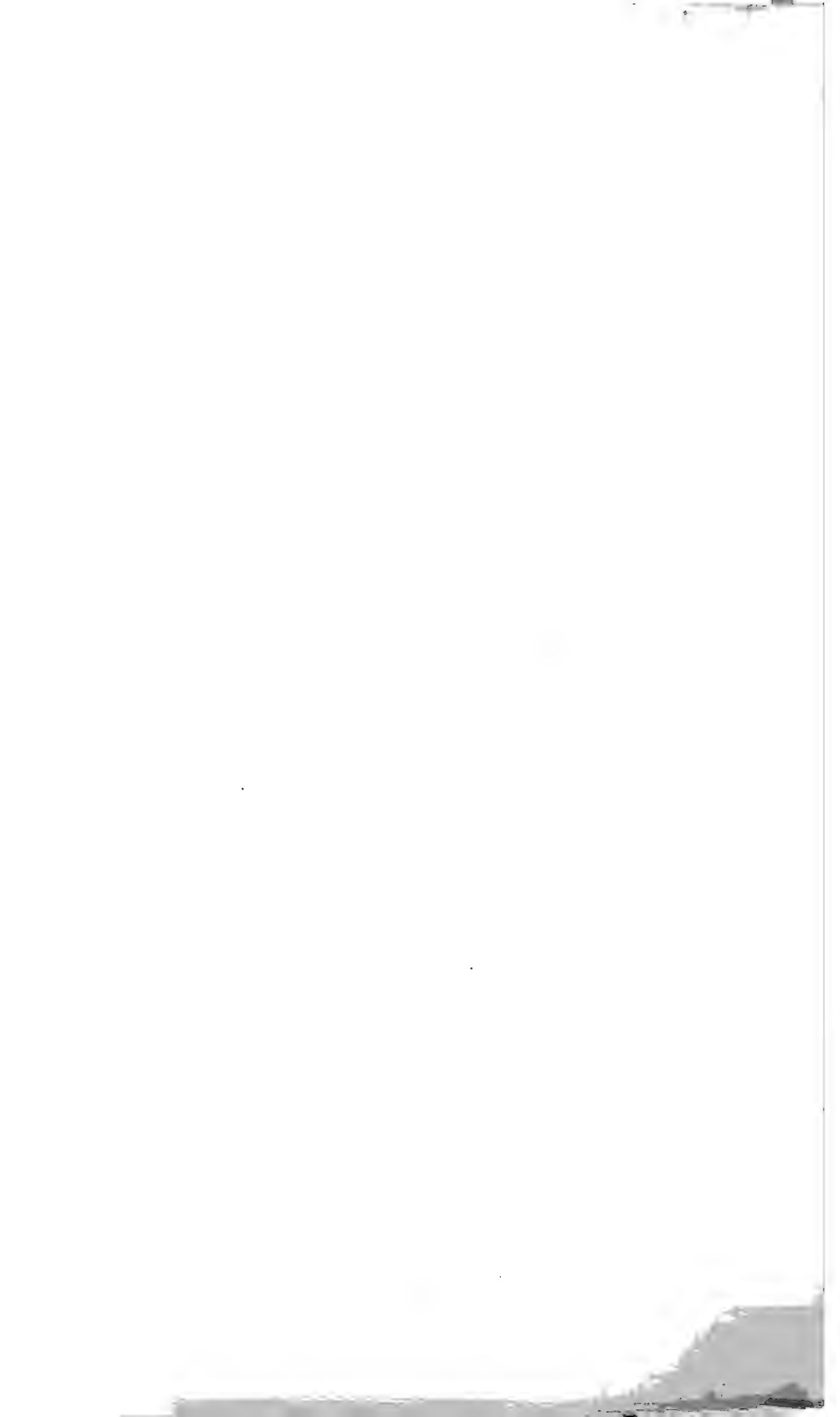
Friedrich und Joseph! Sie waren Beide grundverschiedene Naturen; auch ohne die eifersüchtige Stellung ihrer Völker zu einander, konnten sie sich nicht auf lange die Hand zu einem Bunde reichen. Sie waren Beide Söhne der Aufklärung, aber was sie gemeinschaftlich hatten und wollten, gab eben erst recht Veranlassung, sich mißtrauisch zu beobachten. Sie gaben ihren Völkern Beide die Freiheit, sie gaben sie Beide gleich willkürlich, gleich despotisch. Aber der Eine verordnete seiner Nation die Medicamente gegen Finsterniß und Aberglauben wie ein kluger, nüchterner Practicus, sehr mäßig und tropfenweis. Der Andere verschrieb allopathische Mittel, er gab Alles mit Einem Male, verschwenderisch und leidenschaftlich. Joseph war zu ehrlich, um mit seiner jugendlichen Begeisterung Friedrich zu gewinnen. Mitten in einer noch papistischen Welt hatte er einen offenen Kampf gegen das Papstthum eröffnet. Das war groß gedacht, aber wurde nicht klug ausgeführt. In Friedrich's Verhalten und Maßregeln war eine Klugheit vorherrschend, die oft einer Machiavelli'schen Pffiffigkeit glich. Nachdem die katholischen Staaten die Jesuiten vertrieben und aufgehoben hatten, beharrte Friedrich darauf, sie zu schüßen; er nahm sie in Schlessien auf, und Lorenzo Ricci durfte sich schriftlich an ihn wenden, an den Zögling Meister Voltaire's,

dessen Spott dem Jahrhundert gegen die Ränke des Ordens die Waffen geliefert! Eine unehrliche Taktik dieser Art mußte Joseph's Gemüth schließlich von Friedrich entfernen. Friedrich kannte nur sich und seinen Vortheil. Dieser Egoismus machte ihn stark. Er war nur groß durch die nüchterne Schärfe seines Verstandes, durch die folgerichtige, eiserne Energie seines Willens. Joseph war nichts — als der edelste Mensch auf dem Thron. Durch logische Stetigkeit, durch unerbittliche Festigkeit hatte Friedrich das Schicksal, das ihm entgegenstand und das er selbst herausgefordert, seinen Zwecken unterworfen. Joseph war nur groß, sofern auch das Herz auf Größe Anspruch machen kann. Er kam mit seinem Streben nicht an's Ziel, mußte inne halten und starb am gebrochenen Herzen. Das Herz hat immer Recht im Großen und Ganzen, aber es irrt sich im Einzelnen. Im Einzelnen irrt sich der Verstand weit seltener, und das menschliche Thun und Wirken besteht aus einer Kette von kleinen Einzelheiten. Und die Menschen urtheilen zumeist nach den Erfolgen. Friedrich stände, wenn er im Kampfe erlegen, nicht minder groß da, aber man würde sein Wigstück, das kleine Brandenburg zu einer europäischen Macht erheben zu wollen, wenn es mißglückt wäre, höchstens als eine kühne Verirrung in der Geschichte bezeichnen. Friedrich aber steht gegen Joseph gehalten in allen Stücken als der Glückliche da; deshalb bleibt ihm bei den Meisten die Bewunderung, und Joseph, dem Edleren, der mit seinen Plänen scheiterte, zollt man einen Antheil, der an Mitleid streift.

Friedrich wurde der siegreiche Held seiner Sache, Joseph war ein Apostel der Freiheit, an dessen Predigt in der Wüste die Welt nicht glaubte, weil seine Stimme vom Throne kam. Er hat die Menschheit beglücken wollen und die Völker erflärten sich gegen ihn; er hatte sie von der Tyrannei der Kirche befreien wollen und sie verschworen sich mit der Kirche wider ihn. Dies giebt ihm wie Keinem in der Geschichte diese, nicht siegreiche, aber rührende Größe. Friedrich verachtete die Menschen und Joseph's Wesen war enthusiastische Menschenliebe. Wo Jener Skeptiker, war Dieser Schwärmer. Beide waren Männer der Aufklärung, Beide gleich sehr von der Milch eines neuen Jahrhunderts genährt, und doch waren ihre Naturen polartig verschieden. Friedrich war ein Zögling Voltaire's, Joseph, ohne es zu wollen und zu wissen, ein Sohn Rousseau's. Friedrich dachte klein von den Menschen und triumphirte; Joseph dachte zu groß von ihnen und unterlag. Friedrich setzte seinen Willen durch, siegte mit seinen Reformen und schuf ein starkes, ein aufgeklärtes Preußen, das aber doch, unfruchtbar und negativ dem deutschen Leben gegenüber, vor dem von Westen heranziehenden Umsturz zusammenbrach, während Joseph, der für revolutionär galt, mit seinen Reformen, wären sie durchgedrungen, ein gesammtes Germanien hingestellt hätte, das der Revolution Frankreichs Widerstand leistete, unserer politischen Auflösung Halt gebot.

II.

Mozart.



II.

M o z a r t.

Der „Revolutionär auf dem Throne“ hatte weder Dichter noch Philosophen zu seinen Mitgenossen und zu seinem Nachfolge; der Mann der Tonkunst drängt sich an seine Seite, als thäte es noth, einen großen Märtyrer beim Scheitern seines Werkes mit süßer Melodie zu trösten, zu begütigen, zu beschwichtigen. Diese Aufgabe hat unter den Künsten wesentlich die Musik; sie täuscht auf Augenblicke über die müßrathene Gestalt der Welt, aus der sie sich mit ihren erträumten Harmonien flüchtet. Und darum sind verunglückte Völker so reich an Musik. Oesterreich fand im vorigen Jahrhundert für seine Befreiung aus den Fesseln der alten Zeit nicht das Wort, nur den Ton. Mit seinen Gluck, Haydn und Mozart bethätigte es seine Zugehörigkeit zum germanischen Leben, seine Betheiligung am allgemeinen Werk deutscher Cultur.

Die Deutschen geben sehr viel auf ihre Musik, fast soviel als auf ihre Poesie und Wissenschaft, jedenfalls und mit Recht mehr als auf ihre Politik. Und die sogenannten

Zukunftsmusiker von heute haben das Verdienst und sorgen dafür, die Bewegung auf dem Gebiet der Tonkunst lebendig zu erhalten; sie sind das „junge Deutschland“ in ihrem Bereich.

Das Mozarteum in Salzburg ist eine Stiftung des Jahres 1842. In der Geburtsstadt des früh vollendeten Meisters starb seine Frau in demselben Jahre, in welchem dort die Mozartbildsäule errichtet wurde. Nach Frau Constanzens Mittheilungen hatte Georg Nicolaus Nissen, ihr zweiter Gatte, das Buch verfaßt, welches Mozart's Andenken auch persönlich an ihn wach erhielt. Schon vier Jahre vorher war in Frankfurt a. M. die Mozartstiftung gegründet, welche an musikalische Talente Preise und Stipendien ertheilt. Der Mozartverein mit seiner Unterstützungscasse für hülfsbedürftige Musiker ist eine Stiftung des Jahres 1855. Endlich kam das Jahr 1856 mit der hundertjährigen Jubelfeier seiner Geburt, und Otto Jahn's umfassendes Buch mit seinen erschöpfenden, tief gründlich wissenschaftlichen Schilderungen der ganzen musikalischen Entwicklung Deutschlands erschien seitdem in vier starken, mit Alexandrinischer Gelehrsamkeit ausgestatteten Bänden, nachdem der treffliche Russe Alexander Ulibischef französisch seine begeisterten Studien über Mozart gebracht. Zu Streitschriften hatte das Requiem gleich nach des Meisters Tode Gelegenheit gegeben, und Rochlig („Für Freunde der Tonkunst“) regte die Frage über die Entstehungsgeschichte des Mozart'schen Schwanengesangs von neuem an, ohne sie, weil er von Zeitgenossen Gehörtes leichtgläubig

unter einander mischte, beantworten zu können. Poetisch haben Leopold Schefer aus Mozart's Liebesleben und Bräutigamszeit, Eduard Mörike aus Mozart's Reise nach Prag, wo er den Don Juan schrieb, in der Absicht, Thatsächliches zu verherrlichen, das Reich der Fabeln eher erweitert. Auch unwürdigen Federn der Novellistik fiel der Stoff von Mozart's Leben und Schaffen anheim, in früheren Jahren den müßigen Grillen Lysér's, in unseren Tagen der fabrikmäßigen Compilationschreiberei Heribert Rau's. Die Oper der Opern hatte seiner Zeit Callot-Hoffmann in die dampfende Punschbowle seiner fieberhaften Romantik getaucht, die Gestalt Don Juan's zu einem Faust dämonificirt und die in Mozart's Tönen engelreine Anna zu einer geheimen Braut dieses Dämons hinaufgeschoben. Die Oper selbst aber, lange Zeit durch burleske Zuthaten in platter Prosa zu einer Lieblingsposse der großen Menge entstellt, ist erst vor kurzem, nach dem Rüstner'schen Vorgang auf der Berliner Bühne, durch Aufnahme der Recitative wieder derjenigen Gestalt näher gerückt, in welcher sie der große Tondichter geschaffen.

Alles dies zusammen, vielleicht auch die nothgedrungene Gegenwehr zu den schreienden Prätensionen der heutigen Clavierhujaren, welche die grazios, aber leicht hingeworfenen Claviersätze Mozart's ungebührlich herabsetzen, alles hatte mitgewirkt, im Jubiläumsjahr des großen Meisters die Stimmung in der Nation zu erhöhen. Die Denkenden und die Fühlenden, Kenner und Begeisterte sagten sich, daß Deutschland in seinem Wolfgang Amadeus nicht bloß einen Hoch-

und Gipfelpunkt der Tonkunst, in der Art und Natur seiner Schöpfungen auch einen seltenen Verein höchster Blüthenfülle zu feiern habe, eine Blüthenfülle, wie sie sonst nur zerstreut auf Gebieten verwandter Künste zur Erscheinung gekommen, auf dem universalen Boden der Tonkunst aber sich zu einem Frühling von wunderbarer Pracht gestaltete. In der That, was man an Raffael als harmonisch edle und reine Schönheitsform bezeichnet, was an Feinheit und Grazie Goethe's dichterisches Wesen charakterisirt, ja, was, Beide überbietend durch gleich große Kraft in der Tragik wie in der Komik, Shakspeare's sprudelnden Reichthum ausmacht: in Mozart war und ist, was bei den drei großen Genien in Malerei und Poesie als ihre Eigenthümlichkeit gilt, in Tönen vereinigt. Der deutschen Tonkunst ist es gleichsam spielend gelungen, Goethe's Innigkeit und Grazie mit des Briten verschwenderischer Fülle zu verschmelzen. Auf dem Gebiet der Malerei ist vielleicht nur Murillo gleich sehr wie Mozart im Doppelbesitz ideal elegischer und humoristisch ergötzlicher Schöpferkraft. Ist diese seltene Vereinigung eine Gunst der Begabung, so fügt es sich für Mozart ebenfalls als ein Glück, in der Kammer- und gesammten Instrumentalmusik zwischen Haydn und Beethoven seine Stellung zu haben, von Jenem die lachende Unschuld der Seele in Tönen zu geben, und Diesem im schweren Ernst dunkler, an die Schauer des Weltgerichts mahnender Schicksalsschläge vorzuarbeiten, während er im Feld der Oper den streng gehaltenen Gluck als Vorgänger hat, etwa so wie Sophokles in der Tragödie der

Griechen einen Aeschylus nöthig hatte, um seinerseits den Höhenpunkt des Schönen zu erreichen. Und um die Constellation dieses Mozart, das Wunder seiner Erscheinung und Eigenthümlichkeit zu vollenden, mußten noch mehr Elemente als die seiner deutschen Vorläufer zusammengreifen; mit Händel's hohem Schwung, Haydn's harmloser Kindlichkeit und Gluck's einfach erhabener Größe mußte sich das Feuer und der Schmelz der Italiener verbinden, um was Musik hieß und heißt in Mozart zu gipfeln, damit das Gewaltige, Große und kindlich naiv Sinnige der deutschen Art und des deutschen Stils sich mit der Leidenschaftlichkeit und im Fluß des italienischen Wohllautes Bahn brach. Ja auch des dramatischen Accents der Franzosen, den Mozart in Paris studierte und in seinem Figaro nach Beaumarchais' Lustspiel wiederzugeben wußte, durfte der Erbe aller musikalischen Vergangenheiten und aller musikalischen Völkereigenthümlichkeiten nicht entbehren, um in Harmonie und Melodie als ein vollendeter Gipfelpunkt dazustehen.

Es geschieht nicht willkürlich, wenn wir an „Figaro“ das Hervorbrechen der ganzen und vollen Eigenthümlichkeit der Mozart'schen Musik anknüpfen, während es vielleicht natürlicher schiene, mit seinem „Idomeneo“, mit welchem er Gluck auf dessen Boden überflügelte, den Beginn seiner Meisterjahre zu setzen oder mit der „Entführung“ den thatsächlichen und entschiedenen Beginn einer nationaldeutschen Oper in Deutschland zu feiern. Erwägen wir den letzten

Punkt, um damit unser Hervorheben des Figaro zu rechtfertigen.

Die Gründung einer deutschen Oper war ein Lieblingsgedanke Kaiser Joseph's. Schon seit 1776 nannte sich die Wiener Bühne auf seinen Befehl Hof- und Nationaltheater. Joseph sah in der Bühne ein Mittel zur nationalen Bildung. Früher nur für Hofeste und Adelsassembleen bestimmt, wurde sie bei erniedrigten Preisen dem Bürgerstande, jenen Mittelclassen geöffnet, die sich in Frankreich bald genug als tiers état für den Kern der Nation und des Staates erklärten. Mit der italienischen Oper hob Joseph zugleich das kostspielige, nur sinnlichen Genüssen fröhnende Ballet auf. An deren Stelle sollte, wie Joseph sagte, ein „National-Singspiel“ treten. Die deutsche Oper ward in Wien 1778 mit den „Bergknappen“ eröffnet; im nächsten Jahre gingen nicht weniger als 14 Opern und Singspiele deutsch in Scene. Auf Gluck, der seit der Iphigenia in Tauris verstummte, war nicht mehr zu rechnen zur Unterstützung des neuen Unternehmens, das in Deutschland allerdings für unerhört gelten konnte, bedenkt man, wie alle Höfe von italienischen Sängern wimmelten, heimische Talente vor der Macht und dem hofsährtigen Stolz der Wälschen gar nicht aufzutauken wagten. In Berlin aber hatte der „große König“ selbst von Gluck, weil dessen Opern in der strengen Charaktermalerei Deutschthum athmeten, eine sehr geringschägige Meinung, so daß aus dem Cabinet des königlichen Flötenbläfers auch auf diesem Gebiet keine schöpferische deutsche Epoche hervorgehen

konnte. Joseph war ebenfalls musikalischer Dilettant. Jeden Nachmittag, nach Aufhebung seiner eben so einfachen als einsamen Tafel, hatte er Kammermusik bei sich. Er betheiligte sich als Sänger daran mit seiner schönen Baßstimme; auch auf Cello und Viola spielte er mit großer Fertigkeit vom Blatte; man rühmte ihn als gewandten Partiturspieler. Nicht selten stellte sein Humor die Künstler dabei auf die Probe. Er schrieb sich selbst für seine Stimme kleine Stücke, legte einer italienischen Operette einmal eine größere Arie von seiner Arbeit heimlich bei. Niemand sollte wissen, von wem sie sei, jedermann aber wußte es. Von Mozart hatte er als Pianisten damals bereits Kenntniß genommen, ihn bei Hofe mit Clementi einen Wettkampf eingehen lassen, zu welchem er selbst die Themata gab und in welchem, selbst nach des Italieners bewunderndem Zeugniß, der deutsche Maestro den Sieg errang. Nach Vortrag jener Arie von des Kaisers eigener Mache, von Joseph schelmisch befragt, was er von der Composition halte, hat Mozart, erzählt man sich, geäußert: „Se nun, die Arie ist gar gut, aber Der sie gemacht hat, doch noch viel besser.“ — Joseph war in der Musik von den Italienern geschult. Wunderbar genug, daß er, an wälschen Styl gewöhnt, doch nach einer deutsch-nationalen Oper trachtete. Selbst Salieri, sein erster Kapellmeister, dessen überlegenes Urtheil ihn in musikalischen Dingen beherrschte, wurde auf seinen Wunsch bestimmt, eine komische deutsche Oper zu schreiben, „der Rauchfangkehrer“, die aber wenig Glück machte. Jetzt kam die Reihe an Wolf-

gang Amadeus, den 26jährigen Meister, der schon ein Jahr zuvor für München den italienischen Idomeneo geschrieben, es aber in Wien zu nichts bringen konnte. Auf des Kaisers Geheiß machte ihm Brehner das Buch zur „Entführung aus dem Serail“. Mozart stand just in der schönsten Frühlingsblüthe seiner Bräutigamsgefühle für Constanze Weber. Die schon in Mannheim für sein Herz Gewonnene hatte sich mit ihrer Mutter in Wien niedergelassen; sie wohnten dort auf dem Peter im „Auge Gottes“. Die Mutter verweigerte ihre Einwilligung zur Heirath, weil Wolfgang noch kein festes Brot habe. Die Baronin Waldstätten aber, Mozart's mütterliche Freundin, mußte Mutter und Tochter angeblich zu einem Festschmause auf ihr Schloß in der Brühl zu locken; dort fanden sie den Priester und Alles zur Hochzeit bereit, die überlistete Mutter gab nach und das Paar war am Ziel seiner Wünsche; die Wiener aber fühlten in der Entführung aus dem Serail des Componisten Liebesleiden und Bräutigamssehnsucht heraus und nannten die Oper „die Entführung aus dem Auge Gottes“, von wo Mutter und Braut entführt waren, um dem harrenden Mozart im Hause der Freundin überantwortet zu werden. Diese erste bedeutende deutsche Oper ist in der That eine Feier der innigsten Liebessehnsucht; in Belmonte's Arie: „So soll ich Dich denn sehen,“ wogt und schäumt das Menschenherz im süßesten Rausch, in einer Liebesgluth und in Athemzügen der reinsten Unsterblichkeitsgefühle, wie sie nur je in der Kunst der Töne ihren Ausdruck gefunden. Mozart ist wie kein Anderer

der Tondichter der Liebe. Er war es schon im Idomeneo. In der Ilia hat er dort den zartesten Schmelz beglückter Liebesempfindung gegeben, die sich in seiner Opernmusik überall wiederholt und mit der Zauberflöte in der naiv findlich harmlosen Pamina abschließt, während Elektra im Idomeneo als verlassene und doch noch auf Glück hoffende Geliebte mit ihrem Gemisch von Rachegefühlen und Elegie der süßen Erinnerung an geschwundene Freuden eine Vorgängerin der Gräfin im Figaro und jener Elvira im Don Juan ist, die das Höchste zusammenfaßt, was die Elegie der hingebenden weiblichen Liebe, mit dem Stolz des Selbstgefühls im Bunde, in Tönen ausgesprochen. Tondichter der Liebe war und blieb Mozart nach allen Lichtseiten und Schattirungen der Charakteristik hin, die Musik der Liebe hat in ihm von der seraphischen Empfindung bis zur scurrilen Sinnlichkeit herab ihre ganze volle Scala erschlossen. In der „Entführung“ sind es Osmin, Pedrillo und Blondchen, welche die Tonleiter der Liebesempfindung bis zur Sphäre der Naturmenschen herabsteigen, während in der Zauberflöte Papageno und Papagena neben einem edler besaiteten Liebespaar, Tamino und Pamina, dieselbe Parallele wiederholen.

Daß ein Werk wie die Mozart'sche „Entführung“ die von Joseph ins Leben gerufene deutsche Oper in Wien nicht ein für allemal feststellen und sichern konnte, bleibt Jedem ein Räthsel, der nicht tiefer hinblickt und weiß, daß dort bei einer jahrhundertlangen Verwälschung des gesammten Lebens

selbst der größte wahrhaft deutsche Gedanke und Entschluß in seiner Ausführung und Verwirklichung durch wälsche Leichtfertigkeit gekreuzt, und entnervt wird. Schon vor und bei der Einstudierung jenes Werkes waren die Intriguen der damals noch herrschenden Italiener wirksam und fast siegreich gewesen; nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers konnte (im Juli 1782) die Aufführung der ersten deutschen Oper Mozart's erzielt werden, und das Wiener Publicum schien nicht geartet zu sein, neben dem losern Sinnengeflügel italienischer Musik dem tiefern und edlern Gehalte der Mozart'schen Composition zum Siege zu verhelfen. Dem mangelhaften Erfolge trug selbst Kaiser Joseph Rechnung und sein eigener Geschmack war vielleicht ebenfalls zu sehr in Salieri's Schule gebildet, um den Ränken der wälschen Eifersucht, die allerdings um ihre Existenz kämpfte, gewachsen zu sein. Just noch dem Jahre 1782 gehören Mozart's Ausbrüche der Verzweiflung an; so harmlos und leichtbegnüglich er war, er verzweifelte an Wien, am Kaiser, an Deutschland. Der Gedanke, auszumandern und anderswo mit seinen Arbeiten sein Glück zu versuchen, entstand gerade damals in ihm, und sein Entschluß schien gerechtfertigt, da er sich sagen konnte, daß auch Glück, der gefeierte deutsche Meister, erst in Frankreich anerkannt und gewürdigt werden mußte, um in der Heimath Geltung zu erhalten. Statt Salieri zur Composition deutscher Texte zu bestimmen, hätte Kaiser Joseph Mozart zum Director der deutschen Oper machen müssen, um da, wo äußerlich unscheinbar, aber

innerlich unleugbar die Kraft zur neuen Schöpfung war, auch das nöthige Gewicht und die Macht zu verleihen. Die Führung der deutschen Oper in Wien scheiterte auch an den acht deutschen Streitereien Derer, die gemeinschaftlich das Werk in die Hände bekamen; man klagt besonders über die Heimtücke des jüngern Stephanie, der die Genossen an einander hegte, um die vielköpfige Mißherrschaft der deutschen Direction mit dem Eintreten seiner Alleingewalt zu beendigen. Joseph scherzte gern mit Wolfgang Amadeus, hatte aber nicht den Blick, dessen Größe zu erkennen. Der Mensch Mozart hatte nichts Imponirendes; seine joviale Persönlichkeit, selbst als er die sogenannten Salzburger Hanswurstiaden abgestreift und ganz Wiener Vergnügling mit inniger Herzlichkeit geworden war, wußte sich nicht wie Ritter Gluck und die italienischen Maestri in den Nimbus oberpriesterlicher Hoheit zu hüllen, so sehr ihn selbst schon in früher Jugend Wälschland gefeiert und gefrönt, Bologna und Venedig schon den vierzehnjährigen Jüngling zum Cavaliere filarmonico, der Papst ihn zum Ritter vom goldnen Sporn erhoben hatten. Die harmlose Züchtigkeit und Sinnigkeit des liebevollen Wesens in seiner Person und Natur war zu deutsch, um von Deutschen in ihrem wahren Werthe gleich verstanden zu werden. Kaiser Joseph that zu wenig für ihn, und mit ihm, dem dazu Berufenen, ließ er auch seine Schöpfung, die deutsche Oper, fallen. Seinem edlen großen Herzen war so viel mißlungen, daß er auch da, wo das Gelingen erreichbar gewesen, an seinem

Thun verzweifelte. Er hatte politisch reformiren wollen und revolutionär gewirkt, weil er, wie König Friedrich sehr flug sagte, immer den zweiten Schritt that, bevor er den ersten gethan; er hatte Deutschland neugestalten wollen und das siegreiche Preußen war für ein großes gesammtes Germanien der Pfahl im Fleische; er hatte religiös aufklären wollen und die finstern Mächte des alten Glaubens nur von neuem gegen sich gewaffnet; er hatte das Zeitalter sittlich umschaffen wollen und nicht bedacht, daß man mit Gesetzen keine neuen Sitten aus dem Boden stampft. Künstlerisch hätte er ein neues Deutschland um sich erstehen lassen können, aber auch diese Schöpfung zerbröckelte ihm unter den Händen. Daß Mozart niemals ganz den Glauben an Kaiser Joseph's Mission verloren, der deutschen Musik eine neue Epoche zu eröffnen, beweist wohl später noch seine Ablehnung einer Berufung nach Berlin. Es war im Jahre 1789, als Wolfgang Amadeus die preußische Königsstadt besuchte. Auch Friedrich Wilhelm, damals seit drei Jahren des großen Friedrich Nachfolger, war Dilettant in der Tonkunst. Man rühmte ihn als tüchtigen Cellisten, man sprach von den Kammermusikern bei Hofe, in denen der König in Person mitwirkte; auf seine Bestellung hatte Haydn zwei Jahre vorher Quartette geschrieben, Mozart alsbald nach seinem Berliner Besuche noch in demselben politisch verhängnißvollen Jahre 1789 für König Friedrich Wilhelm ebenfalls Quartette mit besonderer Bevorzugung des Cello gesetzt und sie dem hohen Gönner und Mäcen auf dem preußischen Throne gewidmet

Sich im Glück musikalischer Harmonien zu berauschen, das galt damals an den deutschen Höfen für die Blüthe der Cultur, während in Frankreich die Noth des Volkes schon bis an die Kammerthüren im Palaste drang und dort mit drohender Faust in Tönen anpochte, deren Dissonanzen nicht mehr in Harmonien sich auflösen ließen. Mozart hatte Zutritt in Berlin zum musikalischen Boudoir des Königs, er spielte vor ihm und Friedrich Wilhelm soll ihm mit 3000 Thlrn. Gehalt die Kapellmeisterstelle an seinem Hofe angeboten, Mozart aber das glänzende Anerbieten mit dem betrübten Seufzer, der wie nach Heimweh klang: Soll ich meinen guten Kaiser verlassen? abgelehnt haben. Er bezog in Wien als Kammermusikus seit kurzem 800 fl.; soviel war ihm ausgeworfen nach dem Tode Gluck's, der freilich 2000 von Maria Theresia bezogen. Die Umdüsterung der letzten Jahre Kaiser Joseph's brachte bei ihm auch den Musiker und dessen oft genug bedrängte Lage in Vergessenheit. Seine schöne Baßstimme verstummte gemach und zu Anfang des nächsten Jahres (den 20. Februar 1790) hörte das edelste Herz auf dem Throne zu schlagen auf. König Friedrich Wilhelm setzte auch alsbald sein Cello in die Ecke, griff sogar zum Schwert, in der Absicht, in Frankreich der aufsteigenden Hyder des Umsturzes den Kopf zu spalten, und als dies mißlang, nahm er seine Zuflucht zu den Pietisten, um die Quellen der Revolution zu stopfen. Was aber deutscher Geist Großes in Kunst und Dichtung zu schaffen berufen war, vollzog sich trotz der Auflösung, die über Deutsch-

land hereinbrach, zum Theil sogar in Sympathie mit der gewaltigen Weltgerichtstrompete, die vom Herde des Umsturzes an die Völker ertönte. Ohne jene Tuba sind selbst Goethe's und Schiller's Dichtungen weder möglich gewesen noch verständlich, nur daß sich in ihnen, was in der Hand des rohen Mars verkümmerte, zur Wiedergeburt der Völker und des ganzen Geschlechts ideal vollzog und verklärte. Und noch kurz vor dem Zusammenbruch der alten politischen Ordnung schuf Deutschlands Genius in der Tonkunst seine höchsten Gebilde, als ob der Weltgeist, bevor über die Völker eine neue babylonische Verwirrung heranzog, auf dem Boden der universellsten und allgemein menschlichsten aller Künste noch einmal die Höhenpunkte des Schaffens erklimmen wollte. Fast ein Jahrhundert zuvor hatte ein großer deutscher Weltweise, Leibniz, vieler Zungen kundig, die Erfindung und Einführung einer allgemeinen Weltsprache angerathen. Diese deutsche Thorheit ward durch eine deutsche Kunst widerlegt und getilgt. Die Musik ist diese universelle Sprache, allen Völkern faßbar, so sehr sich auch deren Charaktereigenheiten in ihr geltend machen und bekunden. Glück in der Musik, vorwiegend musikalische Bedeutsamkeit, weiß man, haben nur Völker, die politisch verunglückten. Wir waren dies Volk, Germanien ging politisch und sittlich unter, aber sein Genius schuf noch kurz vor diesem Untergang das Höchste, was in dieser Kunst, in welcher nur unglückliche Völker glücklich sind, zu leisten ist. Mit der Tonkunst flüchtet sich der Mensch von der Außenwelt ins unsichtbare Innere

einer Abstraction, die auf alle Weltgestaltung verzichtet, Lust und Leid, Himmel und Hölle in einer, aller handgreiflichen Gestalt entlegenen Zufluchtsstätte sucht und findet. Diese Bedeutsamkeit hat die Musik, solchen Reichthum des Innern bei grenzenloser Verarmung im Aeußern, soviel Kraft, eine Welt des Traumes an die Stelle der zertrümmerten oder mißrathenen Außenwelt zu setzen, und soviel Macht der Täuschung, den verfehlten Beruf auf dem Boden der Wirklichkeit zu verschmerzen. Politisch mächtige Nationen, wie die englische, sind musikalisch unmächtige; in unserer politischen Ohnmacht liegt das Geheimniß unserer musikalischen Macht und Größe. Und nicht auf dem Boden einer deutsch-nationalen Oper sollte am Ende des vorigen Jahrhunderts das Höchste geleistet werden, was Musik vermag; die deutsche Oper mußte in Wien, weil sie keinen Anklang fand, erst wieder von der italienischen verdrängt werden, um in italienischem Styl mit deutschem Geist, mit deutscher Kraft und Vollendung universelle Kunstwerke, gültig für alle Welt und alle Zeitalter, zu schaffen. Diese Werke sind Mozart's Figaro und Juan. Musik der Engel hören wir hier, während bloß menschliche Figuren sich in Tönen vor uns entfalten, ein Tanz der Sphären eröffnet sich uns, wo Geschöpfe von Fleisch und Bein, behaftet mit allen Gebrechen der Sterblichkeit, ihr Lust und Leid aussprechen; ein Füllhorn von Glück, Freude, Wohlgefühl und Segen wird mit diesen Tonwerken über uns ausgebreitet; Triumphe des Wohllauts werden hier gefeiert, als ob Cherubim und Se-

raphim von Jenseits schon hienieden und Menschenkindern vernehmbar, ihre Sprache gefunden, in einem Zeitalter, wo Staat und Völkerleben einem Abgrund zueilten, den zu überspringen Beide keinen Muth, zu überbrücken keinen Verstand hatten.

Man irrt jedoch, hält man die Tonkunst, obschon sie die abstracteste der Künste ist und von aller Wirklichkeit abgewendet ihr Werk betreibt, für ganz entfernt von aller Berührung mit dem Zeitlauf, deren Elementen und Stimmungen. Selbst wenn der Musiker, wie Plato in seiner „Republik“ es verlangt, in einer Höhle von aller Welt abgesperrt seinen innern Empfindungen nachhinge: er würde von der Luft seines Zeitalters erfaßt werden, ihren Einflüssen unterworfen sein, auch wo er im Widerspruch mit den weltlichen Strömungen seiner Epoche ein Werk schüfe, das einen Frieden, ein Glück, ein Paradies verkündete, welches die Menschenwelt draußen am lichten Tage nicht mehr kennt, kaum noch hofft und ahnt. — Der Inhalt des Textbuches zu *Le nozze de Figaro* gehört zu den Vorbedeutungen der großen politischen und sittlichen Revolution des vorigen Jahrhunderts. Beaumarchais' Lustspiel war in Frankreich schon seit 1781 mit den Verboten, die ihm die Existenz streitig machten und in der Gesellschaft einen Heißhunger danach erweckten, epochemachend für die Culturgeschichte. Ludwig der Sechzehnte verbot die Aufführung wiederholt, bis eben dadurch das Verlangen danach sich zu einem fieberhaften Reize steigerte. Man begann in Paris über eine Tyrannei zu klagen,

die selbst das „harmlose“ Spiel der Mufen und Grazien als gefahrdrohend beschränkte. Dadurch schon erhielt das Stück eine politische Bedeutung, von seinem Inhalt abgesehen, von dem bekanntlich Napoleon gesagt: *C'est la révolution déjà en action.* Seine Tendenz ist die Bloßstellung des privilegierten Adels in der ganzen Frivolität seiner ungehemmten Genußlust dem Bürgerstande gegenüber, der seine ernste Macht, seine sittliche und staatliche Bedeutung zu fühlen begann. Und als ob ein Dämon der Blindheit just diejenige Classe schlug, welche durch die Revolution gestürzt werden sollte, war es der Adel, die bevorzugte Gesellschaft selber, welche gegen das königliche Verbot Opposition machte; das Geschlecht, das untergehen sollte, drängte sich dazu, noch einmal im Vollgefühl der lüsternen Begierden und der sittlichen Auflösung zu schwelgen, welche das Stück sarkastisch geißelt. König Ludwig gestattete die Aufführung zunächst für einen ausermählten Hofcirkel in Versailles; endlich konnte es dem Publicum von Paris nicht länger vorenthalten werden und die Wirkung der satyrischen Schlaglichter ward allgemein. Kaiser Joseph verbot das Stück vielleicht aus sittlichen Rücksichten; denn den Adel und seine Gebrechen dem Gericht der öffentlichen Meinung preiszugeben, hat er als Gesetzgeber doch nie gescheut. Mozart selber kam auf den Gedanken, sich durch Da Ponte ein libretto daraus machen zu lassen. Die deutsche Oper war nach Beseitigung seiner „Entführung“ so gut wie gescheitert. Er war genöthigt, sich wieder nach italienischen Texten und Sängern umzusehen,

wollte er dramatisch arbeiten. Und er mußte zur Opera buffa greifen, wollte er in Wien wirken. Er wählte nach einander drei libretti von schlechtem, schwachem Inhalt, die er zu componiren begann, ohne diese Arbeiten zu vollenden. Otto Sahn, der sie studierte, schildert die noch vorhandenen Bruchstücke dieser drei unfertig gebliebenen Opern als bedeutsam. Mozart, dem die Melodien so ergiebig wie sonst Keinem aus dem Herzen quollen, schien mit seiner sonst unerschöpflichen Erfindungsgabe doch an dem Unwerth der drei Texte zu erlahmen. Plötzlich fiel er auf Beaumarchais' Stück, das in Paris Furore machte, in Deutschland verboten war. Der aus Venedig vertriebene Abbate war von Salieri nach Wien berufen, aber nach Lieferung eines verunglückten libretto für Diesen in Ungunst verfallen. Mit Da Ponte verabredete Mozart geheim den Plan, das verpönte Stück in ein Opernbuch umzugestalten, und ihm als solchem einen Zugang zu verschaffen, während selbst bei Tilgung der politisch bedenklichen Schlaglichter im Dialog dem Texte noch Zugkraft genug bliebe. Die Satyre auf Zeitverhältnisse ward gestrichen oder durch Milderung „unschädlich“ gemacht, die Gerichtsscene blieb fort, Basilio im geistlichen Gewande ist nicht mehr Marcellinens Liebhaber und von dem heimlichen Sohne Doctor Bartolo's und seiner Wirthschafterin erfährt man nichts vor der Scene der Wiedererkennung. — Man behauptet, Mozart habe Figaro's Hochzeit in Zeit von sechs Wochen vollendet; was nur glaublich wird, nimmt man an, daß seine Muse in dieser Sphäre, in ähnlichen Stoffen und im ähnlichen Styl

schon länger heimisch war, wie denn im Figaro sich Anflänge finden sollen an Bruchstücke aus jenen drei unvollendeten Opern. — Der Textdichter Da Ponte trug dem Kaiser persönlich den Fall vor, Beaumarchais' Stück, *Le mariage de Figaro*, durch Umgestaltung zu einer Oper politisch unschädlich, moralisch möglich und bühnengerecht zu machen. Das schien Joseph zu reizen; aber seltsam genug, er traute nach der „Entführung“ und deren Aufnahme „dem kleinen Mozart“ nicht zu, mit seiner Musik zu ersetzen, was dem Text an Pointen entzogen werde. Da Ponte mußte sich für Mozart's Composition förmlich verbürgen; und so kam es zur ersten Aufführung der Oper am 1. Mai 1786. Vom Hofamte erging das Verbot des Rufens der Sänger, angeblich „um diese zu schonen“; nach neunmaliger Aufführung beseitigte das Werk ein Italiener, Martin, mit seiner *Cosa rara*.

Mozart nannte den Figaro sein Lieblingswerk. Vielleicht weil das Werk für seine eigene innere Entwicklung in Bezug auf Vermählung des italienischen und deutschen Styls epochemachend war und den Wendepunkt bezeichnete. Vielleicht auch weil der Stoff ihm die größten Schwierigkeiten bot; der Genius liebt den Kampf mit Hindernissen, nichts gilt ihm höher als der Triumph des Gelingens, oder auch schon der Glaube an solchen Triumph. Da Ponte glaubte ein sehr glückliches libretto zur opera buffa geliefert zu haben. Für eine solche aber ist Mozart's Musik in der That viel zu reich, zu voll, zu schwer; es ist, könnte man sagen, im Figaro der italienische Styl mit allzuviel deutschem Geist behandelt.

„Erstaunlich viel Noten!“ rief Kaiser Joseph nach der ersten Aufführung der Oper in Wien. „Just nur soviel als nöthig!“ soll Mozart entgegnet haben. Ein Cimarosa, Fioravanti hätten die „leichte Heiterkeit“ der Situationen musikalisch vielleicht „noch leichter“ wiedergegeben; ein Vorwurf, der dem deutschen Meister, welcher den Stoff schwerwiegender nahm, eher zum Ruhm gereichen dürfte. Die Gartenarie der Gräfin in Figaro's Hochzeit erklären wohl noch heutige Recensenten für „zu edel und fein“ gehalten. Kochliß erklärte den ganzen Stoff für unmusikalisch, die solle journée sei ein Intriguenstück, das Element der Intrigue und Satyre aber niemals musikalisch. — Erklären wir uns den Widerstreit, in den Mozart dem Stoffe gegenüber gerieth, einen Widerstreit, dessen Ueberwindung er den größten seiner Siege nannte, obwohl das Wiener Publicum hier in der That auf ein leichtes und schlüpfriges Thema gleichsam allzuviel musikalische Metaphysik verwendet sah.

Fielen die politischen Schlaglichter im Opernbuche fort, so fehlte dem Stücke allerdings das sittliche Correctiv in der Verwerflichkeit der geschilderten Situationen. Aber um so höher wurde dann die musikalische Aufgabe, das Fehlende zu ersetzen. Beaumarchais' Stück war ein Spiegel des Jahrhunderts. Nirgendwo sonst wie hier ist die Auflösung aller sittlichen Bande der Gesellschaft Thema; aber der Zeitgeist hatte sein besonderes Gelüst, nicht bloß an dieser Corruption sich zu weiden, sondern sie zugleich ironisch zu bespötteln. Figaro, der philosophische Barbier und Liebes-

intrigant für hohe Herrschaften, war zu einer Lieblingsfigur des Zeitalters geworden. In dieser Corruption war Grazie, und in dieser Grazie ein sprudelnder Uebermuth des Geistes. Der Graf im Stück möchte gern liberal erscheinen; deshalb verzichtet er auf sein *jus primae noctis*, aber ungern, weil er Susannen liebt. Die Gräfin, die über das verschwundene Glück kurzer Glitterwochen in der Liebe wehklagt, hat doch an der Atmosphäre um sie her soweit Theil, daß sie den Bagen bei sich verbirgt, obschon sie, ganz duldende Tugend und schmelzende Liebe, darauf sinnt, den Gatten sich wieder zu gewinnen. Und dieser Bage, der die Duenna, aber mehr noch die Donna liebt, dieser kleine angehende Don Juan auf der Schwelle des Glücks bei Frauen, ist eine Figur, die das Gemälde aufgelöster Sitte bis auf den Flaum erster Jugend herab vollständig macht. Auf dem Boden solcher Gesellschaftszustände und solchen Stoffes hat nur die satyrische Komödie Recht, die Ironie gegen sich selbst, ein Sarkasmus, der, wo er nicht Andere bespottet, sich selbst zur Zielscheibe nimmt. Politischer Witz, Ironie, Periffsflage und Selbstbespöttelung — die Seele des Stücks von Beaumarchais — sind freilich keine Stimmungen und Affecte für die Musik. Allein die Musik kann Heiterkeit athmen, jovial sein, scherzen und Humor entwickeln, wenn auch nicht mit mephistophelischen Ingredienzien würzen; ein Mephistopheles (wie auch Spohr's Faust bezeugt) giebt keine glückliche musikalische Figur. Der Humor hat hier musikalisch sein höchstes Werk geleistet, denn der Humor hat, während er scherzt und

wigig ist, zugleich die Elegie der Empfindung, die seinen Scherzen in der Tiefe des Gemüths einen ernstern Hintergrund giebt. Fehlt dem Libretto die Geißel der Rache, so hat die Musik andere Mittel, den Stoff zu illustriren. Die Eifersucht des betrogenen und zugleich betrügenden Gatten, die Eifersucht Figaro's gegen den gräßlichen Cavalier, Eifersucht des Herrn und des Dieners, die, während die Tändelei des Pagen Beide kreuzt, sich gegenseitig in Schach halten und die Frauen im Stück die Männer durch einen Carnevals Spaß täuschen, diese Duperie Aller gegen Alle: — dies wurde von Mozart als komisches Element genommen, und sein Humor ist so beflügelt, daß er uns wie ein guter Seraph über die verderblichen Elemente hinweghebt, die tiefe Berechtigung wahrer Liebe in der Gräfin musikalisch mit allem Zauber der Elegie festhält und die sehnsuchtsinnige Zärtlichkeit des reinen Herzens, das an der sittlichen Verworrenheit der Welt unschuldig Theil hat, schließlich triumphiren läßt. Unter Mozart's Händen erhielt der Stoff dadurch eine Gemüthstiefe, die ihn adelt, ohne dem Humor den Spielraum zu schmählern. Mozart's vis comica ist in Tönen eben so stark wie seine Elegie, seine schalkhafte Grazie wird hier vom Reichthum seiner Gefühle nur noch gesteigert, und so entstand ein Wunderwerk der Kunst, nicht bloß daß der Geist dreier Nationen daran arbeiten half, deutscher Geist französische Lustspielpointen im italienischen Styl musikalisch machte, sondern auch ein Wunder insofern, als ernst und elegisch, ja melancholisch empfindende Wesen ein Werk der

Schelmerei, une folle journée, durchführen, so daß der Geist des Humors triumphirt, wo man fürchten sollte, der Geist der Moral werde zürnen und unterliegen. Das Stirnrunzeln des Grams und der Bedenken zu glätten, ist wahrlich Aufgabe der Kunst für ihre Zauber. Grämliche Sittenrichter sind glücklicher Weise künstlerisch mit Unfruchtbarkeit geschlagen, so daß sie nicht die berufenen Kunstrichter sein können. Die Kunst hat hier in der That ein Wunderwerk geleistet, Humor und Grazie einen an sich moralisch verwerflichen Stoff gerettet, getadelt und verklärt. Die Auflösung der Sitte wird im Opernbuche nicht mit Satyre, sondern mit Humor geschildert. Dem Lustspiel wurde die Geißel der politischen Rache genommen, während für Wien, das ebenso sittenlos wie Paris war, der Riegel der schrankenlosen Genußsucht blieb. In Mozart's Oper aber badet sich Alles im Behagen einer fast trunkenen Harmlosigkeit, im Genuß eines üppig schwelgenden und doch sich selbst belachenden Wohlgefühls. Die alte Gesellschaft des ablaufenden Jahrhunderts mit ihren frivolen und witzigen Gelüsten feiert voll Schwelgerei und voll Selbstpersifflage in Beaumarchais' Stück ihr letztes, aber unsterbliches Bacchanal. Durch Mozart's Musik wird der Stoff verklärt, indem er in ihr gleichsam verduftet. Mozart's Humor überfluthet Alles und im Rausch der losgelassenen Geister der Lust feiert seine Musik hier Triumphe, die sich auf dem Gebiet des musikalischen Drama nur im Juan steigern, indem hier die sittliche Auflösung der Rache eines Weltgerichts anheimgegeben wird, die

Musik durch Mahnungen an das Jenseits eine höhere Weihe erringt. — Für Figaro gesellte sich auch sonst noch technische Ungunst. Da Ponte lieferte ihm im Buche keinen Primo tenore, keinen Träger ächter inniger und edler Leidenschaft der Liebe. Auch die Sopranpartie ersten Ranges ist an Donna und Duenna vertheilt, wie der basso cantante und parlante an den Grafen und Figaro, ohne daß jener oder dieser ein wirklich effectreicher Buffo wäre. Vor solchen Hindernissen und Schwierigkeiten wäre mancher Andere zurückgeschreckt. Nur das Genie liebt Wagnisse und bewährt sich in ihnen, selbst wenn der Kampf dabei ein unentschiedener bleibt. Waren die einzelnen Gestalten in der Dichtung des Libretto keine vollwichtige und würdige Gefäße für Mozart's Tongehalt, so mußte er um so mehr musikalisches Gewicht auf die Gesamtstücke legen. Ensembles aber waren damals in der komischen Oper weder üblich noch beliebt; man mußte sie aus der opera seria in die musikalische Komödie herübernehmen. Fehlte den Personen im Stücke, diesen Ironisten und Sarkasten, die wahre Empfindung, um sie ganz zu Trägern einer edleren Stimmung zu machen, so mußte das Orchester der Ausdruck dessen werden, was jene schuldig blieben oder halb verschwiegen, damit die Tonkunst ihren feinen, düstigen Schleier über die Corruption der Welt breitete. Mozart machte also das Orchester gleichsam zum Chor im Drama, um in ihm den ganzen Schmelz seines Gefühls, den ganzen Gehalt seiner musikalischen Intentionen an den Tag zu legen. Daß er in einer komischen Oper der Instru-

mentalmusik diesen weiten Spielraum gab: das war das Unerhörte in der Neuerung, weit unerhörter als heutzutage das Ueberwiegen des Orchesters über die Gesangsmittel, das bei Wagner z. B. mit der Unfähigkeit, für die Kehle zu setzen, und mit seinem Mangel an Melodie zusammenhängt. Es war in damaliger Zeit etwas Unerhörtes und auch in der That noch nicht Gehörtes, was Mozart zum ersten Male beim Figaro schon in der Ouvertüre leistete. Dies contrapunktische Scharmügel der Violinen mit dem Baß, ein Meisterstück der Instrumentation mit kühner Anwendung der Fuge im Opernstyl, dies Festhalten am thematischen Gedanken giebt die ganze Oper in nuce, und darf als der erste große Triumph dieser damals neuen Richtung im Durchbruch des deutschen Elementes bezeichnet werden.

Den Sieg des deutschen Elementes in der Musik bezeichnet man als einen Sieg des Charakteristischen über die bloße Bravour der Gesangsvirtuosen. Man kann es jedoch nicht für einen Triumph halten wollen, unterdrückt das Instrumentale das Cantabile. Sonst müßte die Oper aufhören und durch Symphoniecantaten ersetzt werden. Es wäre das ein Schritt mehr vom frisch pulsirenden, concreten Leben zur abstracten Blässe der Reflexion. Wie aber in aller Kunst der Mensch Centrum und Gipfelpunkt der Interessen bleibt, so ist die Oper mit der Entfaltung individueller lebendiger Gestalten die Krone der Musik. Wo Chor oder Orchester das Individuelle des Sologesangs unterdrücken, wird dem musikalischen Drama die Spitze gebrochen, die

Blüthe geknickt. Mozart verdrängte nicht durch die Charakteristik seiner Instrumentation das melodiose Gesangselement; er individualisirte dieses vielmehr durch die Vertiefung der Schatten, die er den Lichteffecten der Arie zugesellte. Die Arie war ihm so sehr Blüthe seiner Musik, daß er sie vorzugsweise pflegte; indem er sie charakterisirte, erhob er sie aus dem Bereich allgemeiner, charakterloser Lyrik zu dramatischer Geltung und Wirkung. Wenn Figaro seine Kriegspläne: *Non piu andrai* — besingt, so ist das kein *horsd'oeuvre*, sondern eine Entwicklung seiner Natur und Person, gleich sehr ein Meisterstück melodioser wie charakteristisch declamatorischer Musik. Die Cavatine der Gräfin im zweiten Acte: *Porgi amor* (*Es Dur, larghetto*) mit dem süßen Duft von Zärtlichkeit und Melancholie ist nur Ausdruck ihrer bestimmten Situation; ihr *Dove sono i bei momenti*, diese Elegie der Rückerinnerung an den ersten Schaum der Liebesneigung, nachdem sie schon lange die bitteren Hefen im Kelch der Ehe geschmeckt, kann nicht jede Primadonna in jeder Lage, in jedem Costüm vortragen. Von Verdrängung des Ariosen war bei Mozart's Charakterisirung der Melodie so wenig die Rede, daß er den Sängern eher noch zuviel Zugeständnisse machte, z. B. der Gräfin im Figaro im vierten Act auf Verlangen der Signora Storace eine Prunkarie einlegte. Man weiß, daß er der deutschen Sängerin Lange zu Liebe, jener Aloisia Weber, die er früher selbst geliebt, bis sie ihm untreu ward und ihre Schwester, Constanze, sein Herz dauernd gewann, eine ganze Reihe von

Arien schrieb, die er seinen Opern nebenbei einverleibte. Im Titus, vielleicht weil er sich damit übereilte, stellt er Arie neben Arie und läßt das Ensemble bis aufs Finale beinahe fallen.

Trotz aller Zugeständnisse an das Gesangelement war Figaro mit der Accentuirung des Orchestrischen eine solche Neuerung, daß Wien, in der wälschen Schule conventionell erwachsen, diese Oper ziemlich kalt aufnahm. Erst Prag ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, wie denn Mozart selbst eingestand und rühmte, in der alten Böhmenstadt das tiefste Verständniß für seine Musik gefunden zu haben. Das sprachstumme Böhmen war nur in der Musik beredt; auch für ganz Oesterreich, fast ganz Süddeutschland war der Ton damals das Element und der Ausdruck der innern, sonst schweigsamen Seele. In der Musik haben Zeitalter, die mit ihrem Bewußtsein noch in der Dämmerung begriffen sind, Völker, die das Wort und seinen bestimmten Ausdruck scheuen, ihre Aeußerungsweise. Der deutsche Süden hat in der Musik zur Entwicklung des deutschen Culturlebens seinen Beitrag geliefert, wie ja Oesterreich noch später, in unseren Tagen, selbst in seiner Poesie, in seiner Lyrik, wesentlich Musik gab.

Ein Jahr später, 1787, schrieb Mozart in und für Prag die Oper der Opern, Don Juan. Auch diese musikalische Tragödie mit der Weltgerichtsscene am Schluß hatte der Dondichter Mühe, den Händen der Virtuosen und dem Geschmacke des Zeitalters zu entreißen, sie gegen den Strom kämpfen zu lassen. Der jocosé Abbé Da

Ponte, der ihm nach einem spanischen Drama des Tirso de Molina den Text lieferte, hatte in der That, wie das Werk auch angekündigt ward und noch wird, für eine Opera buffa das Buch zu fertigen bezweckt. Nicht bloß Leporello sollte der Buffo ex officio sein; auch il convitato di pietra, der Geist als Gast beim Nachtmahl, sollte komischen Effect machen. Berlinens Bräutigam ist der gesoppte und gedriste Pinsel, der Hahnrei, den Zerline ziemlich unverschleiert und schlüpfrig genug mit der Cavatine: „Ich weiß ein Mittel“ fördert und hänselt. Da Ponte ging aber noch weiter in der Ausbeute des Stoffes für eine Harlekinade. Nicht bloß der „Spottvogel von Sevilla“ selbst, Don Giovanni, auch die sehnsüchtig dem Briccone nachlaufende Donna aus Burgoß sollte komisch in der Wirkung sein! Eine Didone abbandonata fand das Zeitalter in jedem Falle lächerlich, doppelt aber, wenn diese Ariadne auf Naxos nicht stillsitzt, sondern dem Helden nachläuft. Halt! dachte Mozart, das hieße den Spaß zu weit treiben! Die Elegie der verlassenen Liebe — lächerlich? Das griff in sein tiefstes Herz; Donna Elvira, der er den süßesten Schmelz der wehklagenden Liebe verlieh, erwuchs ihm zu einer gesteigerten Gräfin aus Figaro. Ullrich hat sich den Widerstreit zwischen dem Text- und Tondichter so lebhaft ausgemalt, daß er ihn als Zwiegespräch förmlich in Scene setzt. Es wird Spaß machen, möchte Da Ponte zu Mozart sagen, wenn der gemeine Kerl, der Leporello, der getäuschten Schönen das Register der Sünden seines Herrn vorliest! — Ja, konnte Mozart entgegnen, oder

stills bei sich denken, es soll auch Humor darin sein, aber im Hintergrunde stehen die Eumeniden und lauern, wenn sie auch noch schweigen! Und wenn Elvira singt: „Ich folg' ihm überall!“ so klingt schon etwas vom Eumenidengesang hindurch. — Na, macht's nur nicht gar zu schreckhaft, Maestro! — O nein, schmelzend weich! Abbé, saget selber: ein verlassenes Weib das wir geliebt, und dessen Herz mehr unsterbliche Liebessehnsucht als das unserige birgt! Guter Abbé, wenn Ihr je gesündigt: — — Bitte, bitte! — — Wenn Ihr je ein Weib verließet, einem fühlenden Geschöpfe untreu wurdet: sehet, ist es nicht rührend, daß Elvira sich zutraut, den Flattergeist durch erneuete Zärtlichkeit wieder an sich zu fesseln? Abbé, Ihr müßtet an den Reizen der Weiber verzweifeln, und das thut Ihr nicht, — wolltet Ihr Euer Herz den Molltönen dieser Wehmuth verschließen. Und die Elegie ist mannichfaltig. Erst erbarmt sie sich des Tölpels, der in den Kleidern seines Herrn in ihre Arme schlüpft, dann geht sie mit dem trauernden Paare, Mitleid in den Gesang der Rache mischend; endlich mahnt sie ihn noch kurz vor dem Untergange an sein ewig Seelenheil, wirft sich beim Mahl ihm zu Füßen; o ich sage Euch, die Elegie soll nicht langweilig sein, wie Ihr besorget! — So sagte, dachte Mozart. Und in der That, die Elegie ist mannichfaltig in ihrer dolce Maesta, wie der italienische Text sie bezeichnet, mannichfaltig und wechselnd zwischen dem Feuer einer Eumenide und dem Schmelz der aufgelösten Hingebung. In der Arie: „Mich verläßt der Undankbare“ ist sie vorwurfsvoll und voll Adel.

In der Passage: „Ich folg' ihm überall“ tönt der Entschluß, ihr Recht an ihm rächerisch zu verfolgen. „Trau' nicht dem Bösewicht!“ raunt sie als strenge Priesterin der Nemesis Zerkünnen zu; ihm selbst gegenüber ist ihr Herz freilich schnell wieder gewonnen und mit dem Entschluß, ins Kloster zu gehen, macht sie den letzten Versuch, auf ihn zu wirken, bis sie dem eintretenden Geist ihr Amt überläßt. — Der Textdichter mußte dem Londichter willfahren. Nun, so macht es nur sonst hübsch lustig! wirft Da Ponte ein. Ihr habt ja noch den Ottavio, diesen geprellten Narren, der eigentlich gespießt werden müßte! — Mensch, tödtet mir den Tenor nicht! ruft Mozart. Ich will diesen Ottavio, den nur ein Giovanni bei der Donna Braut ausstechen kann, nicht verunglimpfen wissen! Er ist weich, kein Held; Don Juan würde ihn tödten, wenn dieser Mensch mehr Mann wäre; allein ich brauche einen Tenor! — Nun, so lassen wir ihn leben! — Aber nicht um ihn lächerlich zu machen! Nein, ich gebe ihm den Schmelz des süßesten Begehrens, das da wehklagt, trübt das rauhe Leben seine Seelenfreude und entzieht sich ihm seine Donna in Trauerkleidern, weil der Aufruf zur Rache dem Dienste Aphrodite's vorangehen muß. Wie tief ihn Giovanni beleidigt und verhöhnt hat, indem er in seinen Kleidern, vom Mantel der Nacht gedeckt, zur Donna schlich und sich in ihre Arme schmiegte bis sie Verdacht schöpft, aufschreit und dem Mörder ihrer Ehre flucht, — wie tief ihn Giovanni verletzte, das ahnt Ottavio nur dunkel; sein: „Schrecklich, nur weiter!“ ist ein Angststoß, der ihn doch nicht

zur Besinnung kommen läßt. Wißt Ihr, Abbé, ich habe das Bedürfniß, noch einmal meinen Belmonte, in gesteigerter Potenz, zu schaffen, noch einmal meinen Bräutigamsrausch der sehnächtigen Liebe nachzufühlen und auszutönen!

Und so ward durch des Tondichters Auffassung und Ausführung aus einem doch immer ziemlich passiven Galan die Personification des tiefsten Seelenschmerzes, aus einer häuerischen und feilen Coquette Zerline die lieblichste Blume weiblicher Schalkheit, aus Elvira eine Eumenide und doch zugleich ein Seraph der allerbarmenden Frauenliebe, aus Anna eine Erinnye im Kampf zwischen Scham- und Rachegefühl, aus dem Bild von Marmelsteine, wenn es als Gast bei Tische erscheint, ein Herold des jüngsten Gerichts. — Das Sextett, das die Oper schließt, erklärt Otto Zahn für ein Zugeständniß an den Brauch der Italiener, zuletzt noch einmal die Hauptgestalten vorzuführen. Mozart selbst strich bei der Wiener Aufführung das Duett darin zwischen Anna und Ottavio als wirkungslos. Uns erscheint so dieser ganze musikalische Epilog. Wir bedürfen nicht des kindischen Höllenrachens mit gräßlichen Teufelsfragen, wohl aber der Ehre zum Abschluß der Weltgerichtsmusik. Mit Mozart's Tönen ist Don Juan das ebenbürtige Seitenstück zu Faust, als Titane des Genusses neben dem Titanen des Gedankens. Mozart's Juan ist nicht der hypochondrische Dämon, wie ihn Hoffmann, der Gallotist, verstehen wollte; aber jeder Zoll an ihm ist Genußsucht, der Drang, alle Schätze der Erde in ihrem Blüthenmoment zu umfassen, ihre Schönheit mit allen

Poren einzuschlüpfen und alle dem zu spotten was Sitte, Herkommen, Autorität, Moralgesetz, Sprache des Gewissens, der Treue, des Verlangens nach Ruhe und gesättigter Befriedigung fordern und gebieten mögen. So beschwört Juan in den ewig lachenden Sonnenschein des Lebens jene Schatten aus der Tiefe heraus, die er vergeblich hinwegzutäuschen sich zutraute und die mitten hineingreifen ins Dasein wie eine Furche quer über die Stirn des noch blühenden und leuchtenden Antlitzes. Juan ist der umgekehrte Faust. Dieser verschmäht über dem Drang nach dem Ewigen den Augenblick und seine Reize. Juan, Skeptiker entgegengesetzter Art, bezweifelt daß hinter dem Reiz des Moments und der Erscheinungswelt noch irgend etwas existire; er verspottet die Ewigkeit und ihre Mächte, und so ruft er sein: Nein! dem Geiste und seiner Mahnung zur Umkehr entgegen. — Nur in der Sprache konnte Faust, nur in Tönen Juan gedichtet werden; die Weltgerichtsposaune muß das Tonwerk schließen.

Um ganz und vollauf die Fülle des sinnlich bewegten, reizvollen Lebens zu begreifen, das in Mozart's Tonwerke wogt und Gestalt gewinnt, müßte man den Schöpfer desselben in dem Prag der damaligen Zeit belauschen können, wie er Tag und Nacht Alles erst erlebte, was er zu Musik gemacht. Es würde in der That einen Commentar bester Art geben, könnte man den Meister in Person mitten im Strome des Prager Lebens zeichnen. Die alte Böhmenstadt vergötterte ihn. Deutsche Gesangslerchen und Italiens Nachtigallen umgaukelten ihn, begierig, die Arien, die er schuf,

von ihm a tempo zu erhaschen. Cavaliere und Damen umschwirrten den Gefeierten, bald zur üppig rauschenden Freudenfeier, bald zur stillen Scene verschwiegener Zärtlichkeit. Nie stand sein Genius höher als in jenen Tagen; Mensch und Künstler feierten ihr Blüthenfest. Ganz Prag genoß stückweis den Giovanni im Entstehen. Einzeln holte man allmorgens die Nummern vom Piano fort, wo Mozart vielleicht noch spät in der Nacht, entzückt von Liebe und Gunst, die Noten gesetzt. Und doch war der musikalische Schöpfer dieses Bacchanals der Lebensfreude und des Liebesrausches zugleich der einfach bescheidene, still vergnügliche, kindlich harmlose Mensch, der in einer häuslichen Einkehr bei seiner getreuen Constanze sein friedfertiges Behagen, seine genugthuende Befriedigung fand! Er war, wie die Wiener sagen, ein „Kindskopf“, ein als Mensch Kind gebliebenes Wesen, während sein Genius mit der meisterhaften Bewältigung und Entfaltung aller Mittel, über die seine Kunst gebietet, das Höchste lieferte, was an süßem Reiz und an ergreifender Gewalt denkbar und erreichbar. Man weiß, wie er in Prag nach Vollendung der Oper noch immer mit der Overtüre gezögert, sie erst am Tage der Aufführung dem Orchester übergab. Sorglos hatte er selbst den letzten Tag noch verhandelt, ohne sich entschließen zu können, die Overtüre aufzuschreiben, wie sie freilich schon in seinem Innern wogte, webte und lebte. Auf sieben Uhr früh war der Abschreiber bestellt, das Manuscript zu holen, um die Stimmen noch für den Abend liefern zu können. Der Maestro

zog sich also still zurück in seine Häuslichkeit, um die Nacht über das Werk zu fertigen. Constanze mußte ihm Märchen erzählen von Aladdins Wunderlampe und vom Aschenbrödel, um ihn munter zu erhalten. Er hat darüber gelacht, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen, und dabei doch sein tiefernstes, gewaltiges Werk mit den Anflängen der Posaunen des jüngsten Gerichts gefördert. Schließlich, erzählte Stanzerl, habe sie ihm auch noch einen Punsch machen müssen, um die Geburt seiner Phantasie zu beschleunigen. Der gelehrte Alexandriner, Otto Jahn, macht dabei weitläufige Glossen und eine Abhandlung, um mit Hindeutungen auf Schiller und mit Citaten aus Goethe und Eckermann zu untersuchen, wie weit es räthlich und von Nutzen, in Momenten der gährenden und kreisenden Schöpferkraft Spirituosa zuzunehmen. Wir aber begnügen uns, an der Geburtsstätte und vor der Wiege solcher Schöpfung die Hände staunend zusammenzuschlagen, mit dem stillen Eingeständniß, daß die Geburten und Geburtswehen, die der Genius zu bestehen hat, gleich räthselhaft und bewundernswürdig sind.

Um aber zu begreifen, wie mitten in den Blüthengarten aufgesproßter und entfesselter Liebesgeister die Tuba zum letzten Gericht eindringt, um es zu verstehen wie Mozart für die Mahnung von jenseits eben so empfänglich war wie für die Lust des beraushenden Augenblicks, um dies ihm nachzuempfinden, muß man sich vergegenwärtigen wie ihn plötzlich beim Beginn der Arbeit der Tod seines Vaters, des treuen Führers auf seinem Lebenswege von zarter Kindheit

an, erschütterte. Schon zu Anfang des Jahres 1787 schrieb er dem erkrankten Vater einen Brief, der es bezeugt, wie es für ihn auch Momente gab, wo der Schmetterlingsflügel ohne Blüthenstaub vor ihm lag. Wolfgang schrieb: „Da der Tod, genau genommen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so hab' ich mich seit ein Paar Jahren mit diesem wahren besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bildniß allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern Beruhigendes, Tröstliches, und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer Glückseligkeit zu betrachten. Ich lege mich nie zu Bette ohne zu bedenken, daß ich vielleicht, so jung als ich bin, den andern Tag nicht mehr sein werde.“ — Mitten im höchsten Glücke, im reichsten und üppigsten Lebensgeföhle trat ihn der Tod des Vaters an. Im Posaunenton des Comthurs ließ er den Geist des entschlafenen Vaters sprechen, und so kam intensiv und mächtig das Weltgerichtsgeföhle in sein großes, alle Lust des Lebens athmendes Tonwerk.

Die Posaunen des Weltgerichts nahm er aus dem zweiten Finale des Giovanni alsbald wieder auf, als er seine Todtenmesse schrieb. Bevor wir aber den sterbenden Meister betrachten, werfen wir einen Rückblick auf den werdenden, suchen zu fassen, wie er ward, was er war, und machen uns seine Entwicklung als Mensch und Künstler begreiflich.

Mozart war als Knabe ein Wunderkind. Am 27. Januar 1756 zu Salzburg geboren, wo sein Vater bei spär-

lichem Gehalt Vicecapellmeister des Erzbischofs war, erhielt Wolfgang Amadeus schon in seinem vierten Jahre Unterricht auf dem Clavier und war um so eifriger als er eine fünf Jahre ältere Schwester (das Mannerl) auf dem Instrumente einzuholen strebte, der Vater die erste Treibhauspflege seines Talentcs sehr eifrig betrieb. Solche Frühreise geistiger Begabung rächt sich meist körperlich. Der Knabe blieb physisch zart, nervös sehr empfindsam. Man weiß von seiner Reizbarkeit gegen Trompeten ohne Begleitung, die ihm bis in sein zehntes Jahr hin Anwandlung von Krämpfen brachten. Sein musikalisches Gefühl war so nervenart und fein, daß er die Stimmung zweier Geigen bis auf einen halben Viertelton zu unterscheiden mußte. Gleich nach einiger Anweisung der ersten Griffe vermochte er fast instinctmäßig die zweite Geige zu spielen. Seine wunderbare Auffassung der Töne und ganzer Tonwerke suchte seinesgleichen. — Schon mit dem sechsjährigen Sohne trat der Vater eine Kunstreise an, nach München und Wien, um der Welt das Wunder seiner Erziehung vorzuführen. Der Knabe ward in hohen und höchsten Kreisen angestaunt, von den vornehmen Damen im Salon gehätschelt. Das machte ihn schelmisch feck, seine Sinne und sein Herz reizbar und leicht entzündlich. In seiner naiven Offenheit war er als Kind und Jüngling der Liebling Aller; harmlos tändelnd, in seinem Gott vergnügt, blieb er später selbst gegen den Neid seiner Nebenbuhler ohne allen Arg, ohne alle Waffen. Bei der kaiserlichen Galatafel in Wien durfte der Knabe hinter den Stühlen der Allerhöchsten

Herrschaften stehen, erhielt von den feinsten Händen Leckerbissen und ergökte durch die Schalkheit seiner Einfälle. Er machte sehr graziös „Küss’ d’ Hand“, noch lieber war’s ihm, küßten ihn Prinzessinnen und Gräfinnen; als Maria Theresia ihn vor sich auf den Stuhl stellen ließ, um ihn seines schönen Spiels willen zu beloben, hatte er kein Arg die hohe Frau zu umarmen. Auf seiner ersten Pariser Reise fühlte er vor der Marquise von Pompadour denselben Anreiz, ward darauf hart angelassen, und empfand es sehr übel, daß Diese verschmähte, was seine Kaiserin lachend geduldet. Die erste große Reise nach Paris, London und dem Haag fiel in die Jahre 1763 bis 65. Ueberall staunte man jubelnd über das Genie des Knaben, der in der Harmonie und im Generalbaß bereits so gründliche Studien gemacht, daß er auf der Orgel frei phantasiren konnte. Die tiefsten und schwersten Meister, Händel und Bach, studierte er spielend, wie ihm denn Zeit-lebens, auch wenn es die höchsten Themata, die feste Charakteristik dramatischer Conflictе galt, der ergiebigste Fluß, der süßeste Wohl laut in Tönen zu Gebote stand. Sein Herz, leicht bewegt, heiß, schmelzend und üppig, sprudelte jeder Zeit über in Melodien, deren Uner schöp flichkeit ebenso staunenswerth war wie der durchgreifende Ernst seiner Harmonistik, die tiefe Kraft seiner musikalischen Charaktermalerei. Seine zwei ersten Sonaten für Clavier und Geige hat der sieben-jährige Mozart der Prinzessin Victoire von Frankreich, zwei andere in gleichem Alter der Gräfin Tessé gewidmet. Sechs Sonaten nebst Vocalcompositionen gehören dem Londoner

Aufenthalt, sechs andere, den Prinzessinnen von Oranien und Nassau-Weilburg gewidmet, dem Aufenthalt im Haag an. Nur eine Krankheit unterbrach das ungetrübte Glück seines ersten Auftretens in den großen Weltstädten des Auslandes; auch seine zweite Kunstreise durch Oesterreich ein Jahr später wurde nur durch eine Krankheit, Blattern mit lange Zeit andauernder Blindheit, gestört; sonst schaukelte sich der Kahn seines jungen Lebens auf heiter bewegten, gemächlichen Wogen, sein freudeberauschtes Herz wußte es nicht anders als daß Fortuna ihm schuldig sei, ihr Füllhorn über ihn auszuschütten, alle Götter ihm ihre Gaben darzubringen, Zephyre und Amoretten ihm zu huldigen hätten, weil er, was das Leben an Reiz und Schönheit ihm bot, in Tönen wiedergab. In Wien schrieb er auf kaiserlichen Antrieb seine erste Oper: *La finta semplice*, die den Beifall der Kenner, aber zugleich den Neid der Italiener erweckte; sie blieb in Folge langwieriger Ränke unaufgeführt, und dies warf den ersten Schatten über sein Thun und Leben, obwohl er harmlos weiter tändelte, die fortgesetzte Kette von Verfolgungen und Intriguen, die ihm die Wälschen heimlich und offen bereiteten, nicht achtete oder nicht merkte, bis sein lachendes Herz endlich zu scherzen verlernte und in seiner letzten Krankheit die aufgehäuften Reihe lebenslänglicher Kränkungen schließlich, wenn auch vorübergehend den hypochondrischen Argwohn in ihm gestaltete, er sei von Wälschen vergiftet. Er schrieb in ihrem Styl, aber mit einem Geiste, der sie zu überflügeln drohte. War es der Contrapunktist, der Har-

monist in ihm, war es die Fülle seiner Melodien, was sie in ihm fürchteten, oder die deutsche Charakterkraft der Gestaltenzeichnung, die ihnen unerreichbar blieb: genug, die Verfolgungssucht der Wälschen war wie ein Fluch, den er in seiner Heimath Zeitlebens nicht beschwören konnte, selbst nicht durch die höchsten Meisterwerke seiner Kunst.

Das karge Leben in Salzburg diente sehr weise zu ernstern, gewissenhaften Studien; daß ihm Alles nur angefliegen, auch sein Bestes und Höchstes, gegen diese Annahme hat er sich später selbst unwillig ausgesprochen; die alten strengen Kirchenmusiker Italiens und Deutschlands waren zur Begründung seiner Kunst als Wissenschaft seine bleibenden Lehrmeister. In seinem vierzehnten Jahre trat er mit Vater Leopold die italienische Reise an. Der Zauber der Jugend wirkte damals noch für ihn, Hand in Hand mit der Meisterschaft seines Spiels als Pianist. Vater Martini in Bologna gerieth in Staunen, daß Mozart aus jedem gegebenen Thema eine Fuge gestaltete; in Rom schrieb er nach einmaligem Hören jenes Allegri'sche Tonwerk nieder, auf dessen ausschließlichen Besitz die Sixtinische Kapelle so eifersüchtig war, daß jede Aufzeichnung und Verbreitung verboten blieb. Beim wiederholten Anhören des Miserere verbesserte Mozart an Ort und Stelle, er hatte seine Handschrift im Hute vor sich, nur wenige Notizen; so heimisch war ihm, bei der Schnellkraft und Innigkeit des Auffassens fremder Werke, die Welt der Töne, während seine eigenen Schöpfungen an Eigenthümlichkeit der Erfindung und neuer Fülle der Gedanken alles bis dahin Vorhan-

dene überflügelten. Der Papst erhob den vierzehnjährigen Jüngling zum Ritter vom goldenen Sporn, zwei Akademien zum Cavaliere filarmonico, Mailand übertrug ihm zum Carneval die Oper Mithridat, später und in gleichem Zwecke Lucio und Silla. Diese Arbeiten, auch was er, nach der Heimath zurückgekehrt, für Wien und Salzburg damals schrieb, waren wohl nur Vorläufer zu seinem ersten Werke im großen ernsten Styl, seinem Idomeneo, den er im Auftrage Karl Theodors 1781 in und für München schrieb. Er feierte damit seinen Sieg über Glück auf dessen eigenem Gebiet, denn er brachte zur strengen dramatischen Charakteristik dieses Meisters die sprudelnde Fülle seiner Erfindungskraft und den Fluß eines üppigen Wohllauts, den die karge Grandezza des Vorgängers entweder nicht kannte oder verschmähte.

In die Zeit zwischen seinen italienischen Arbeiten und seiner Münchener Oper fielen sein Aufenthalt in Mannheim und seine zweite Pariser Reise, die er, obschon immer noch Kind, weil er der Bevormundung in allen sächlichen Geschäften bedurfte, ohne Vater Leopold, aber in Begleitung seiner Mutter machte. Mannheim hieß damals „das Paradies der Tonkünstler.“ Ein Zeitgenosse schrieb: „Preussische Taktik und Mannheimer Musik setzen die Deutschen über alle Völker hinweg.“ Von Karl Theodor, der sich aus Schwetzingen ein Klein-Verjailles gestaltete, schreibt Schubart in seiner Lebensgeschichte: „Nicht leicht hat ein großer Mann die Musik so in sein Leben verwebt wie Dieser. Musik weckte ihn,

Musik begleitete ihn zur Tafel, Musik scholl auf seinen Jagden, Musik besflügelte seine Andacht in der Kirche, Musik wiegte ihn in balsamischen Schlummer und — Musik hat diesen wahrhaftig guten Fürsten gewiß im Himmel bewillkommt.“ Das Letzte können wir nicht verbürgen, denn Karl Theodor hat an der himmlischen Pforte sicherlich auch den Eintritt der ganzen Schaar seiner natürlichen Kinder bei Sanct Petrus beantragt. Wir wissen nicht, ob Sanct Petrus ein Auge zudrückt oder, wie weiland Odysseus, sich gegen Sirenen- gesang das Ohr mit Wachs verklebt. Musik ist die idealste, weil körperloseste, aber auch die sinnlichste aller Künste, weil sie die Denkkraft einlullt und gefangen nimmt. Sie schwingt sich über die wirkliche Welt hinweg, statt sie gestalten zu helfen; sie verzichtet sogar auf die ernstesten, sittlichen Grundpfeiler des Lebens, stehen diese nicht fest auf anderm Boden; sie wird dann leicht zur Hetäre, die mit Rosenkränzen selbst die Gräber des Verderbens überdeckt. Musik begütigt Alles; sie hat die Macht, die Engel im Himmel singen zu lassen, in so süßen Tönen, daß die ernste Stimme des strengen Weltenrichters vielleicht auf Augenblicke schweigt. Ein Volk, das nur Musik treibt und schafft im Gebiet des Geistes, ist ein sehr aufgelöstes. Ihre Illusionen und die Tünche, die sie über offenes und geheimes Gebrechen breitet, halten nicht vor, klopfst die Weltgeschichte oder die Noth des Lebens an die Thür. An allen deutschen Höfen von damals berauschte man sich in Musik, während in Frankreich ein Orkan heraufzuziehen begann, vor dessen großem Grundton die

Musen erzitterten, die Grazien erblaßten, alles Lächeln auf dem Angesicht der Menschheit erstarb. — Mannheim wollte freilich auch gern für Litteratur und Wissenschaft ein kleiner Mittelpunkt werden; seit 1763 war dort eine pfälzische Akademie der Wissenschaften gegründet, man ging damit um, Lessing, Klopstock, Wieland zu berufen; es fehlte nur der Kern des sittlichen Willens, man fand die Musik bequemer und gefälliger als den mitunter spartanischen Ernst der Litteratur. Mozart stieß in den kurfürstlichen Antichambres mit Lessing zusammen. Er hatte sich darauf gefreut, den Dichter der Minna von Barnhelm kennenzulernen; aber Lessing war sehr wortkarg, sarkastisch, naserümpfend; die Mannheimer Prägeln gefielen ihm wahrscheinlich besser als die sonstige Wirthschaft dort. Auch Klopstock erschien (1777) in Mannheim auf Einladung des Hofes, der sich mit ihm in ein Vernehmen setzen wollte. Der Sänger des Messias bei seinem persönlichen Auftreten unter Rebweibern und Hosschranzen betonte sehr stark das deutsche Element, das noth thue. In Mannheim wurde in der That zuerst in deutschen Landen das Verlangen nach Gründung einer deutschen Oper rege. Auch der Dichter der Alceste, Wieland, kam und schrieb auf dortige Bestellung seine Oper Rosamunde. Was Weimar wurde, ein deutscher Barnab, dazu hatten auch andere kleine Fürstentümer damals das Gelüst, nur nicht den Ernst des Willens und die Ausdauer der Begeisterung. Für die bezweckte deutsche Oper Mozart zu gewinnen, lag wirklich im Plane des pfälzischen Kurfürsten. Mozart erlebte sogar dort etwas

Unerhörtes, die Aufführung einer deutschen Oper mit deutschem Text: „Günther von Schwarzburg“, Musik von Holzbauer. Mozart lobt in seinen Briefen an den Vater das Feuer des Componisten; Sänger und Sängerinnen waren fast nur Deutsche. Ein Berichterstatter aus Mannheim im Berliner litterarischen Wochenblatt von 1776 schrieb: „Eine deutsche Oper, aus der deutschen Geschichte, von einem deutschen Dichter! Deutsche Composition und auf dem besten deutschen Theater aufgeführt! Wer sollte sich nicht über diese heilsame Revolution des Geschmacks freuen!“ Das nannten die Deutschen von damals eine Revolution, diese Rückkehr auf die erste einfache naturgemäße Bedingung zur eigenen Entwicklung. Und auf solche Stoffe und Zwecke beschränkte sich für uns der Begriff „Revolution“, ohne daß wir dafür in der Zerstückelung unserer Versuche ein Aufrufen der Gesamtkraft erreichten; als die wirkliche Revolution von Frankreich aus über uns hereinbrach, zerstoben alle diese kleinen Bestrebungen zum nationalen Bewußtsein wie Spreu vor dem Sturmwinde.

Mozart gefiel sich sehr in Mannheim. Peter Winter, später, nach der Mozart'schen „Entführung“, Componist des „Unterbrochenen Opferfestes“, ein Mannheimer von Geburt, war damals Violinist in der Kapelle des Kurfürsten. Abt Vogler war der damalige arrogante Programmmusiker, ein gelehrter Pedant und Charlatan in der Musik; Mozart schilderte ihn so ohne Befangenheit und ganz harmlos. Die Kirchenmusik fand Wolfgang Amadeus in Mannheim „weich-

lich"; wie auch Schubart in seiner Autobiographie dies Urtheil fällt. Das Orgelspiel ist hier sehr verwahrloßt, schreibt Mozart im Zorn. Auch an kleinen dynastischen Sizen der Umgegend ließ er sich hören, wie in Hohenaltheim, wo ein Fürst Wallerstein Hof und eine kleine Kapelle hielt; nicht minder in Klöstern und Abteien, wie schon früher bei seinem Aufenthalt in Augsburg zu St. Ulrich, wo er mit den frommen Brüdern lebenslustig und gut speiste, ihnen auf Geige und Orgel vorspielte und sie mit seinen neuen Compositionen beschenkte. In Mannheim hatte er stark zu kämpfen, um vor Widersachern aufzukommen, die seinen Plan, Stellung und festen Wirkungskreis zu finden, hintertrieben. Er schrieb nach Salzburg: „Sie denken, weil ich klein und jung bin, kann nichts Großes und Altes hinter mir stecken; sie werden es aber bald erfahren!“ Er war sonst ganz scharmuzirender Gemüthsmensch, offen für jeden Anspruch an sein Gefühl. Vater Leopold klagt warnend über sein „für alle Leute allzu offenes Herz.“ Es ist derselbe Brief, den der Alte unterzeichnet: „Dein wahrhaft sorgfältiger Vater.“ Mozart gab den Kindern einer kurfürstlichen Maitresse Unterricht. Das störte nicht die Orthodoxie des Vaters, denn allerhöchsten Personen in Allem unterthänig zu sein, gehörte zum Katechismus der ehrsamten Devotion jener Zeit. Allein der Verkehr in Mannheim, wo es von activen und pensionirten Maitressen wimmelte, war auch sonst für Wolfgang Amadeus gefährdend, wenigstens von unberechenbaren Folgen. Seine Entgegnung auf des Vaters Sorgen und Aengste ist ein rührendes Zeugniß

von harmloser, gottvergnügter Güte des Herzens. Mozart schreibt: „Lebe der Papa unbesorgt; ich habe Gott immer vor Augen, ich erkenne seine Allmacht, ich fürchte seinen Zorn; ich erkenne aber auch seine Liebe, sein Mitleiden und Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe; er wird seinen Diener niemals verlassen. Wenn es nach seinem Willen geht, so geht es auch nach meinem; mithin kann es nicht fehlen — ich muß glücklich und zufrieden sein.“ So schrieb der Ein- und zwanzigjährige, dem freilich Herzensglück schon sehr Bedürfnis war. In Augsburg hatte er mit einem „Bäsle“ scherzhaft angebandelt und ihr, ohne es zu wollen und zu ahnen, trotz seiner tollen Hauswurstspäße mündlich und brieflich in den Kopf gesetzt, er habe allen Ernstes eine Absicht auf sie. In Mannheim war es zuerst eine Rosa Cannabich, die ihn interessirte. Sie war ernst, aber voll Anmuth, wie es scheint, auch musikalisch gebildet; er schrieb eine Sonate für sie, „das Andante ganz nach dem Charakter der Mademoiselle Rosa“, wie er selbst berichtet. Dauernder sollte sein Herz im Weber'schen Hause zu Mannheim gefesselt werden. Weber war Copist und Souffleur am Theater; die ältere Tochter, Aloysia, bildete sich zur Sängerin aus und Mozart, der für ihre Stimme componirte, fand Entgegnung für sein ebenso heißblütiges, wie zärtliches Bedürfnis. Sein freudeberauschtes, jubelndes Herz brauchte allezeit Kost und Nahrung. In seinem Glückseligkeitsgefühl übersah er Anfangs die zweite Blume, die auf demselben Gartenbeete dicht neben der farbenprächtigen und prunkenden Tulpe vor ihm blühte, ein Veilchen

in stilleren Farben, von verborgenem Werthe, aber voll stätiger Treue und durchdringendem Duft. Nicht Mopsia, vielmehr die jüngere Schwester Constanze war es, die sein Herz dauernd zum Lebensbunde fesselte. Von Paris zurückkehrend, ward er seines Irrthums inne. Für die treulose Sängerin hat er auch später nicht ganz aufgehört zu empfinden; er schrieb ihr noch manche Bravourarie, mit der sie Glück machte. Er für seinen Theil fand sein Glück in Constanzens treuem Besiß. Bei seinem ersten Mannheimer Aufenthalte hatte freilich Mopsia schon als Talent ihn ganz gefangen genommen; er ging sogar damit um, mit ihr und der ganzen Weber'schen Familie nach Italien zu gehen und in der Welt concertirend herumzuziehen. Der besorgte Vater malte ihm die Hölle eines solchen Künstlervagabundenlebens vor und trieb ihn endlich fort von Mannheim nach Paris, wo, wie er hoffte, höhere Kunsteindrücke dem Sohne höhere Ziele stecken würden.

Mozart begann in Paris zur Zeit seines zweiten Aufenthalts allerdings sich höhere Zielpunkte zu stecken. Bei dem dort noch unentschieden hin und her wogenden Streit zwischen Gluck und Piccini verhielt er sich parteilos; er studierte mit reiner Forscherlust die Eigenthümlichkeiten beider Richtungen, der Gluckianer und der Piccinisten. Gluck's *Alceste* gehört dem Jahre 1767 an, *Iphigenie in Tauris* fällt ins Jahr 1774, Mozart's *Idomeneo*, in welchem der Ertrag seiner Studien auf diesem Gebiet zu Tage kam, trat erst sieben Jahre später ins Leben. Gluck, groß, erhaben, einfach und streng in seiner musikalischen Wiedergeburt der antiken

Tragödie, war ihm doch bei der sinnlichen und üppigen Frische seines eigenen Genius zu tendenziös und reflexiös; die polyphone Macht der Musik vermißt auch Marx in Gluck. Mozart ist zu reich an Tönen, um die Musik, wie Gluck, bloß zur Illustration eines dichterischen Textes zu verwenden; sie ist ihm Selbstzweck, auch das dramatische Wort giebt ihm nur den Antrieb und Vorwand, um schöpferisch frei den Ton über das gegebene Thema walten zu lassen. Ebenso fest die Gestalten in Tönen charakterisirend wie Gluck, hat Mozart doch zuviel musikalische Erfindung, ist bei heißerm Temperament reicher und voller in der Empfindung wie in den Mitteln seiner Kunst. Er giebt wärmeres Colorit bei ebenso strenger und charaktervoller Zeichnung. Diese Charakterzeichnung fehlt den Italienern gänzlich; soweit war Mozart Gluckianer; aber dessen strengen Styl versetzte er mit dem üppigen Fluß des Melodischen und Ariosen, so daß er ungesucht und ohne seine eigene Natur zu verleugnen, Derjenige wurde, der deutschen und italienischen Styl zu einer höhern Einheit verschmolz. Erst 1781 brachte, wie gesagt, sein Idomeneo die Summe seiner Studien in Paris schöpferisch zum Vorschein. Somit war Paris doch von Einfluß für ihn, so gering auch zunächst seine Erfolge dort waren, und so still er sich hinter den Parteien verhielt, ihnen ihre Kräfte, Maximen und Stylarten ablauschend, um die in Einseitigkeit verlorenen Richtungen, indem er sie ergänzte und versöhnte, in seinem höhern Drang als Gewinn für seinen eignen Opernstyl auszubeuten. Hat in unsern Tagen Meyer-

beer dasselbe bezweckt, so ist er doch dabei der Effektiker geblieben, der es blos zur Compilation aller Stylarten und Manieren brachte. Paris war für Mozart von Gewinn, indem er für seine spätern Dramencompositionen die schärfern Accente der Franzosen kennenlernte, das Harm- und Sorglose seines Sichgehenlassens in der Composition fahren ließ, ohne bei strafferer Zusammenfassung seiner musikalischen Ideen die alte Unschuld und paradiesische Reinheit seines Empfindens einzubüßen.

Bewundernswürdig war selbst den Parisern die Leichtigkeit seines Schaffens in der Kammermusik. Die leiseste Anregung genügt und er schreibt nach jedem, ihm nur angedeuteten Bedürfniß Concerte und Sonaten, selbst für Flöte und Harfe, die beiden Instrumente, die er, wo sie sich vordrängen, als weichlich „verabscheute“. In wenigen Tagen schuf er eine Symphonie. Sonaten schüttelte er sozusagen aus dem Ärmel, etwa so wie man improvisirt. Oft standen sie noch nicht auf dem Papier und er führte sie aus wie er sie innerlich festgestellt. Kaiser Joseph z. B. verlangte zu einem schnell angelegten Concertabend etwas Neues von ihm zu hören. Mozart entwarf eine Sonate für Piano und Violine, gab dem Geiger seine Stimme und übernahm das Clavier. Der Kaiser bemerkte, daß Mozart ein leeres Blatt vor sich hatte. Er ließ ihn nach dem Spiel zu sich kommen und bitten, das Manuscript der neuen Sonate mitzubringen. Mozart kam lächelnd und überreichte ein unbeschriebenes Notenblatt; er habe noch nicht Zeit gehabt, die Clavierstimme aufzusetzen;

nur der Geiger hatte nach Noten gespielt, er selbst, ohne die Sonate zuvor gehört zu haben, aus dem Kopfe. Den Franzosen war es neu, wie Einer so ganz nur in Tönen lebte und webte. Und er schien das nur spielend zu treiben, ganz ohne das Raffinement der Musikjünger einer gewissen Schule von heute; er brachte es freilich auch in Paris zu nichts. Nachdem seine Hoffnung auf eine Organistenstelle in Versailles sich vereitelt hatte, drängte es ihn zur Operncomposition, selbst in der „verfluchten“ französischen Sprache, die so „hundsöttisch“ für Musik ist. Die „teutsche ist noch göttlich dagegen“, schrieb er; die französischen Sänger „schreien und heulen, und zwar aus vollem Halse und Nase und Gurgel.“ Aber er „empfindet ein ganzes Feuer im Leibe und zittert an Händen und Füßen für Begierde, den Franzosen immer mehr die Deutschen kennen, schätzen und fürchten zu lehren.“ — Man weiß von Mozart'schen Musikstücken zu einem Ballet in Paris, die mehrmals aufgeführt wurden, aber spurlos verschwunden sind. Wohl aber hat man aus dem Jahre 1778 seine für das Concert spirituel geschriebene, sogenannte Pariser Symphonie (Nr. 9 in der Sammlung bei Breitkopf und Härtel). In den Proben ging's herzlich schlecht und Mozart hatte große Angst. Er schrieb dem Vater nach Hause: „Ich bat Gott um die Gnade, daß es gut gehen möchte, indem alles zu seiner höchsten Ehre und Glorie ist, und ecce! — alle Zuhörer wurden davon hingerissen und war ein großes Applaudissement.“ Vor Freude über das Gelingen eilte er ins Palais royal, „nahm ein gutes

Gefrorenes“, betete den Rosenkranz, den er versprochen hatte, und ging nach Haus.

Dort aber, in seiner Wohnung, lag die leidende Mutter; er drückte der Sterbenden noch in derselben Nacht die Augen zu. Das Gefühl trostloser Vereinsamung suchte ihm dann Madame d'Épinay zu erleichtern. Eine Zeitlang Rousseau's Freundin und Gönnerin, bildete die Dame den Mittelpunkt eines litterarischen und künstlerischen Kreises; sie öffnete dem innerlich und äußerlich unterstützungsbedürftigen deutschen Musiker eine Zuflucht in ihrem Hause. Man drängte ihn, Stunden zu geben, sich um Gönnerschaft zu bewerben, bei den Großen zu antichambriren; „mais il est si treuherzig, peu actif“ u. s. w. schrieb Grimm aus Paris; „mit der Hälfte weniger Talent und mehr Geschick, sich vorzudrängen“, hätte er große fortune gemacht.

Seit dem Tode der Mutter trieb es ihn nach der Heimath zurück. Karl Theodor, der Kurfürst von der Pfalz, war inzwischen als Erbe Baierns nach München übergesiedelt. In Mannheim fand er denn auch Aloisia Weber, für die er noch fühlte, als angestellte Hofsängerin, aber in den Netzen des romantisch pikanten, verlodderten Schauspielers Lange, dessen Gattin sie wurde. Freiherrn v. Dalberg's Plan, Mozart für die Composition seiner eigenen Melodramen zu gewinnen, zer- schlug sich und der Musiker kehrte innerlich und äußerlich verarmt nach Salzburg zurück, um für einen dürftigen Lohn, wie er sagte, „in dem Bettelorte seine jungen Jahre zu ver- schlänzen.“ Man hat Messen, Vespers, Psalmen, Sympho-

nien und Concerte, die er in jener Zeit dort schrieb. Auch tauchte Schikaneder mit einer Wandertruppe, die das deutsche Singspiel aus der Sphäre der Marionettenposse herausarbeiten wollte, in Salzburg zum ersten Mal vor ihm auf. Mozart schrieb den „König Idamos“, ein Werk, das zwischen Oper und Melodram zu schwanken scheint. Wie eine Mission erging endlich 1781 aus München an ihn die Aufforderung, den *Re di Creta* für die Carnevalszeit zu componiren. Er schrieb das Werk an Ort und Stelle, wie dies Sitte war; der Verkehr mit den Darstellern erschien heilsam und war Brauch für den Operntonsetzer. — In den Märschen, in der harmonischen Behandlung des Orakels erinnert im *Idomeneo* noch Vieles an Gluck's *Alceste*, allein die Chöre bleiben nicht steifer Hintergrund, greifen activer ein. Die Arie tritt noch nicht ganz wie in der Entführung, Figaro und Juan, in den Höhepunkt der Situation und der aus der Handlung dramatisch entspringenden Leidenschaft des Empfindens; sie bleibt noch vielfach, auch bei den Zugeständnissen an die Sängerinnen conventionell, erscheint oft wie eingelegte Mosaik. Vater Leopold schrieb dem Sohne nach München seine Besorgniß, die Oper werde zu sublim werden, nicht „Popolares, was auch lange Ohren kitzelt,“ bringen. Wolfgang beruhigte ihn; in seiner Oper solle Musik sein für alle Gattung von Leuten, ausgenommen für lange Ohren. Bei der ersten Aufführung war der Vater zugegen; er weinte an einigen Stellen und wäre dem Wolfgangern gern um den Hals gefallen; die Musik übertraf alle Erwartungen des

forgen- und scrupelvollen, in alter Schule ergrauten Vaters. Gleich in der Hauptprobe war Karl Theodor nach dem ersten Acte ganz „fürprenirt“ gewesen; Mozart war zu ihm hingeeilt und hatte ihm die Hand geküßt. „Wird charmant werden und Ihm Ehre machen“, hatten Kurfürstliche Gnaden gesagt, „man sollte nicht meinen, daß in einem so kleinen Kopf so was Großes stecken könnte!“ — Zu einer Anstellung als Kapellmeister kam es aber doch nicht. War es der Kurfürst selber oder ein noch weiserer hochadeliger Intendant, der dem jungen Meister schon in Mannheim zu seiner vervollkommnung erst noch eine Reise nach Italien angerathen: der bescheidene Mozart, bereits lange zuvor in Italien mit den höchsten Ehren gekrönt, hatte hoch aufgehört bei diesem guten Rath und still drein gelächelt.

Nach der Heimath zurückgekehrt, ward ihm indeß die Mißhandlung von Seiten des Erzbischofs von Salzburg doch alsbald unerträglich. Erzbischof Hieronymus, aus dem Hause Colloredo-Wallsee und Möls, wird in Mozart's Briefen „ein Menschenfeind“ gescholten, „ein schlecht denkender Fürst, der ihn für lumpige 400 fl. jährlich alle Tag cujournirt.“ Mozart ertrug es lange um seines Vaters willen, den die Angst folterte, ohne amtlichen Zusammenhang würde der Sohn vogelfrei in der Welt zerflattern und umkommen. In Wien kam es schließlich zum Bruch. Der Erzbischof hielt dort am Graben, im Deutschen Hause, mit all seinem Jüngsind zeitweise Hof. Mozart wurde zu den Bedienten des geistlichen Herrn gethan, speiste mit diesen gemeinsam und saß bei

Tische zwischen dem Kutscher und dem Zuckerbäcker. Wenn der hohe Kirchenfürst Gesellschaft gab, oder in andere herrschaftliche Cirkel geladen war, ließ er seine Kapelle aufspielen, dann aber seine Musiker unter die Bedienten zurücktreten. Beim Fürsten Gallizin hatte Mozart, der Componist des Idomeneo, sich unter die Gesellschaft gemischt, nachdem sein Spiel jubelnd begrüßt worden. Das nannte sein Brotherr die Frechheit eines Knechtes. Andern Morgens ließ der Erzbischof ihn vor sich kommen. „Er machte mich aus wie einen Gassenbuben“, schrieb Mozart, „sagte, ich könne mich scheren, nannte mich einen Buben, einen liederlichen Kerl, Lausbub, Fex.“ Der hohe Kirchenfürst verlangte, sein Leibmusiker solle sich wie seine Kammerdiener hübsch im Vorzimmer aufhalten, um bei der Hand zu sein zum Aufwarten. „Ich war schon zweimal Hundsfutt, das zu dulden“, schreibt Mozart, „das dritte Mal konnte ich's nimmer sein.“ Zitternd an allen Gliedern, legte er sich krank ins Bett. Er verließ sofort das Haus des Erzbischofs, zog zur Frau Weber und verlangte schriftlich seinen Abschied aus dem erzbischöflichen Dienste. Da sein Gesuch unerwidert blieb, stellte er sich mit seinem Begehr nochmals persönlich ein; ein Graf Arco aber, Kammerherr Sr. hochfürstlichen Gnaden, stieß ihn mit dem Fuße zur Thüre hinaus. Mozart glühte vor Scham und Rache; er versicherte seinem Vater, dem Herrn Grafen den Tritt wiederzugeben, wo er ihn fände. Der Alte konnte ihn nur mit Mühe beschwichtigen. — Vater Leopold war auch sonst mit dem nun frei gewordenen Sohne und seinem unge-

bundenen Lebenswandel fortgesetzt unzufrieden. Der Wunderknabe war ehemals in den Salons verwöhnt. Er trug gern seine Spitzen, an Händen und am Brustlag, auch zwei goldene Uhren, nach der Sitte der Zeit; liebte fröhliche Gesellschaft, sein Humor schäumte gern auf wie Champagner. Auch auf allerlei Zuträgereien aus Wien hörte der Alte und machte ihm peinliche Vorfälle. Der Wolfgang sollte sogar an einem öffentlichen Tanzort mit einem übelberufenen Frauenzimmer getanzt haben, ja, Freitags nicht fasten. Der Sohn rechtfertigte sich getreulich und gewissenhaft. Er war ein leidenschaftlicher Tänzer, er rühmte sich sogar seiner Studien bei Vestri im Dienst Terpsichore's, konnte nicht leicht dem Reiz widerstehen, die Redouten zu besuchen. Aber jene Frauensperson kannte er gar nicht zuvor, hatte sie auch nur engagirt, um im Contredanse eine sichere Tänzerin zu haben. Freitags sich die Nahrung zu entziehen, halte er für keine Sünde; auch thue er's nicht öffentlich und prahle nicht damit. Jeden Freitag und Sonntag gehe er in die Messe, versichert er dem Alten, und habe Religion, ob er schon ein „fälliger junger Mensch“ sei.

Mozart ward von da ab seinem Vater gegenüber mündig. Seine innere Mündigkeit hatte er schon mit Idomeneo be-
thätigt; mit der „Entführung“ eröffnete er die Periode seiner Selbständigkeit; Figaro und Don Juan in der Epoche seiner Meisterschaft zeigen ihn auf der Sonnenhöhe seiner Kunst.

Bevor wir auf seine letzte Epoche eingehen, sei noch seines Clavierspiels gedacht. Was auch davon der Zeit verfallen sein mag, namentlich der fortgeschrittenen Virtuosität und der Vervollkommnung der Instrumente von heute gegenüber, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, was er als ausübender Künstler gewesen. Er war in Wien wiederholt darauf angewiesen, Unterricht zu geben, und in Concerten wesentlich als Pianist aufzutreten. Kochlig erzählt, Mozart habe es als „sein größtes Leidwesen“ beklagt, daß man von ihm gewöhnlich nur „mechanische Herereien und gaufelhafte Seiltänzerkünste“ auf dem Instrumente erwartete und zu „sehen“ wünschte, statt dem Fluge seiner Phantasie und dem Gedankengange seines Musikstückes zu folgen. Also wirkte auch damals schon auf das Publicum mehr die virtuose Ueberwindung technischer Schwierigkeiten als der correcte Vortrag des musikalischen Ideengehaltes! Mozart warnte auch schon seiner Zeit vor der Ueberstürzung des Tempo; es sei weit leichter, rasch, als langsam zu spielen; er sprach vom „Verhuden“ eines Tonstückes, wo Grimassen die Grazie, Hitze die Kraft, barbarischer und bloß sinnlicher Aufruhr den Aufschwung des Geistes ersetzen sollten. Zeitgenossen von Belang bezeugen sogar, daß Mozart als Pianist nicht bloß auf der Höhe der Zeit, sondern überhaupt auf der Höhe der Kunst gestanden. Clementi, sein Nebenbuhler in Kaiser Joseph's Cabinett, fühlte sich überwunden und sagte neidlos, so geist- und anmuthvoll habe er niemals spielen hören. Dittersdorf, der mit seinem „Doctor und Apotheker“ Mozart's Opern bei

weitem an Popularität bei der Menge überholte, gestand, in Mozart's Spiel seien Kunst und Geschmack merkwürdig vereinigt. Haydn sagte mit Thränen in den Augen, Mozart's Spiel sei ihm unvergeßlich, weil es „ans Herz ginge“. Und dahin, dünkt uns, geht ächte Kunst; raffinirte Programmusik ist ein Kind des Raisonnements und des flügelnden Verstandes. Bach der Ältere war für den Pianisten Mozart der Vater des Styls, namentlich in contrapunctischer Behandlung eines Thema's; Bach der Jüngere war ihm der Meister im virtuoson Spiel. Dabei blieb Mozart auch als Clavierspieler sich und seinem Grundwesen treu, alles was Ton heißt, zum Gesange hinzuführen; ihm war das Arioso die Blüthe der Kunst. In Bezug auf Cantabilität in Behandlung aller Instrumente sagt selbst Richard Wagner, Mozart habe dem Orchester den sehnsuchtsvollen Hauch der menschlichen Stimme eingehaucht. Heute drängt und quält man umgekehrt die Singstimmen zu Orchesterleistungen, sucht sogar aus der Armuth, der Armuth an Melodien, eine Tugend zu machen, indem man Charaktermalerei, die allerdings den neuern Italienern fehlt, während sie Mozart giebt, ohne sie in gesuchte Abstraction ausarten zu lassen, als Hauptzweck der Tonkunst aufstellt, ihr Gebiet sogar bis zur Schilderung ganz körperlicher, sachlich äußerlicher Gegenstände erweitern will. — Das zeitgenössische Publicum faßte Mozart's Compositionen nicht so auf wie wir von heute, die wir auch Beethoven besitzen; man fand Mozart zu schwer. Man nannte ihn in der Kammer- und Concertmusik neben Haydn einen

Klopstock neben Gellert. Im Opernstyle entwickelte er, gegen die leichtgefückten Italiener gehalten, allerdings eine Schwerkraft, die erst begriffen sein wollte, um Ohr und Seele dafür zu befähigen. Uns ist er in der Musik der Glückspender, der Seligmacher, der mit seiner Grazie, mit seinem Humor entzückt, wo Beethoven mit seinem unerbittlichen Tiefsinn uns bannet. Es ist ein Unterschied, ob das Herz vor Freude jauchzt, oder in schmerzhaftem Rausch zittert. Mozart steht in der Kammer- und Concertmusik zwischen Haydn und Beethoven mitten inne. Nur ein Haydn konnte ihm vorangehen, nur ein Beethoven ihm folgen auf dem Gebiet der instrumentalen Musik. Weniger losen Scherz und ungebundene Ländelei, festere musikalische Gedankenverbindung in der Kammer-, Salon- und Orchestermusik giebt freilich Beethoven. Aber Beethoven überladet nicht selten die hypochondrische Schwere seines grübelnden Gedankengangs, wo Mozart scheinbar spielend, ein sanguinischer Verschwender, sein Höchstes ausgiebt, das Tiefste fast lachend hinschüttet. Beethoven's musikalische Logik ist schärfer, aber nie abstract räsonnirend. Mozart ist reicher, Beethoven tiefer. Gleich sehr getrieben von edler Leidenschaft sind Beide; aber Beethoven's Dämon reißt hin und erschüttert, wo Mozart's Grazie beglückt und beseligt.

Der 29. October 1787 war der Tag, wo Mozart's Stern am höchsten stand; es war der Tag der ersten Aufführung des Giovanni in Prag. „Die Böhmen verstehen mich!“ hatte Mozart schon bei Gelegenheit seines Figaro geäußert. Die

Böhmen stellten sich damals noch nicht darauf, czechisch zu sein, gaben ihren jahrhundertlangen Zusammenhang mit dem deutschen Geistesgang nicht auf. Freilich war die Musik das allgemeine, universale Element der Bildungssphäre zu jener Zeit; erst die nachfolgenden Revolutionen führten wie beim Thurm zu Babel die Scheidung der Völker nach ihren Sprachen herbei. *)

Am 7. Mai des nächsten Jahres erschien Don Juan zum ersten Male in Wien auf dem Theater, und zwar auf Befehl Kaiser Joseph's; die Oper mißfiel aber dort. Joseph sagte: „Die Musik ist göttlich, aber das ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener!“ Der Abbate Da Ponte hinterbrachte dem Tondichter das Wort des Kaisers. „Man muß den Wienern Zeit lassen,“ war Mozart's Erwiderung. Für die deutsche Oper, kurz zuvor eh' er sie fallen ließ, hatte ihm der Kaiser, bei Veranlassung eines Gartenfestes in Schönbrunn, noch einen Auftrag gegeben, „den Schauspieldirector“, einen absichtlich leicht gehaltenen Text, den Louis Schneider in unsern Tagen umgestaltete.

*) Was Einzelheiten in Geribert Rau's Roman betrifft, so muß es als entschieden erlogen bezeichnet werden, daß eine Signora Mandini, eine Geliebte Mozart's aus seiner römischen Zeit, für die plötzlich am Tage der ersten Aufführung erkrankte Sängerin als Donna Anna eintrat und die Rolle, die sie insgeheim für sich studiert, in leidenschaftlicher Liebe zum Tondichter durchführte. Eine Signora Mandini weist der von Otto Jahn mitgetheilte Prager Theaterzettel als Marzelline im Figaro, auf; in Wien spielte ein Signor Mandini den Giovanni.

Auch der Text zu *Così fan tutte* ward ihm noch unter Kaiser Joseph übertragen, um ihn für italienische Sänger an den leichtern Styl zu gewöhnen. Ohne alle höheren Anforderungen, gab das Libretto (zu Deutsch: So machen es Alle, oder die Schule der Liebenden) mit den Scherzen der Galanterie bei sehr zerbrechlicher Treue wahrer Neigung einen Stoff für eine gewöhnliche Opera buffa bei üblicher Nachgiebigkeit gegen die Sänger und Zugeständnissen für den Geschmack des Publicums. Dabei rühmt man doch auch noch heute die durchsichtige Klarheit der Composition. Mozart's musikalische Ueberlegenheit zeigte sich in der Beherrschung jedes Stoffes, auch wo er sich bewußt war, nicht alle Schleusen des Gemüths eröffnen, nicht alle Mittel der Kunst entfalten zu können, um einen geistig und moralisch dünnen Gehalt zu verdecken; seine Meisterschaft zeigt sich auf so leichtem Gebiet als ebenso groß wie bei der Wucht starker und mächtiger Stoffe. Von Belang waren die Erfolge dieser leichter gehaltenen Oper ebenso wenig. Und mit Joseph's Tode hörte auch die Bestellung von Tanzmusiken zu den Redouten auf, die der Kaiser begünstigte, um damit eine Annäherung der Stände, eine Berührung von Hoch und Niedrig zu erleichtern.

Zu der Berliner Reise hatte Fürst Karl Lichnowsky, Gemahl der Mozart befreundeten Gräfin Thun, in Schlesien begütert, mithin zu einem Besuche in der preussischen Hauptstadt veranlaßt, dem Künstler die Gelegenheit geboten. Just am Tage seiner Ankunft spielten sie in Berlin

seine Entführung. — Ein kleiner Mann im Parterre, der sich bis ans Orchester vordrängte, machte sich mit heftigen Armbewegungen, als wollt' er mit dem Tactirstocke nachhelfen, dem Publicum auffällig, bis er den Geigern an einer Stelle, wo sie ihm fehlzugreifen schienen, laut zurief, sie müßten d, nicht dis greifen. Der Ruf, Mozart sei da, unterbrach die Oper; die Constanze konnte vor Schreck nicht weiter spielen, bis Mozart hinter den Coulissen sie beruhigte und ermutigte. Bei Hofe fragte ihn der König, wie ihm die Berliner Kapelle gefiele. Mozart erwiederte, es seien einzeln die größten Virtuosen da; wenn die Herren nur zusammen wären, sie würden's halt noch besser machen! Darauf soll denn der Antrag erfolgt sein, die Kapelle zu führen, den Mozart ablehnte. Zu einem öffentlichen Concerte brachte es Mozart nicht in Berlin, während Dittersdorf, der in demselben Jahre Berlin besuchte, das Opernhaus dazu erhielt, nachdem er sich freilich mit Reichardt gut gestellt und der Mamsell Rieß, Gräfin Lichtenau, den Hof gemacht. Doch fehlte es für Mozart weder an Bestellungen von Seiten des Königs, noch an der goldnen, mit goldnen Friedrichen gefüllten Dose, während es beim Dresdener Hofe für ihn nur eine leere Dose gab.

In Leipzig brachte er es nur zu einem für ihn gewinnlosen Concerte, zu welchem seine Leutseligkeit allen guten Collegen der Stadt freien Eintritt gestattete. Doles, der Cantor an der Thomasschule, glaubte Johann Sebastian Bach

auf der Orgel wiedererstand, als Mozart in der Kirche spielte. Leipzig gab ihm auch Veranlassung zum eifrigen Studium der Bach'schen Motette; man sah ihn einen halben Tag über den Handschriften des alten Meisters brüten.

Mit Kaiser Leopold's Regierungsantritt wurde Jeder zurückgesetzt, der bisher bevorzugt gewesen. Der Beseitigung der Josephinischen Reformen folgte in Allem, auch im Kleinen, der Rückschritt. Selbst Salieri sah sich gedrungen, die Leitung der Oper niederzulegen, Mozart wurde ganz übersehen. Vergebens bat er um die zweite Kapellmeisterstelle, vergebens um den Clavierunterricht der Prinzen; offenbare Geringschätzung war es, daß er bei einem Besuche des Königs von Neapel, wo fast alle Künstler Wiens zur Burg geladen wurden, ausgeschlossen blieb. Er fühlte sich verletzt, in seinen Arbeiten gelähmt, es folgte für sein Componiren ein unfruchtbares Jahr. Seine Bedürftigkeit wuchs, er suchte mit Gewalt nach Gunst, nach Brot. Kaiser Leopold's Krönungsfest in Frankfurt schien ihm ein Wink, das Auge oder das Ohr des Herrschers auf sich zu lenken. Man nennt das glänzende Concert in D-dur das Krönungsconcert; wie es scheint, hat er es im Frankfurter Theater gespielt. Man kennt auch noch die kleine Weinwirthschaft in Frankfurt, wo der Meister Amadeus Abends saß und Trübsal spann. Schon die Reise dahin war nicht ohne Opfer möglich gewesen; er hatte sein Bißchen Silberzeug verkaufen müssen, um die Kosten bestreiten zu können, da er sich den „befohlenen“ Musikern nicht anschließen durfte. Er lebte stets leicht und sorglos, sein aller

Welt und für alles Elend offenes Herz verführte ihn selbst zur Vergeudung des ihm und den Seinen Nöthigsten, während sein Hausstand schwerer ward, seine Frau zu kränkeln begann, die Zahl der Kinder sich mehrte, freilich durch den Tod verringert wurde. Sein Frankfurter Brief an Constanze verräth, daß er bei seinen Geldverlegenheiten selbst in die Hände von Wucherern gerieth. Er schreibt von einer Anleihe von 1000 fl., die er „in Tuchen“ erhalten. Manche Thräne fiel ihm auf's Papier; „nun aber lustig!“ schließt er, „fange auf — es fliegen auch erstaunlich viel Busslerl herum — was Teufel! — ich sehe auch eine Menge — — ha ha! — ich habe drei erwischt — die sind kostbar!“ — Er behielt auch in Noth und Trübsal die Wienerische buntscheckige Faschingslaune. Er blieb als Mensch ein großgewordenes Kind. Sein Stanzlerl mußte ihn bevormunden in allen häuslichen Dingen, bei Tisch ihm selbst das Fleisch auf dem Teller schneiden, weil er bei seinen heftigen, oft hin und her tactirenden Handbewegungen sich mit Messer und Gabel zu verwunden fürchtete. Sein fröhliches Herz liebte Bacchanale. Auf den Redouten und bei Freunden und Gönnern auf Maskenbällen machte er gern und unvergleichlich den Harlekin und den Pierrot, und dichtete dazu ganze Scenen, ganze Possen in Knittelreimen. Ein Liebhaber des Billardspiels, entwarf er den Stößer in der Hand das erste Quintett der Zauberflöte, wie er in Prag beim Kegelschub an der Partitur des Giovanni geschrieben. Am meisten, sagt ein Zeitgenosse, machte er possenhafte Streiche, wenn er innerlich auf's tiefste mit einer

großen Arbeit sich trug; von der lärmenden Lustigkeit verfiel er dann freilich auch wohl mitten unter Menschen in schweigenden Ernst. Mitunter, heißt es, konnte er in seiner tollen Laune auch „schlimm“ sein, d. h. sarkastisch; er nahm bei seiner Wahrheitslust kein Blatt vor den Mund. In der Zärtlichkeit seiner Herzensbedürfnisse kannte er bei der Sorglosigkeit seines Wesens oft keine Grenzen. Von seinem „Rariren“ hatte schon früher das Augsburger Bäsle zu leiden gehabt. „Wenn ich“, schrieb er einmal dem Vater, „Alle heirathen müßte, mit denen ich gespaßt habe, so müßt’ ich leicht hundert Frauen haben!“ — Von seinen „Stubenmädchelein“ machte er selbst der Frau kein Hehl. „Er war aber so lieb, daß es nicht möglich war ihm böß zu sein“, sagte Constanze. Und doch rückte ihm die Nemesis ein gräßliches Ereigniß, obschon er es nicht verschuldete, so schmerzlich nahe, daß es über seine Stimmung einen düstern Schatten warf. Eine Frau H. in Wien, der er Unterricht gab, erweckte die Eifersucht ihres Gatten gegen Mozart. In der Raserei seiner Leidenschaft verwundete der Othello sein Weib, verletzte sie blutig. Im Schreck über seine wilde Thorheit aber entleibte er sich; die Frau wurde geheilt und gerettet. — Der von Rochlitz mitgetheilte sogenannte „goldne Brief“ Mozart’s ist jedenfalls interpolirt. Zelter nannte ihn so um der goldnen Regeln willen, die er einem Dilettanten giebt, der sich Rath bei ihm erholt für sein Schaffen und Componiren. Er ist an einen Baron v. P. gerichtet, und beginnt: „Ihr Präsent kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter,

oder wie ein Glas Madeira bei verdorbenem Magen, oder — wie Sie wollen. Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und schinden muß, um das arme Leben zu haben, und Stanzerl*) will doch auch was haben. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich faul würde, dem (ich bitte Sie herzlich, und ein Baron kann das schon thun) dem versetzen Sie aus Liebe ein Paar tüchtige Watschen. Ich wollte ja immer, immerfort arbeiten, dürfte ich nur immer solche Musik machen wie ich will und kann, u. s. w.“

Mozart fuhr fort, auf Bestellung zu arbeiten, in fast allen Zweigen und Fächern seiner Kunst; doch schrieb er eben soviel aus Gefälligkeit für Virtuosen, für Freunde und Liebhaber der Kunst. Man zählt wenigstens 30 einzelne Arien aus seiner Meisterzeit (1781—91), die er gelegentlich Sängern und Sängerinnen einlegte oder für Concerte bestimmte. Statt Lohn, ward ihm oft nur Undank dafür zu Theil. Das Zeitalter hatte so wenig wie sein freigebiges Herz ein Bewußtsein oder nur eine Ahnung von einem geistigen Eigenthumsrecht. Man kannte nur materiellen Besitz, wie man ja auch noch heute zwischen geistigem und sachlichem Eigenthum eine Grenze ziehen will, um die Rechtsnachfolger der Dichter und Künstler mit Einem Schlage ihres Erbes

*) Für Stanzerl steht im Brief „Mänerl“, was Otto Jahn mit Recht für einen Druck- oder Schreibfehler hält. Für „Gratschelweib“, das Otto Jahn nicht zu kennen eingesteht, hätte auch „Gratschelweib“ gesetzt werden können; Frag und Gratschel ist in der Wiener Mundart geläufig und bekannt genug.

und Familienbesitzes zu berauben; der Staat treibt hierbei noch heute zum Besten einer angeblich freisinnigen Volkswirthschaftslehre vollständigen Communismus und meint doch sonst das Erbrecht der Kronen und das Eigenthum der Familien schützen zu müssen. Früher war das Rechtsbewußtsein so stumpf, daß man in Sachen geistiger Erzeugnisse den materiell rohesten Besitzer, wenn er es thatsächlich war, dem Brauche nach für den rechtmäßigen hielt. Hatte der Componist seine Opernpartitur an einen Theaterdirector verkauft, natürlich doch nur Behufs der Benützung für dessen eigene Bühne, so begab sich der Erzeuger des Werks alles weitem Besiganspruch darauf; allein nicht einmal der Impressario, sondern der Copist der Partitur, weil er die Handschrift des Componisten materiell in Händen hatte, trieb durch Verkauf derselben sein übliches Wuchergeschäft. Es war erklärlich, daß Mozart darbt, gleichviel ob er das Höchste, oder das Populärste im musikalischen Drama schrieb. Das Letzte war der Fall bei der Zauberflöte, die rasch über die deutschen Bühnen ging, ohne dem Componisten Tribut zu bringen. Als er den Directoren sein Werk anbot, hieß es, man besäße es schon; man bezog es von Schikaneders Theaterreiber.

Die Bekanntschaft mit Schikaneder, dem Director auf der Wieden, führte Mozart zur Composition der Zauberflöte. Die deutsche Oper, vom Hofe fallen gelassen, mußte sich jetzt vom Volkstheater aus Bahn brechen, auf dem Boden der Posse mit Gesang neu aufwachsen. Schikaneder, bei unbe-

deutender Baßstimme doch ein beliebter drastischer Buffo im niedrig Komischen, als Mensch ein Schlemmer und Verschwender, ging 1791 dem Ruin entgegen; ein Cassastück konnte ihn retten, und ein solches mußte eine Zauberoper sein. Als Da Ponte Wien verließ, hatte er Mozart aufgefordert, mit ihm nach London zu gehen, dort gemeinsam mit ihm auf besserem Boden Fortuna's Gunst zu suchen. Es gebrach zur Reise an allen Mitteln; Mozart mußte daheim sich retten oder untergehen. Auch seinen theuern Haydn, den einzigen Genossen, der ihn tief erkannte und wahrhaft liebte, mußte er nach London fortziehen sehen, wo es dem Vater der „Schöpfung“, dem Musiker mit der lachenden Gottesfurcht im Herzen, nebenbei auch vergönnt war, einige Schätze dieser Welt zu sammeln. Mozart ließ sich von Schikaneder gewinnen, ob er sich gleich zu Anfang gegen ein possenhafte's Zauberstück sträubte. Der Versucher räumte ihm ein Gartenhäuschen im Hofe seines Theaters ein, um ihn zur Arbeit drängen und auf ihn einwirken zu können. Dort und zum Theil im Casino zu Josephsdorf bei Wien hat Mozart die Zauberflöte componirt. Daß ihn Schikaneder, um ihm Zerstreuung, Erfrischung, Belebung der Nerven zu verschaffen, zugleich in die Strudel sinnlicher Genüsse gelockt, ist vielfach behauptet; wir wissen nur, daß Mozart's gutes, offenes, freudebegabtes Herz den Göttern des Lebens opfern konnte, ohne vom Gott der Ewigkeit abzufallen. In seinem neuen Werke mußte der Londichter der Liebe einige Stufen heruntersteigen, um seinem Gumpen, der sich den Papageno con amore zurechtrückte

genugzuthun. Die Arie: „Ein Mädchen oder Weibchen“, das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen,“ das possierliche „Papa-Papa“ hat ihm Schikaneder, sagt man, in Volksmelodien vorgebrummt, bis es ihm Mozart recht gemacht. Dem Tondichter blieb im Tamino und in der Pamina noch genug für den Schmelz der sehnfüchtigen und der innigen Liebe übrig. Die Rachearie der Königin der Nacht mit dem dreigestrichenen f schrieb er seiner Schwägerin Josepha, Frau Hofer, zu Liebe. Neu und groß am Stoffe erschien, daß der Zauberer kein böses Wesen, sondern Haupt einer edlen Menschenverbrüderung war, deren Ursprung in den ägyptischen Mysterien der Isis zu suchen. Unter Kaiser Leopold war die Freimaurerei in Wien nicht mehr offen geduldet; aber der von Joseph begünstigte Bund freisinniger, aufgeklärter, in Menschenliebe Religion übender Männer wirkte noch im Stillen fort, und Sympathien für solchen Bruderbund zu wecken, war schön in der Absicht, konnte Glück machen in der Wirkung. Schikaneder ließ das zu oder gab zu solchen Einflüssen selbst die Anregung. Mozart war Maurer. In Wien gab es 1785 nicht weniger als acht Logen, der „Zur gekrönten Hoffnung“ gehörte er selbst an. Sein ganzes edles Herz, seine brüderliche Menschenliebe, sein fast verschwenderischer Hang im Helfen, im Lindern der Noth, ließ ihn in den Formen und Geheimnissen des Ordens die Religion einer allgemeinen Menschenverbrüderung suchen, für welche das ganze Zeitalter in seinen edelsten Vertretern schwärmerisch empfand. Vom Kosmopolitismus jener Epoche,

vom ursprünglich edlen Drange, die Fesseln der gesonderten Nationalität, der Politik und der Religionsdogmen abzustreifen, um freies Menschenthum zu feiern, — von diesem schönen Wahn hatte die französische Revolution damals die Welt noch nicht enttäuscht. Mozart trug sich sogar mit dem Gedanken, eine eigne geheime Gesellschaft: „die Grotte“ zu stiften, deren Statuten er selbst entwarf. Er empfand ein tiefes Genüge und Behagen, in seiner neuen Oper dem Bunde für Aufklärung und Menschenglück die rechten Töne zu leihen. Sein Sarastro und die Priesterchöre im Tempel des Osiris athmen den ganzen Zauber der edelsten Menschenliebe und einer Erleuchtung der Seele, die ihrer Verklärung schon nicht mehr fern stand. Beethoven hielt die Zauberflöte für Mozart's größtes Werk, weil er hier zuerst sich als deutscher vollendeter Meister gezeigt und fast in jeder Gattung, vom Liede bis zum Choral und der Fuge. Nach Otto Jahn ist Thatsache, daß in Berlin erst die Zauberflöte der deutschen Oper das Uebergewicht gegen die italienische verschaffte.

Vom März bis Juli 1791 war dies Werk in seinen Hauptstücken fertig: da erschien in Mozart's Wohnung ein ihm unbekannter Bote, ein langer, hagerer, grau gekleideter Mann, mit anonymem Brief, der die Anfrage enthielt, für welchen Preis und in wie kurzer Zeit der Maestro eine Todtenmesse liefern könne. — Mozart hat in seinen Gesuchen bei Kaiser Leopold und beim Magistrat zu Wien seine Vertrautheit mit dem Kirchenstyl hervorgehoben, um sich für eine Stelle am Stephan als Leiter geistlicher Musik zu empfehlen. Der

geheimer Auftrag mußte ihn reizen, ein Werk zu liefern, das, dem Streit der Parteien im Opernstyl entzogen, von Freund und Feind noch nach seinem Tode geschätzt werden könne. Es ward ihm Muße dazu gegönnt, der Termin der Lieferung nicht allzu fest bestimmt, der Preis gezahlt mit dem Versprechen einer Zulage; dem Besteller sei nicht nachzuforschen, ihn auszufinden würde vergebliche Mühe sein. Die augenblickliche Ausführung des Requiem kreuzte der Auftrag der böhmischen Stände, zur böhmischen Königskrönung Kaiser Leopold's eine Oper zu schreiben. Wiederum war es Prag, nicht Wien, das ihn erkannte und schätzte. Metastasio's *La Clemenza di Tito* war der Text. Nur wenige Wochen waren dazu vergönnt; Mozart machte sich sofort auf den Weg, um, der Sitte gemäß, an Ort und Stelle, im Einvernehmen mit den Gesangs- und Orchesterkräften, das Werk zu arbeiten. Im Begriff, mit seiner Frau in den Reisewagen zu steigen, tritt der unbekannte graue Bote als Mahner an die bestellte Todtenmesse dicht auf ihn ein, zupft Frau Constanze am Mantel und fragt, wie es nun mit dem Requiem stehe. Mozart nahm die ernste Mahnung wie aus den Gefilden des unsichtbaren ewigen Jenseits. Er entschuldigte sein weltlich Thun, bat um Verlängerung der Frist für das Werk und versprach, es sollte nach der Rückkehr von Prag seine erste Arbeit sein. Der Bote war zufriedengestellt und verschwand. — Der Schleier des Geheimnißvollen ist für uns abgestreift, man kennt den Auftraggeber des Requiem und den Abgesandten; nur sollten die Forscher, die es ermittelt, nicht vergessen,

daß für Mozart selbst das Dunkel der geheimen Bestellung blieb und ihm die Stimmung erhielt, als sei's ein Wink von oben, den weltlichen Styl in der Kunst zu verlassen und ein Memento mori zu schreiben. Der graue Bote, Leutgeb mit Namen, war der Verwalter eines Grafen Walsegg zu Stupach, eines musikbegeisterten, aber ruhmfüchtigen Dilettanten, der zur Todtenfeier für seine zu Anfang des Jahres verstorbene Gattin sich heimlich ein Werk des hohen Meisters verschaffen wollte, um es als sein eigenes aufzuführen. In der That wurde in des Grafen Nachlaß ein sorgfältig von seiner Hand abgeschriebenes, bis zum Sanctus fertiges Requiem vorgefunden, das angeblich als des Abschreibers Arbeit in der Cistercienser Abtei zu Wiener-Neustadt aufgeführt worden.

In Zeit von 18 Tagen war Titus vollendet und einstudiert. Süßmayr, der Johannes unter seinen Schülern, hatte den Meister nach Prag begleitet. Diesem hat er, der Hülfe im Arbeiten bedürftig, seine Ideen mitgetheilt; von Süßmayr sollen die Recitativi secchi zum Titus sein. Am 6. September, dem Tage der Krönung, ward die Oper nach der Tafel vor den Majestäten und einem geladenen Publicum im Nationaltheater aufgeführt. Zu dem sinnlichen Lärm der sonstigen Krönungsfeierlichkeiten in Prag konnte die elegische Weihe dieser tiefgefühlten Musik nur wenig stimmen. Mozart hat das gemerkt; die Niedergeschlagenheit, die sich deshalb seiner bemächtigte, steigerte vielleicht das körperliche Uebelbefinden, das ihn befiel. Schon während der Arbeit an

der Zauberflöte hatte er Anwandlungen von Ohnmachten; er brauchte Arzneien; in seiner blassen traurigen Miene, nur auf Augenblicke von seiner natürlichen Gesellschaftslaune verscheucht, wollte man schon den Hippokratistischen Zug entdecken. Bei mehr Muße hätte er trotzdem wohl den Titus fertiger ausgearbeitet. Er zog die drei Acte des Buches in zwei zusammen, ohne dem an sich keineswegs undramatischen, aber schon oft componirten Stoffe, bei der sentimentalen Rhetorik und bei der Declamation der Tugendphrasen, mehr Spannung und Reiz zu geben. Es fehlen der Oper Gesamtstücke; Mozart stellte, den Sängern zu Liebe, Arie neben Arie. Daß sich für Sextus kein Castrat mehr fand, zwei Frauen im Stück Liebhaberrollen spielen, gehört wohl ebenfalls zu den Uebelständen. Nur Vitellia, die in der Hoffnung getäuscht wird, Titus werde sie, die Tochter des entthronten Kaisers, als Gattin an seine Seite erheben, und den Sextus zur Empörung stachelt, entwickelt im Buch dramatische Leidenschaft.

Die Gunst der Menge konnte Mozart mit seinem Titus nicht erringen; sie sollte ihm erst mit der Zauberflöte zu Theil werden, als es für ihn zu spät war. Leidend kehrte er nach Wien zurück, um dies Werk — noch fehlten ein Chor und die Ouvertüre — zu vollenden. Am 30. September leitete er die erste Aufführung am Clavier, während Süßmayr, ihm zur Seite, die Notenblätter wendete. Anfangs war der Beifall schwach, das Publicum schien, wie man in Oesterreich sagt, „begriffsstugig“; die mystische Gewalt eines

symbolischen Priesterordens, der das Tiefste, Reinste und Edelste will, tritt zu dem Burlesken im Stück in einen grellen Gegensatz. Mozart selber soll von dem anfänglich matten Beifall betroffen gewesen sein; hatte man ihm doch wunderviel von der populären Wirkung des Stoffes einge-redet; schließlich gerufen, mußte er aus einem Versteck hervor-geholt werden. In den folgenden Aufführungen — „man g'wöhnt's!“ — stieg der Beifall. Schon um nicht die glän-zende Ausstattung des Zauberspußs vergeblich gemacht zu haben, setzte Schikaneder alle Minen in Bewegung; er wie-derholte die Oper, bis sie Cassastück wurde. Schon im Oc-tober zählte man 24 Aufführungen; als im nächsten Jahre die hundertste angekündigt wurde, hatte freilich der Schöpfer der Musik den Schauplatz dieser Welt schon verlassen, Künst-lers Erdenwallen war geschlossen, ohne Ehre, Ruhm und Gewinn geerntet zu haben.

Es blieb als Aufgabe nur noch das Requiem. Mozart hatte sich so oft einen Sklaven der Mode gescholten, ob-wohl er nur im Widerstreite mit ihr gearbeitet; unter Zuge-ständnissen aller Art war er sich so oft wie ein Spielball der Speculanten und Bravoursfänger erschienen; jetzt bei dem Auftrage, der ihm schließlich wurde, fühlte er sich wie zum Werkzeuge der Vorsehung berufen. Der geheimnißvolle Bote war ihm wie der Todesengel erschienen. Religiös sollte sein letzter Augenaufschlag, das letzte Aufathmen seines Geistes sein. Er hatte das gesammte Gebiet seiner Kunst reformirt. Die Kammer- und Quartettmusik hatte er mit

der ganzen Leidenschaft seines tiefsten Seelenlebens und dem Zauber seiner üppigsten Empfindung bereichert, die Symphonie mit Haydn und über ihn hinweg aus dem Bereiche des Streichquartetts, das früher die Orchestertutti gar nicht kannte, erst zu einem vollen Tongemälde gemacht. In die Kirchenmusik der alten Zeit hatte er den ganzen Reichthum der Instrumentation, die Farben und die Fülle des beseelten Menschenlebens gebracht, den Messias und andere Werke Händels sogar im Sinne der Neuzeit bearbeitet und instrumentirt. Der Oper hatte er durch die Verschmelzung des deutschen und italienischen Geistes den höchsten Ausdruck des musikalischen Drama's gegeben. Schließlich sollte er nun noch einmal zum Kirchenstyl sich wenden. In heiligem Ernst und keuscher Erhabenheit sollte dies Werk hinter keinem der Vorzeit zurückbleiben; so wollte, so dachte er. Nicht auf Palestrina, nicht auf Orlando Lasso konnte er zurückgehen; er hätte das Orchester aus der Kirche verbannen müssen. Glücklicherweise erlaubt ja die römische Kirche der griechischen gegenüber die Entfaltung reicher Kunstmittel. Zu Palestrina's Zeiten aber hatte es noch gar kein Orchester gegeben. Mozart ging auf Bach und Händel zurück, soweit es sich um Fugen und fugirte Choräle handelte. Aber den Reichthum seines vollen Seelenlebens, die ganze süße Fülle und den vollen üppigen Schmelz seines dramatischen Styls wollte und konnte er bei diesem Zurückgehen auf die Einfachheit und Heiligkeit der alten Musikrichtung nicht ganz einbüßen.

Also fugirte er, hob aber den figurirten Styl für die Messe im Requiem nicht auf.

Er sollte es nicht vollenden; er starb nach früh erschöpfter Lebenskraft in Folge einer Gehirnentzündung. Die leichtfertige Welt überraschte sein Tod, und so fand das Gerücht, ein Wälscher, man nannte sogar Salieri, habe ihm Gift beigebracht, leichtes Gehör; sollte doch auch Kaiser Joseph an vergifteten Kerzen, an deren Licht er Nachts gearbeitet, gestorben sein! Wer schon mit sechs Jahren fertiger Pianist war, mit vierzehn das Staunen Italiens erweckte, konnte wohl in seinem 36sten, nachdem er all sein Höchstes geschaffen, ohne recht damit durchzudringen, sich und seine Kraft als erschöpft fühlen. Wie sehr auch die Hänke der Italiener in Mailand, in München, in Wien mitgewirkt haben mögen, die lachende Heiterkeit seiner Kinderseele zu trüben, um ihm selber in krankhafter Anwandlung den Gedanken an Vergiftung zu erwecken: gestorben ist er weit eher an der trostlosen Stumpfheit der Deutschen als am Reid der Wälschen. Es war im Prater, an der Seite der Frau, als er, schon tief krank, die Aeußerung machte: „Mit mir dauert's nimmer lange, man hat mir Gift gegeben, ich kann mich von dem Gedanken nicht losmachen.“ Constanze suchte es ihm auszureden; sie hinderte ihn zugleich an der Arbeit zum Requiem und nahm ihm die Partitur fort. Er erholte sich, schrieb noch für ein Vogenfest eine Cantate, deren Ausführung er in der Mitte Novembers selbst leitete und deren gute Aufnahme ihn stärkte und erheiterte. Er erklärte dann

seinen Gedanken an Vergiftung für eine Folge seines Unwohlseins; dies sei nun gehoben, wie er sagte, und somit forderte er die Partitur zurück und arbeitete an der Todtenmesse weiter. Sobald der Trübsinn wieder kam, kehrte auch jene Vorstellung zurück, doch ohne Haß und Unwillen. Während der 14 Tage, die er im Bett zubrachte, erhielt er noch manches Zeichen der Gunst. Der steigende Beifall bei den Wiederholungen der Zauberflöte erquickte ihn; Abends mit der Uhr in der Hand meldete er den Freunden, die an seinem Lager saßen, den Eintritt dieser und jener Person im Stück mit der Arie, die damit begann. Die Zusicherung von 1000 fl. jährlich von einer Gesellschaft ungarischer Magnaten, und ein noch höheres Anerbieten fester Jahreszahlung aus Holland gegen Verpflichtung einiger weniger Musikstücke, eröffneten ihm tröstliche Aussichten. Er starb ungern, aber geduldig; den Nothstand der Seinigen fühlte er freilich doppelt, Angesichts solcher Zeichen eines beginnenden äußern Glücks. Am Tage vor seinem Tode ließ er sich die Partitur seines Requiem aufs Bett bringen, forderte die Anwesenden auf, die Stimmen zu übernehmen und ihm das Ganze vorzutragen; er selbst sang den Alt mit, bis er, bei den ersten Tacten des *Lacrimosa*, heftig zu weinen begann und das Blatt bei Seite legte. Mit Süßmahr war er oft lange im tiefen Gespräch über sein letztes Werk gewesen: ihm hatte er auch, mit Thränen in den Augen, gesagt: „Hab' ich's nicht gesagt, daß ich's für mich schreibe?“ Noch im bewußtlosen Zustande war er mit dem Requiem beschäftigt, gab

einige Andeutungen darüber und blies die Baßen auf, an der Stelle, wo die Pauken einsetzen sollten. Um 1 Uhr Nachts am 5. December 1791 athmete seine melodische Seele den letzten Seufzerton.

Plötzlich erkannten die Wiener den Werth seines Lebens. Je mehr der Andrang zur Zaubersflöte stieg, desto weniger hatte man geahnt, wie sterblich deren Schöpfer sei. Das Haus in der Raubensteingasse, wo er wohnte, jezt der Mozarthof, ward plötzlich schaarenweis belagert; jedermann wollte den todten Meister sehen, nachdem man den Lebenden, den unscheinbaren kleinen Mann, der so Großes geschaffen, so wenig beachtet; bei der Kunde, die Glieder des Entseelten seien stark angeschwollen, bemächtigte sich der wehflagenden Menge der finstere Argwohn, er sei eines unnatürlichen Todes gestorben. Frau Constanze, ebenfalls leidend, wollte mit ihm sterben: sie legte sich in das Bett des Todten, um von seiner Krankheit ergriffen zu werden. Im Sanct Stephan, dessen Kapellmeister Mozart gern geworden wäre, in der Kreuzkapelle an der Nordseite, wo Capistran's Kanzel steht, eingesegnet, ward die Leiche nach dem Friedhof von Sanct Marx gebracht. Ein heftiges Unwetter trieb die wenigen Leidtragenden, die ihm die letzte Ehre geben wollten, am Stubenthor aus einander; so stand kein Freund an der Gruft, wo Mozart seine Ruhestätte fand. Auch war es keine eigne Gruft, es war eine allgemeine Grube, wo die über einander gestülpten Särge alle zehn Jahre wieder ausgegraben wurden, um für neue Platz zu machen. Kein

Kreuz bezeichnete die Stätte, wo Mozart beigesetzt war, kein Zeichen unterschied sie. Als die Wittwe sich vom Krankenhause erhob und den Friedhof besuchte, konnte der neue Todtengräber ihr den Ort nicht zeigen, wo der Gatte beigesetzt war. Als sie den Kaiser anging, ihr in der bitteren Noth zu helfen, hätte ein bösslich verbreitetes Gerücht, Mozart sei ein leichtsinniger Verschwender gewesen und habe sich muthwillig in Schulden gestürzt, fast jede Gnadenbezeigung verhindert. Frau Constanze mußte in ihrer endlich erlangten Audienz den Gatten erst förmlich reinigen vom bösen Leumund, die Schulden aufzählen, die sich freilich gehäuft hatten, aber lauter unverschuldete Schulden, meist durch Krankheit erzeugte waren. Dann ward ihr eine Pension von 260 fl. zu Theil und Kaiser Leopold rieth ihr an, durch ein Concert, zu dem er seinen guten Beitrag gab, ihre Noth zu decken. Fünf Jahre später lernte der dänische Gesandtschaftsrath Nissen in Wien sie kennen, war ihr ehrenwerth behülflich in Ordnung ihrer Angelegenheiten, reichte ihr 1809 seine Hand und siedelte mit ihr und den beiden Söhnen Mozart's nach Salzburg über. An der Geburtsstätte des hohen Meisters starb Constanze 1842, wenige Stunden nachdem das Modell der Mozartbildsäule dort eingetroffen. Der musikalische unter den beiden Söhnen, Wolfgang, starb zwei Jahre nach ihr, später der ältere, Karl, kaiserlicher Beamter in Mailand. Als aber die freudenreiche Kaiserstadt 1856 das hundertjährige Jubelfest der Geburt des hohen Meisters feiern

wollte, mußte der Streit über seine Grabstelle erst von oben herab durch die Behörde geschlichtet und actenmäßig bestimmt werden. Eine kleine Broschüre: „Mozart's Sterbehaus“ erschien zu Wien im Jahre des Festes.

Des großen Tondichters Schwanengesang war Bruchstück, als er sein Auge schloß. Was daran ächt, darüber gab Abt Stadler wohl den sichersten Aufschluß. Die Aussagen der Wittwe über das, was von Mozart sei und was nicht, waren getrübt durch ihr Bemühen, dem Besteller, der sein Honorar zurückfordern konnte, ein fertiges Werk zu übergeben. Süßmayr, der Eingeweihte, hatte mit ihm, was fertig war, durchgespielt, das Unvollendete am Pulse mit ihm durchgesprochen, und dort lagen kleine Zettel mit Winken und Entwürfen für die letzten Sätze des Requiem. Süßmayr war nicht bloß im Besiß dieser Zettel, auch mündlicher Andeutungen. Seine eigne Handschrift war der seines Meisters bis zum Verwechseln ähnlich. So schrieb er, was fertig vorlag, zusammen ab, mit dem, was er ergänzte, und diese Abschrift galt für die ganze und die ächte Todtenmesse, die Graf Walsegg als sein Eigenthum bezahlte, als sein eigenes Werk aufführen ließ. Gegen den Plan, das Requiem der Oeffentlichkeit zu übergeben, ließ er Anfangs seinen Anwalt einschreiten, gestattete jedoch, sich eines Bessern besinnend, sein erworbenes Manuscript zur Benützung. Der Streit, was ächt am Werk und von Mozart selbst, ward damit ein

sehr verwickelter. Süßmayr behauptete, die letzten drei Stücke seien „ganz neu“ von ihm gefertigt. Ein bestimmtes Zeugniß, eine sichere Thatsache, sagt Otto Zahn, steht dieser Behauptung nicht entgegen. Wie weit die Zettel auf Mozart's Schreibpult den Gang der Ideen zu diesen drei Stücken vorgezeichnet, läßt sich nicht ermitteln, da kein Zeitgenosse das Geständniß Süßmayr's darüber eingeholt. Am Schluß des Werkes ist aus dem Kyrie ein Gedanke als Fuge wieder aufgenommen. Wenn der 27jährige Schüler im Sinne und im Style seines Meisters dachte, fühlte und schrieb, so war auch was er „ganz neu“ nannte, vielleicht nicht vom Gedankengang, sondern nur von dem zu verstehen, was daran seine Ausführung war; die Erfindung, die schöpferische Arbeit ist von der technischen Ausarbeitung noch immer zu unterscheiden. Um den Streit zu erledigen, mußte ein Kenner wie Marx oder Zahn die späteren, zweifellos eignen Compositionen Süßmayr's prüfen, — was bis jetzt, soviel ich weiß, nicht geschehen, — um zu ermessen, wes Geistes Kind der Schüler war, und wie weit ihm schöpferische Selbständigkeit zuzusprechen. Süßmayr ward 1792 Kapellmeister am Wiener Hoftheater. Er schrieb ein Oratorium „Moses“ und eine ganze Reihe von Opern für Schikaneder, — Stoff genug zur Prüfung und Entscheidung. Auch von Schikaneder in ein lustbewegtes Leben hineingezogen, untergrub er bald, wie es heißt, seine Gesundheit und starb schon 1803 eines frühen Todes, als hätte „des verewigten Amphion unzertrennlicher

Gefährte“, wie ihn ein Zeitgenosse nennt, auch hierin seinem Meister nachfolgen müssen.

Nach meinem Gefühl, unmaßgeblich, sind sämtliche Nummern des Requiem bis zum Sanctus schon um ihres Anflangs willen an das zweite Finale des Giovanni unverkennbar Mozart's Werk. Sie geben mehr als ein Requiem, sie geben eine vollständige Auferstehung der Todten sammt Weltgericht. Ganze Geisterschaaren, dünkt mich, werden vorgeladen, und wie dort beim Nachtmahl der Gast von jenseits, so tritt hier der ewige Richter hin, die Todten und die Lebendigen zu richten, bis die Anwandlung, Gnade zu üben, ihn selbst überkommt und sein Zorn sich besänftigt. Mehrere Accorde, Passagen, Cadenzen hat das Requiem mit jenem Finale gemein. Dann aber erscheint mir das Sanctus, selbst die kurze Fuge des Osanna als sehr knapp und karg, wenn auch, wie Kenner behaupten, tadellos im alten hergebrachten Kirchenstyl. Erst im Benedictus überkommt uns wieder die Fülle, der Reichthum, die Seelenwärme Mozart's. Nach Zelter und Jahn soll aber nur der Gedanke darin, nicht die Ausführung von Mozart sein. Auch andere Stücke, sagt Otto Jahn, würden unter des Meisters Händen eine Feinheit in der Ausführung erhalten haben, die man jetzt nicht ahne. Als Thatsache stellt dieser Gewährsmann auf, daß das Kyrie vollständig von Mozart ausgearbeitet, die Sätze des Dies irae (die statt des Gloria und des Credo der gewöhnlichen Messe eintreten) bis zu den

ersten 8 Tacten des Lacrimosa sowie Domine Jesu und Hostias in den Singstimmen und im Baß der Instrumente von Mozart sind, der auch hier in der Orchestrik die Hauptpunkte angedeutet. Vom Agnus Dei, das die edle Schönheit, die Tiefe der Empfindung und die schöpferische Kraft der ersten Sätze des Requiem erreicht, urtheilt Marx: „Hat das Mozart nicht geschrieben, so ist der, der es geschrieben, Mozart.“

III.

Friedrich Maximilian Klinger.

III.

Friedrich Maximilian Klinger.

Die Sturm- und Drangmänner der deutschen Litteratur im vorigen Jahrhundert waren die Sturmvögel der Revolution. Sie geben uns weit mehr als Schiller's und Goethe's Jugendarbeiten ein Bild jener Vorperiode, denn sie blieben in ihr befangen, während Diese den Umsturz überdauerten, aus den Flammen wie ein Phönix aufstiegen. Seit Klinger's Tode sind mehr als dreißig Jahre verflossen. Seine Jugend gehörte der großen Gährung der deutschen Geister an, er hatte unter russischem Regiment den Traum der jugendlichen Freiheit verlernt, aber immerfort die Thatkraft eines großen Willens, die Erzeugnisse eines titanischen Strebens seinem Vaterlande gewidmet. Ein geharnischter Geist tritt er vor uns hin. Wir können ihn wohl wie eine Erscheinung aus dem Grabe begrüßen und uns mit Hamlet fragen: was will sein riesig Bild?

Klinger's Werke (in 12 Bänden) wurden in unsern Tagen von neuem gedruckt, in derselben Auswahl, wie er selbst sie geordnet. Er hat wenig davon umgestaltet; er lebte nicht fort mit seinem Vaterlande. Goethe's und Schiller's Jugend-

werke, die fortgesetzt ein Bedürfniß deutscher Bildung blieben, erlebten annäherungsweise den Wandel, den die spätere Entwicklung ihrer Schöpfer in ihnen selbst hervorrief. Die geläuterte Richtung, die gereifere Erkenntniß feilte, glättete und milderte, was der erste Wurf fast dämonischer Eingebungen gewaltig, aber roh zur Welt gebracht. Wir müßten den Götz und die Räuber in ihrer ersten Gestalt vor uns erneuern, um gegen die Klinger'schen Dramen aus den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts gerecht zu sein. Jene blieben vielleicht noch ein Jahrzehent hindurch gleichsam in der Werkstätte ihrer Bildner, gingen aus diesen immer neu und in feineren Umgestaltungen hervor. Klinger's Erzeugnisse haben zu ihrer Zeit nicht diese Gunst erlebt, sie blieben in ihrer ersten Gestalt, weil in ihm selber nicht diese stätige Fortbildung war, weil er seine Jugendrichtung abbrach, nicht läuterte. An seinen „Zwillingen“ machte er Neuerungen, als er sie 1780 in die Sammlung seiner Dramen aufnahm; alle andern Stücke sind mit den Schlacken der ersten Form behaftet: er schied mehreres ganz und gar aus, aber gab, was er gab, unverändert. Es ist nicht zu leugnen, daß seine eigene Wahl, der man auch in der neuen Ausgabe folgte, die richtige war, wenn es eben galt, eine Wahl zu treffen. Wer aber in Klinger einen Geschichtsabschnitt seines Volkes studieren, in seinen Arbeiten die litterarische Revolutionszeit deutscher Geister durchleben will, wird noch immer auch die verschmähten Werke der Klinger'schen Jugend aufsuchen und vor sich hinstellen müssen. Manche seiner Dramen waren Vorläufer

der Schiller'schen Dichtungen, andere Nachläufer. Vielleicht war Klinger, als er seine litterarische Thätigkeit überblickte und Musterung hielt, zu streng, um den spätern Lesern seine Nachahmungen von neuem vorzuführen. Er ließ den „Otto“ fort, weil ihm dies Drama wie eine Copie nach Götz erschien. Und in der That erinnern ganze Partien, selbst einzelne Gestalten, wie der junge Gebhard, ein übertriebener Knabe Georg, sehr stark an das Goethe'sche Stück. Im Drama „Stilpo und seine Kinder“ hat man die Figur der Seraphine eine Copie von Shakspeare's witziger dialektischer Beatrice, Pomponius eine Nachzeichnung des Polonius genannt. In einem andern Schauspiel, das jenen Titel, den man der ganzen Periode gab, selbst an der Stirn trug, im Drama „Sturm und Drang“, wird schottischer Familienhaß nach Romeo und Julie geschildert, und der alte Berkley im Stück, der aus Unglück und Rachsucht kindisch gewordene Greis, will uns wie eine Studie nach König Lear bedünken. Was man als Nachahmung bezeichnet, ist oft eine grelle Uebertreibung des Originals. Das ganze litterarische Zeitalter in Deutschland warf den Lessing'schen Styl bei Seite, feierte im großen Briten den Durchbruch der Naturgewalt, aber gefiel sich darin, den Meister zu carifiren. Die Shakspearemanie brach wie ein Wild- und Sturzbach herein, auch wo sie nur copirte. Wir können uns Schiller's Franz Moor nicht ohne den dritten Richard und den Lear denken. Es fragt sich nur, ob Klinger in seiner strengen Eifersucht, die Originalität seiner Schöpfungen vor der Nachwelt zu retten,

nicht zu eigensinnig verfuhr, wenn er ein ganzes Stück um einer einzelnen Figur willen, die ihm als Copie erschien, verwarf. Es kann für die Natur seiner Jugendpoesie nichts bezeichnender sein, als sein Schauspiel „Die neue Arria“. Dies titanische Weib, Donna Solina, welche die ganze Menschenwelt verächtlich unter sich erblickt und nach langer Prüfung den einzigen Julio für würdig erklärt, an ihrer Seite zu stehen, ist ganz so geartet, wie Klinger die Frauen wollte und wie er später bloß seine Männer zeichnete. Er kannte die Weiber so wenig wie die Männer; seine Gestalten treten sämmtlich aus dem Rahmen der Menschennatur heraus, wollen den Himmel stürmen und bleiben im Sumpf der Erde stecken. Das haben seine Heroen sämmtlich mit einander gemein, sie sind als Abbilder menschlichen Wesens sämmtlich Fehlgeburten, aber es kommt bei einem Dichter dieser Art darauf an, zu wissen, wie sich die Welt und sein Zeitalter in ihm gestaltete und spiegelte. Die neue Arria ließ Klinger fort, vielleicht weil die Herzogin Cornelia im Stück eine Nachbildung der Shakspeare'schen Margarethe von Anjou war. Das Drama „Roderico“ erinnert wie schon sein Name an Schiller's Posa, während der Herzog Alcantar im Stück noch ein moralisches Ungeheuer wie Franz Moor ist. Kann aber dieser seinen Shakspeare'schen Ahnherrn nicht verleugnen, so möchten wir uns eigentlich auch nicht die Klinger'schen Bösewichte um ihrer Verwandtschaft willen mit gleichzeitigen Bettern nehmen lassen. Das ganze Zeitalter, d. h. dessen sturmbewegte Jugend, brannte in diesen

Gluthen, empfand in solchen Krämpfen, schrieb in diesem Styl. Auch die guten Charaktere in den Dramen jener fanatischen Epoche wälzen sich in qualvollen Dithyramben, ihr Unglück streift gleich an Wahnsinn, ihr Schmerz äußert sich in lärmender Verzweiflung.

Die ganze geistige Welt war damals in moralischem Aufruhr, die Genies predigten den Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung. Sie suchten Menschen, wahre, ächte Menschen, und fanden in der Wirklichkeit lauter Maschinen und Masken. Diogenes' Leuchte, die sie sich angezündet, ward in ihren Händen zur lodernden Fackel, und in der grellen Beleuchtung spaltete sich vor ihrem Blick Tugend und Laster, Himmel und Hölle, Engel und Teufel; die ganze Welt sprang in einer klassenden Wunde auseinander. In einer einzigen Scene von Klinger's „Zwillingen“ segnen und fluchen sich Vater und Sohn hinter einander, bald in Liebe, bald in Haß furchtbar aufschäumend. In der Angst der Geburtsstunde, die der Mutter mit dem Tode drohte, hatte man vergessen, wer von den Brüdern der Erstgeborene war, und der Vater bestimmte erst nachher dem Liebling Fernando, dessen sanfte Seele ihn für sich gewann, den Vorrang vor dem wildgearteten Guelfo, dessen stolzer, brütender Geist diese Zurücksetzung, diesen Act der väterlichen Willkür nicht erträgt. Er sieht sich um die Erstgeburt betrogen, und die Stimme der Natur beruft ihn zum Herrn. Die Geliebte wendet sich endlich noch von ihm zu dem beglückten Bruder, und so findet nur der Gedanke an Rache in ihm Raum. Vergeblich sucht

ein freundlicher Engel, die Mutter, ihn zu besänftigen; der Wilde badet sich im Blut des Bruders, bis ihn der rächende Dolch des Vaters trifft. Daß Guelfo der Erstgeborne, weil ihn die Natur dazu stempelte, schwebt um das Ganze wie ein banges Geheimniß. Man ahnet sein Recht, man fühlt ihm den Beruf zur Größe an. Dieser spannende Zug geht durch das düstere Gemälde als die Seele des Ganzen. Es ist mächtig und eigenthümlich genug, aber die Sprache in den „Zwillingen“ mit ihren kolossalen Wuthausbrüchen ist die Mode des Zeitalters, Scenerie und Anordnung des Stoffes sind so verworren und ungeschlacht, wie sie nur je als Caricatur des Shakspeare'schen Maßstabs geschaffen werden konnten. Schröder hatte in Hamburg auf das beste Stück, das Brudermord zum Thema hätte, einen Preis gesetzt. Klinger gab Bruder- und Sohnesmord und errang den Sieg vor dem „Julius von Tarent“, einem nicht allein besser gearbeiteten, sondern auch sachlich und poetisch mehr gerechtfertigten Stück von Leisewitz, der im Lessing'schen Styl schrieb. Lessing hatte freilich den Geist des Briten aus dem Grabe gerufen, aber nur um das hohle Maskenspiel des französischen Kothurns zu zerstören, hatte auf Shakspeare als auf einen Urquell ächter Natur und Charakterkraft hingewiesen, um den manierirten Stelzengang der Gottsched'schen Tragödie zu vertreiben. Die Wahrheit der Natur, die Kraft der Gestaltenzeichnung sollten die deutschen Poeten in Shakspeare studieren, aber nicht die mittelalterliche Rohheit seines romantischen Zeitalters in Anlage und

Durchführung der Stoffe nachahmen. Lessing wollte mit seiner Kritik der deutschen Selbstschöpfung Bahn brechen, er hatte nicht den falschen Regelzwang der Franzosen, dies Mißverständniß der Antike im Drama, stürzen wollen, um den Terrorismus der Naturburschen hervorzurufen, die aller Regel, auch den harmonischen Gesetzen der Natur spotteten. Lessing's eigene Stücke mit ihrer scharfen Folgerichtigkeit einer genialen Verstandeskraft bleiben in der Architektur, in der Entwicklung der Fabel, in der Führung der Intrigue, auch Shakspeare und dessen episodenhafter romantischer Zerstreuung und Ueberhäufung gegenüber, classische Meisterstücke.

Verfehlt ist Alles, was Klinger an Dramatischem schuf, verunglückt in Form, Styl, Technik, Sprache und Richtung. Wenn es aber darauf ankommt, den Geist jenes Zeitalters, eine der wichtigsten Epochen deutscher Entwicklung, zu begreifen, dann ist Alles, was er schuf, Document. Wir staunen heutzutage auch über Räuber Moor, möchten ihn als einen Auswürfling des Geschmacks belächeln und bleiben doch vor der vulkanischen Kraft dieses dichterischen, sittlichen und culturgeschichtlichen Ereignisses wie in Ehrfurcht gefangen. In künstlerischer Hinsicht ist an den Schiller'schen Räubern manches eben so verwerflich, wie an den gesammten Klinger'schen Schauspielen, und gegen jene haben die „Zwillinge“ das unbezweifelte Recht der Erstgeburt. Sie erschienen 1774; im nächsten Jahr schrieb Klinger, vom Erfolg der Zwillinge gereizt, eine ganze Reihe von Stücken, ward 1776 Theaterdichter bei der Seiler'schen Truppe und gab

1780 eine Sammlung seiner Dramen, noch ein Jahr vor dem Erscheinen der Räuber. Nur Gerstenberg's Ugolino war früher als alle diese ungeheuerlichen Kinder der Sturm- und Drangperiode, Geburten, die Vater Saturn gern sämmtlich verschlungen hätte.

In eigenthümlicher Beziehung steht zu Schiller's Räubern ein Lustspiel von Klinger, das er auch später wieder aufnahm, dem er also „die Urkraft des Genies“ zusprach, „die falschen Spieler“, ein an sich unbedeutendes, geschmacklos durchgeführtes Stück, ebensowenig genießlich wie vieles von ihm Verworfenene. Hermann Kurz erzählte in seinen Darstellungen aus Schiller's Heimathsjahren, daß der Dichter bei einem Besuche Schubart's auf dem Hohenasperg die Familiengeschichte eines Gefangenen hörte, die ihm den stofflichen Faden zu den Gebrüdern Moor gab. Gervinus machte dagegen früher die Bemerkung, Schiller habe zu seinen Räubern die Motive aus Klinger's Spielern entlehnt. Es hat nur den Reiz einer litterarischen Curiosität, wenn wir dies Letztere verfolgen, und wär' es auch nur, um zu zeigen, wie wenig die ursprüngliche Erfindung schon das Gedicht macht, wie sehr es hierbei recht eigentlich nach dem Ausspruch Goethe's auf das Wie, nicht auf das Was ankommt. Klinger schildert in der Sippenschaft seiner Spieler eine Lieblingsfigur des Zeitgeschmacks, — eine „edle Canaille“. Sohn eines reichen Kaufmanns in Franken, war er Student, machte Schulden, leichtsinnige Streiche, ward relegirt und zu Hause durch einen Schurken von Eindring-

ling, der als Adoptivsohn aufgenommen wurde, aus dem Herzen seines Vaters verdrängt. So sinkt er von Stufe zu Stufe, geräth in die Hände der Glücksritter am grünen Tische und lebt nun leichtsinnig „wie ein Halbgott“. Aber er plündert nur reiche Leute, erleichtert diesen Bedrückten die Last und sucht wie Karl Moor im Böhmer Walde die Ungerechtigkeit des Schicksals in Vertheilung der Güter auszugleichen, indem der Arme, der aus Verzweiflung spielt, stets mit voller Börse vom edeln Bankhalter davonzieht. Der Vater, der dem ungerathenen Sohne fluchte, zieht ihm heimlich nach, tritt unter verändertem Namen in Karlsbad auf, spielt, wird geplündert, ist aber schließlich entzückt, als er hört, es sei zum Besten eines armen Offiziers geschehen, den er als Schwiegersohn verschmähte. Der falsche Bruder, der den Moralisten machte, ist ein weit ärgerer Gauner als der falsche Spieler, und der verlorne Sohn wird zu Gnaden angenommen, da auch für ihn eine Amalia existirt. — Man kann wohl nur sagen, daß Schiller von den Spielern Motive entnahm, wie man eine Zeitungsnotiz benützt. Davon abgesehen, daß hier burlesk und auf dem Soccus erscheint, was in den Räubern mit dem ganzen Gewicht einer zermalmenden Kraft auftritt, haben die Gestalten nicht die geringste Aehnlichkeit. So führt Gervinus an, Schiller habe aus einem Stücke von Leopold Wagner, demselben Wagner, dem im Faust eine Unsterblichkeit eigenthümlicher Art bereitet wurde, den Stoff zu seiner Kindesmörderin entlehnt, und in einem andern Stücke desselben

Autors: „Die Reue nach der That“, sei der Kutscher Walz ein Vorbild für den Musikus Miller in Cabale und Liebe. Wer, wie Gervinus, die Materie so gewissenhaft durchackert, sollte sich doch die Frage stellen lassen: Wer entlehnt nicht? Es geschieht auch unwissentlich, die Geister hängen unbenutzt zusammen, greifen auf allen Gebieten der Kunst in einander. Und die spätere Gestaltung eines Stoffes, die der sachlichen Ursprünglichkeit zu ermangeln scheint, ist sehr häufig erst die wahre, richtige und ächte; erst der zweiten, dritten Hand gelingt mitunter die entsprechende Form. Wenn die stoffliche Erfindung den Dichter machte und uns den Maßstab des Urtheils über ihn lieferte, so wüßten wir nicht, wie z. B. die alten griechischen Dramatiker zu ihrem Rechte kämen, unter denen allein Euripides, der raffinirtere Spätling, materielle Erfindung hat. Selbst eine Gestalt kann sich in den Dichtern des Zeitalters ungesucht wieder einstellen, wenn sie aus den Elementen desselben hervorging, wie der Musikus Miller, der die allgemeine Empörung des geknechteten Biedermanns in deutschen Zuständen von damals ergreifend, halb rührend, halb komisch zur Erscheinung bringt. Klinger scheint nicht recht gewußt zu haben, was in seinen Dramen den Stempel der Originalität an sich trug. Seine Schöpfungen standen mit allen andern Geburten der Zeit unter demselben Stern. Er verwarf ganze Stücke und entzog uns einzelne Eigenthümlichkeiten in ihnen; er nahm andere ganz und gar auf, die nicht wie Copien ausfahen, und bedachte nicht, daß auch diese, wenn auch nicht dem

Buchstaben, doch dem inwohnenden Geiste nach entlehnt waren. Den „Roderico“ legte er bei Seite, als an Don Carlos erinnernd. Dagegen wissen wir es ihm Dank, daß er den „Günstling“, allerdings ein bedeutendes Werk, uns erhielt, obschon es, ebenfalls auf spanischem Boden spielend, die Luft des Schiller'schen Trauerspiels athmet. Der Fluch der conventionellen Sklaverei ist überall in jener Periode das Siegel eines festen poetischen Werkes. Die Könige darin, an sich brave Naturen, unterliegen den dämonischen Gelüsten ihrer übermenschlichen Stellung. So werden sie ein Spiel herzloser Höflinge, während edle Creaturen, vom Drang beseelt, die Weltordnung neu zu gestalten, mit Aufopferung dagegen ankämpfen, ihrerseits die Fürsten zum Spiel ihrer großen Pläne machen wollen und mit diesen Plänen zu Grunde gehen. Dies ist die Idee im „Günstling“. Es ist ein ganz Schiller'sches Thema. Brancas im Stück ist das Musterbild deutscher Mannheit, wie sie sich selbst bezwingt und dadurch der Welt imponirt. So wollte Klinger seine Deutschen, und sein „Günstling“ ist auch wohl deshalb sein bedeutendstes Drama, weil sich hier die ganze Energie seiner sittlichen Weltanschauung mit dem Feuer des stürmischen Jugenddranges entfaltet. Dieser Brancas ist ein prosaischer Marquis Posa, wie Klinger überhaupt eine Art Schiller in Prosa war. Was sie gemeinsam haben, kommt auf Rechnung Dessen, dem Beide Alles verdanken, auf Rechnung des gewaltigen gährenden Geistes ihrer Zeit.

Die Stimmung theilten die Talente von damals. Dies

beweist die Bedeutsamkeit der Epoche. Es mußte Ein großer, voller Drang sein, der sie trieb, Ein Feuerstrahl, der sie erfaßte und den sie wie Prometheus den Mitmenschen einflößen wollten. Diese hohe Leidenschaft bezeichnet ihr Thun und Wollen und galt für die Poesie des Zeitalters. Der Mensch war erwacht und wollte Gesetzgeber seiner selber sein. Der Kampf gegen die Convention des Herkommens, der Groll gegen die in Henckerei, Knechtschaft und süßliches Franzosenthum versunkene Etiquette, die moralische Wuth gegen die sittliche Feigheit und parfümirte Gemeinheit der Welt — dies war ihr gemeinsames Theil, ihr gemeinsamer Beruf zum litterarischen Wirken. So wurden auch gewisse Stoffe, Gestalten, Manieren Gemeingut Aller. Fast Alle entwarfen einen Faust; ihr riesenhaftes Wollen, um für den Schauplatz der Erde Himmel und Hölle zu entriegeln, wollte sich mit dieser Nationalgestalt deutscher Geistesart ein Denkmal setzen. Sie konnten auch Alle, wie mich dünkt, einen gefesselten Prometheus dichten, um deutsches Schicksal an sich selbst zur Erscheinung zu bringen.

Was den Helden macht, sittliche Kraft, macht nicht zugleich auch den Dichter. Es ist in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts wenig geschaffen, was der Geschmack von heute noch ertrüge. Rohheit und Unflath und die dämonische Sucht, Gemeinheit mit Gemeinheit zu heilen, widert uns zu stark an, als daß wir sagen könnten, es ließen sich die Erzeugnisse der Sturm- und Drangmänner noch jetzt genießen. Es fand sich eben selten ein wirklicher Dichter

unter ihnen. Aber daß die spartanischen Tugenden der Männerwelt, Muth, Freiheitsinn, Haß gegen die Tyrannei der Sägung, schon für dichterische Mächte galten, ein großes Wollen schon wie eine große That, sittliche Energie für poetische Befähigung hingenommen wurde, das giebt wohl ein rührendes Zeugniß für die Volksthümllichkeit der damaligen Litteratur. Man gestatte mir hier das Wort: Weltschmerz. Es ist in unsern Tagen belächelt; der Spott ist ja wohlfeil genug. Die Stimmung der Jugend hat aber stets ihre Berechtigung, selbst wo sie sich überbietet, in ihren Zielpunkten sich vergreift. Der Weltschmerz unsrer Sturm- und Drangmänner ging auf moralische Weltverbesserung. Sie waren nicht etwa zahm wie blasirte, impotente Jugendmenschen von heute. Sie forderten laut und dreist, schilderten den Weltlauf in schreienden Zügen, hatten dicke Farben, eine plumpe Hand und wiesen hohnlachend auf das Laster hin, wo es sich breit zu Tisch setzte oder höher stieg und die süßliche Gemeinheit des französischen ancien régime anbeten ließ. Jene Kraftgenies wollten lehren, nicht ergözen; sie predigten Sturm und zerbrachen dem Zeitalter den ambradustenden Fächer der falschen Scham. Aufrütteln wollten sie das Jahrhundert, nicht ihm schmeicheln, die Wangen des Jahrhunderts vor Schreck bleich färben, Schminke und Schönplästerchen der Menschheit vom Angesicht reißen. Und jene deutsche Jugend blieb ehrlich und offen, denn man wehrte ihr nicht. Sie legte keine heimlichen Minen bei Nacht an, denn man versagte ihr nicht, auf offenem Markt bei hellem Tage die

Glocken zu läuten. — Wozu das geführt hat, was das gefördert? Die Natur wurde mächtiger als die Lüge, der Parfüm hörte auf, für deutsche Bildung zu gelten, die Höfe fingen an, deutsch zu werden, der Adel und die Cultur zitterten vor ihrer eigenen Schmach, das deutsche Bürgerthum wurde aus den Federn getrommelt. Was hohler Lärm im Geschrei der Jugend war, verscholl. Erst seit der Sturm- und Drangperiode jener poetischen Naturmenschen gab es wieder ein deutsches Vaterland.

Das weltliche Evangelium für die damaligen deutschen Krafnaturen war Rousseau. Er war der erste Sohn der Natur, der sich gegen das verkünstelte System einer labyrinthisch zusammengebauten Bildungswelt empörte. Seine Wirkungen waren europäisch. Wir wissen das aus Goethe's Bekenntnissen über den Gang seiner eignen Entwicklung, und Klinger setzte ihm in der „Geschichte eines Deutschen aus der neuesten Zeit“ als seinem Lehrer ein Denkmal treuer Ergebenheit. Aber Klinger wurde nicht sentimental. Goethe stellte gleich neben den Göß seinen Weißlingen, und im Werther brach der ganze Aufruhr seiner männlichen Thatkraft schnell zusammen, löste sich seine mehr weiblich geartete Seele in jene deutsche Hamletswehmuth, die sich in Klagen ausweint, sich in Reflexionen beruhigt, wo es noch kurz zuvor galt, Schwerter zu schmieden. Klinger gönnte sich diese Erholung nicht, er hatte kein Bedürfniß der Art, und im Mangel an diesem Bedürfniß liegt vielleicht der sicherste Beweis, daß er keine eigentlich dichterische Natur

war. Er blieb Tag und Nacht gleichsam in Waffen. Der spartanische Troß in ihm war sein Charakter als Mensch. Für ihn war selbst Lessing nicht frei und dreist genug. Er tadelte ihn, daß er der Meinung gewesen, die ganze Wahrheit taue dem Geschlecht nicht; er wollte sie den Mitmenschen zeigen, sie entweder ganz nackt hinstellen oder sie für ewig den Augen der Welt verhüllen. Seine Feldzüge gegen die Kränkelei der Empfindsamkeit blieben unausgesetzt. Er verspottete die weinerlichen Heirathskomödien, die larmoyanten Kammerjungfernlustspiele und die süßlichen Trauerspiele mit heroisch sein wollenden erhigten Marquisinnen. Die Werther'sche Stimmung wurde epidemisch in Deutschland, sie grassirte im Roman, setzte die Bühne unter Wasser. Für Klinger war das eine Entmannung des deutschen Geistes; er lag immerfort zu Felde gegen die Tugend der Schwächlinge, die nicht mehr sündigen können und mit dem Tode liebäugeln, weil das Sterben Mode wurde. Er war in seinen Lustspielen kein feiner Spötter, er schlug mit Kolben drein, und der franke Zeitgeist wich ihm behende aus. Er schrieb immer neue Schauspiele, wo der Mensch aus Ueberkraft sündigt, sein Schicksal herausfordert, zerbricht, aber nicht in Behmuth sich löst. Außer den schon gedachten Spielern finden wir in der Sammlung ein zweites Lustspiel: „Der Schwur gegen die Ehe“ und eine Reihe Trauerspiele: Conradin, Elfride, Medea in Korinth, Medea auf dem Kaukasus, Aristodemos, Damokles. In diesen Stücken gab er Menschennaturen, wie er sie vom Schicksal verlangte, lauter

Spartaner und Römer, die sich, wohl wissend, daß die lebendige Welt außer ihrer Sphäre liegt, unerschütterlich in ihrem steifen Pathos gefallen. Die Romantik der frühern Verwilderung ging bei Klinger allmählich in eine kalte Strenge, in eine herbe Kälte über, die ihm für classisch galt, die aber sehr leicht in die von Lessing vertriebene französische Tragödie zurückkehren konnte. Seine pathetische Beredsamkeit, seine methodische Dialektik machte ihn ungenießbar; selbst seine Medea, ein weiblicher Prometheus, ließ kalt und gleichgültig. Seine Gestalten, nachdem sie sich als Vulkane ausgetobt, wurden erhabene, aber unzugängliche Bildsäulen.

Klinger setzte damit nur sich selbst fort, der Geschichte der deutschen Entwicklung folgte er darin nicht. Die Bühne gab ihn auf, er verließ Deutschland und war alsbald wie verschollen. Die deutsche Sturm- und Kraftperiode schien in ihr Gegentheil umgeschlagen zu sein. Goethe hatte sie rasch überwunden. Er kehrte nach dem Werther zum Drama zurück, aber auf die Kraftgestalt seines Götz folgten Clavigo, Stella, jene ganze Reihe von Schwächlingen, die er, auch in ihren Irrthümern der Poet seiner Nation, mit der ganzen Zügsamkeit seines weichen Herzens, mit der ganzen Meisterschaft seiner künstlerischen Grazie hinstellte. Er flüchtete sich gegen den Aufruhr allgemeiner und nationaler Regungen in die Welt der Persönlichkeiten. Schiller allein setzte den großen Kampf der erwachten Menschheit gegen das System des Herkommens fort, in ihm wurde der Geist der Geschichte mächtig, für ihn blieb das Volk eine Person, der

Einzelne nur berechtigt, sofern er das Leben der Menschheit in sich fühlt. Für jene Sturm- und Drangepoche deutscher Jugend war in Schiller allein die Fortsetzung, die Sühne und die Verklärung zu finden. Die rohe Naturkraft mußte kein Ende im Kampf gegen die Welt. Schiller hob sie über diesen Zwiespalt hinweg, indem er ihr Flügel lieh, ihr forthat über die Schranken, die der Augenblick in Zeit und Raum nicht verwinden konnte, und den Einzelnen gekräftigt und geläutert im Zusammenhang erhielt mit einem großen Ganzen, sei dies Ganze nun das Vaterland oder die Welt des Geistes, der alles bezwingt. Goethe wurde der psychologische Poet, und er war das in der feinsten und tiefsten Bedeutung des Wortes. Schiller wurde ideal, Klinger nüchtern. Es mochte ein Act der Verzweiflung sein, als er in Leipzig die Seiler'sche Truppe und seine dramatische Laufbahn verließ und, vom Publicum aufgegeben, die Feder mit dem Degen vertauschte.

Es sei hier kurz zusammengefaßt, was über Klinger's Herkunft und erste Stellung zur Welt bemerkenswerth scheint. Er war drei Jahre jünger, als sein glücklicher Landsmann Goethe; die Angaben seines Geburtstages und Jahres, lange schwankend, stehen jetzt auf den 18. Febr. 1752 fest. *) Er gehörte den untersten Kreisen der Gesellschaft

*) Auf Klinger's Grabstein, den ihm seine Wittwe in Petersburg setzen ließ, steht: Natus die 18. Febr. 1752, denatus die 18. Febr. 1831, ingenio magnus — probitate major — vir priscus. Nach andern Angaben starb er den 25. Febr. jenes Jahres.

in Frankfurt an, und früh schon vaterlos (sein Vater war Constabler bei der Wache gewesen), verdankte er es einem Zufall, daß er wissenschaftliche Erziehung genoß, indem ein Lehrer des dortigen Gymnasiums den schönen, stattlichen Knaben bei einer Handarbeit auf der Gasse, man sagt baarfuß, mit Holzhacken am Augsburger Hof beschäftigt fand, ihn ins Auge faßte und sich seiner annahm. Der Zufall spielt in Klinger's Schöpfungen eine gewaltige Rolle, er ist überall der Rückenbüßer von oben, wo seine Riesen von Menschen vor einer Felsenwand stehen oder am Abgrund keinen Ausweg wissen. — Als Currendeschüler konnte er bald durch Unterrichtgeben Mutter und Schwester unterstützen, und während er sich äußerlich bückte und dienstfertig schien, setzte sich sein innerer Stolz nur um so mehr zu einem unerschütterlichen Troß fest. Er begann sich der Rechtswissenschaft zu widmen; Shakspeare und Rousseau beschäftigten ihn aber tiefer. Gegen die aristokratischen Reichsfreiheiten seiner republikanischen Heimath äußerte er sich später in seinen Romanen ebenso sarkastisch bitter, als umgekehrt Goethe, in der Bevorzugung der rathsherrlichen Familienkreise erwachsen, liebevoll und mit milder Ironie das Leben in der freien Stadt auffaßte. In Klinger's Faust sagt der Teufel: „Ängstlich fühlt der Reichstädter, und ängstlich fährt er auch zur Hölle. Hier ist keine Ernte für den Mann von Geist.“ Der partiische Widerwille gegen die Engherzigkeit des Spießbürgerthums machte es ihm später vielleicht um so eher möglich, in einer Despotie zu leben, wo die

Macht eines Einzigen allerdings den rückwärtsvollen Eigenwillen des Kastengeistes beseitigt. — Es ergab sich für ihn nach seiner akademischen Zeit kein Amt, und so trieb es ihn auf das schrankenlose Feld der Litteratur, wozu der erste Erfolg seiner „Zwillinge“ den Anreiz bot. Es war 1776, als er, 24 Jahr alt, in Weimar austrat, wohin sich alle Genies drängten. Klinger war entzückt über diesen Tummelplatz der Talente. Allein er selbst, ein ganz ungezügelter Kraftmensch, erschien höchst unbequem. Goethe schrieb an Merck: „Er drückt mich, ist wie ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwäret mit uns, und er wird sich herauschwären.“ Sogar Merck, der mephistophelisch kalte Menschenkenner, fluchte über Klinger's starrköpfigen Hochmuth, die Welt nach sich gestalten zu wollen. Wieland mit der Miene seines salbungsvollen Lächelns schrieb, Klinger sause Löwenblut und speise wahrscheinlich, wie seine dramatischen Ungeheuer, rohes Fleisch. Für Goethe war freilich auch Schiller später eine ganze Zeitlang sehr lästig, und Wieland nannte ihn ironisch seinen tragischen Hercules. In Schiller erwuchs die rohe Naturkraft zur geistigen Größe, welche die Welt nicht zertrümmert, sondern im Reich der Idee bewältigt und überwindet. In Klinger ward der Sturm- und Drangmann zum eisernen Charakter, der freilich in seiner sittlichen Kraft auch die Berechtigung sieht, sich selbst festzuhalten und die Welt aufzugeben. Größe war nicht in ihm, nur Stärke.

Es war noch im Jahr 1778, als Klinger Thalia's

Reich verließ und in den Dienst des Mars trat. Der Empfehlung des Herzogs von Württemberg verdankte er ein Lieutenantspatent in der österreichischen Armee. Allein der baierische Erbfolgekrieg ging ohne Thatkraft schnell zu Ende, und Rlinger trat in Folge derselben Empfehlung als Vorleser in den Dienst des Großfürsten Paul, dessen Gemahlin eine Prinzessin von Württemberg war. 1780 begann er seine Laufbahn in Petersburg und machte im Gefolge des Großfürsten zunächst jene Reise nach der Schweiz, Italien und Frankreich, deren reiche Anschauungen, Genüsse und Erfahrungen so rasch auf die kümmerliche Enge seines deutschen Lebens folgten; er lernte in russischer Uniform die Welt kennen. Auch an einem Feldzug nahm er an der Seite seines Fürsten Theil; es war ein Feldzug nach Polen. Zu einem Zwiespalt mit sich führte ihn sein Leben in Rußland nicht. Er schien den früheren Tumult eines schrankenlosen Lebens voller Ueberzeugung mit dem System der militärischen Ordnung, den Freiheitstäumel hoffnungsvoll mit der Zucht des blinden Gehorsams zu vertauschen. Er wollte in äußern Stoffen wirken, und seine Strenge, seine Festigkeit, seine Unbestechlichkeit machten ihn am russischen Hof gefürchtet, man hielt diesen Spartaner mit Recht für eine Ausnahme. Er stieg, ohne es zu wollen. Die Gunst der Großen blieb ihm treu, weil er sie nicht suchte, und auf seine Dürftigkeit folgte ein äußerer Glanz, der ihn nicht blendete, aber ihn doch erkältete und gegen die Gefühle der Welt erstarren ließ. Er war von 1785 bis 1801 als Generallieutenant

tenant Director der Cadettenschulen und Curator der Universität Dorpat, Inspector der Pagenschule und eines kaiserlichen Fräuleinstifts. Er stand um so fester bei Hof, als er der Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiserin Katharina wurde. Man wollte wissen, seine Ehe sei ein Verhältniß der Neigung gewesen. Bei alledem blieb seine Stellung zur Gattin dem Ceremoniel ihrer Abkunft unterworfen; die Wärme des ächt Menschlichen, der eigentliche Inhalt des schöpferischen Lebens blieb ihm in allen Begegnissen versagt, und seine Gestalt blieb immerfort eine gesonderte, einsam in sich selbst gefestete. Nur seinem stoischen Troß und seiner Selbstgenügsamkeit verdankte er seine feste Stellung; ein Ausspruch über sich selber lautete: „Es ging hart mit mir, jeden Andern müßte es niederschmeißen.“ Am Hofe lernte er die Menschen so kennen, „daß er ohne Verzerrung nicht mehr lächeln konnte.“ Sein starker Ernst wurde bittere Satyre, aber die Trostlosigkeit seiner Ansicht über Welt und Menschen führte ihn dazu, daß die Gestalten, die er schilderte, Caricaturen wurden im Guten und im Bösen; sie blieben edle Canaillen, tugendhafte Ungeheuer; er hielt den Ton Räuber Moor's fest. Eines seiner Worte lautet: „Einen König oder einen Höfling ganz kennen, hieße die Flecken des wilden Tigers auf seinem Felle zählen.“ Zu einer andern Auffassung und zu andern Erlebnissen gehörte eine andere Natur. Klinger fand sich ganz zurecht in seiner Welt. Er hatte das Drama aufgegeben, weil das „fürchterlich Große“, das er zeichnete, dem Geschlecht der Menschen nicht gefiel.

Er wollte handeln, als Mensch dramatisch sein, und was er in der Dichtung fallen ließ, das trat mit Kaiser Paul's Ermordung als Wirklichkeit an ihn heran. Dies entsehbare Schauspiel übertraf doch vielleicht alle seine Erfindungen. In diesem Drama war er freilich nur Zuschauer. Er wurde seitdem ein einsamer Stoiker, welcher der Nothwendigkeit still gehorcht. Für die französische Revolution hatte er keine Jugendgluth mehr; er war schon zu fest ein fertiges Glied der Soldatendespotie; nur unter militärischer Zucht hielt er die Freiheit für möglich und für gedeihlich; er preist seinen Alexander, den feinsten und glättesten Despoten. Rousseau blieb auch im russischen Dienst sein weltliches Evangelium, aber er bezweifelte die Befähigung des Zeitalters, sich in Freiheit Gesetze zu geben, die nicht in Raserei ausarten. Er schrieb in Bezug auf den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung in Frankreich sein Buch: „Ueber das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit.“

Es ist schlimm um einen scharfsinnigen Kopf, der in seiner Jugend Schwärmer war und am Ende seines getäuschten Lebens alles, was ihn ehemals durchglühte, bitter belächelt oder als Narrheit verwirft. Noch schlimmer aber, wenn er sich mit dem Allgemeinen verwechselt, seinen eigenen Bankrott der Geschichte unterschiebt. Der Genius der Menschheit ist noch nie zu früh erwacht, wenn er auch nie wach zu bleiben und immer wieder einzuschlafen scheint.

Klinger's Hang zum thatkräftigen Wirken, sein Trieb, in festgezogenen Kreisen dem Bedürfnis des Augenblicks nach-

zugehen, blieb in Rußland ohne eigentliche Befriedigung. Er konnte nicht schöpferisch auftreten, durfte nur dressiren. Sein Ansehen am Hof blieb nur ungeschmälert, weil er sich passiv hielt, jeder Anforderung widerstand, während er selbst keine machte. Er hielt sich selbst nur fest, starr und unver- äußerlich, aber er fand auch im Bereich des praktischen Lebens keinen gefügigen fruchtbaren Boden, und so mußte der deutsche Sturm- und Drangmann, der sich mitten im Glanz des Petersburger Hofes sehr einsam fühlte, doch wieder in seinen besten Stunden zur Feder greifen, um zu schaffen, um sich in der Einsamkeit seines Geistes mit Gott und der Welt abzufinden.

Das jetzige Geschlecht mag staunen, wenn es hört, daß dieser Mann, dessen germanisches Gemüthsleben unter der russischen Soldatenherrschaft erstarrte, eine Reihe von zehn großen Romanen gleichzeitig entwarf und, von Einer Idee geleitet, von Einem Gesichtspunkt beherrscht, mit eiser- nem Fleiß durchführte. Der Ausruhr der Leidenschaft hatte sich in die Kälte des Stoicismus umgesetzt, und so fand er für die Gräuel der Menschheit, die er jetzt als Epiker schil- derte, im Roman einen Styl, dessen körnige Kraft uns schüt- telt, dessen entsehnvolle Ruhe uns schreckt. Er eröffnete diese Reihe von Werken, deren jedes das andere als Gegen- und Seitenstück ergänzt, mit „Faust's Leben, Thaten und Höllen- fahrt.“ Goethe's Faust erschließt uns lyrisch die Tiefe des Geistes und findet da die Hölle; Klinger hatte keine innere Lyrik; er war nicht der Poet, der Himmel und Hölle als die

Geburten der menschlichen Seele in uns selber aufruft. Klinger's Teufel ist von Anfang an eine so fertige Maschine wie sein Gott. Sein Faust macht bloß eine Reise durch die geschichtliche Welt und schildert seine Zeitgenossen. Er findet in Deutschland geistige und bürgerliche Knechtschaft, in Frankreich den „heuchlerischen Mörder Ludwig den Elften“, in England dessen Geistesbruder, den dritten Richard, in Italien Alexander Borgia, der sich in Blutschande badet. Vor den Schreckensgemälden, die Klinger uns entfaltet, muß man seine Zuflucht zu den Büchern der Geschichte nehmen, um zu erfahren, wie Menschen menschlich sündigten. Klinger läßt seinen Faust verzweifeln und ruft ihm dann teuflisch zu: „Thor, du glaubtest das Antlitz der Menschheit gesehen zu haben? Ich zeigte dir nur ihre Larve!“ Aber das wahre Angesicht der Menschen zeigt uns Klinger nicht; diese Aufgabe des ächten Dichters stellt er sich nirgends. In seinem „Raphael de Aquilas“ schildert er die fanatischen Gräuel des spanischen Christenthums und vertröstet uns auf den Koran.

In der „Geschichte Giasar's des Barmeciden“ betreten wir das verheißene Glaubensgebiet Allah's und des Propheten, werden heimisch in der Welt des Morgenlandes, sehen aber doch den edeln Barmeciden als ein Opfer der Naturbedingungen des Orients enden. In den „Reisen vor der Sündfluth“ geißelt Klinger den Glauben der Herrscher an ihre Göttlichkeit und verhöhnt zugleich die Einfalt der Völker. Im „Faust der Morgenländer“ gewinnen wir end-

lich aus dem Labyrinth der menschlichen Gräuel einen Rettungspfad. Er führt uns an der Hand des Helden in die Hütte des Einsiedlers. Hier endet der Irrthum, die Lüge, die Täuschung; hier hört die Dialektik des Teufels auf, und Gott spricht wieder vernehmlich, die Leidenschaft schweigt; aber hier steht auch die Weltgeschichte, selbst der Schlag des Herzens still. Der Stoiker pocht auf diesen Hafen der Ruhe, der Skeptiker schlägt die Welt in Trümmer, um dies Ziel zu erreichen, und weiß nicht, daß dies Ziel nur einen neuen Anfang fordert, wie Rousseau's Rückkehr in den Schooß der Natur den Kreislauf menschlicher Entwicklung nur von neuem beginnen heißt, ohne neue Bahnen aufzudecken. Die Tacitische Schwere der Klinger'schen Weltanschauung kann Achtung einflößen, aber sie überzeugt nicht. Klinger wollte mit seinen Dichtungen belehren, aber er lehrt überall nur, wohin er selbst gekommen. Dies imposante Schauspiel liegt in seinen Werken offen vor; sie sind die Bekenntnisse eines starken Geistes, der die Welt nur überwindet, indem er sich selbst bezwingt. Er endete wie Goethe mit sich selbst, aber nicht im Glück des Behagens, den Reichthum der Welt durchfühlt zu haben, sondern im moralischen Selbstgefühl, das stolz ist auf den Troß seiner Energie. Klinger war auch hierin ein merkwürdiges, vom Schicksal fast ironisch hingestelltes Seiten- und Gegenstück zu Goethe.

Von seiner „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“ sprach ich schon. Das Buch wird für jeden von nachhaltiger

Bedeutsamkeit sein, der Deutschland zur Zeit der Revolution kennen lernen will. In „Sahir, Eva's Erstgebornem im Paradiese“ faßte er die Gesammttendenz seiner Romane noch einmal in einem möglichst heitern Bilde zusammen. Sein „Weltmann und der Dichter“ stellt die Gegensätze seines innern und äußern Lebens noch einmal ausführlich fest, ohne sie versöhnen zu können. In diesem Platonischen Dialog ist der Mangel an innerer Lyrik eben so fühlbar, wie in seinen philosophischen Romanen der Mangel des epischen Behagens.

Er endet sein litterarisches Tagwerk mit seinen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur.“ Diese Aphorismen sind das Bedeutendste, was er gab; sie sind das Bleibende unter seinen Werken. Was er als Talent schuf, verfiel entweder an die Verwilderung der frampshafsten deutschen Gährung, oder trägt zu sehr den Stempel der gewaltsamen Vereinsamung seiner Natur. Dem eigentlichen Schooß der Menschheit gehörte er zu wenig an, um als Dichter Leid und Lust in Einklang zu bringen. Hütte und Palast waren die Extreme, die er rasch mit einander vertauschte; die Mitte der bürgerlichen Gesellschaft, den ächten Inhalt des Lebens, lernte er nicht kennen; er schwankte immer nur, wie Gervinus sich über ihn ausdrückt, zwischen Derwisch und Bezir. Und so endete er damit, der Welt sein Bekenntniß zu überliefern. Auf diese Glaubenssätze darf der Deutsche stolz sein, es sind Documente eines felsenfesten Charakters. Er schrieb diese

Aphorismen in den Jahren 1801 und 1802. Was ihm persönlich noch widerfuhr, konnte ihn erschüttern und beugen, aber dies Testament, das er vor der Welt niedersezte, nicht umstürzen. Er verlor in der Schlacht an der Moskwa seinen einzigen Sohn; seine Gattin weinte sich blind. Das war ein heimliches Unglück für ihn. Sein schwerstes Mißgeschick traf die Wohlfahrt der Völker. Er hatte auf Alexander kühne Hoffnungen gesetzt; er sah sie mit ihm hinwelfen. Mit Alexander sollte eine neue Epoche für den Osten Europa's beginnen; Alexander wollte damit die Schuld sühnen, die Paul's Tod dem Reiche hinterließ. Alexander war eine geschmeidige Natur, die den physischen Nothwendigkeiten seiner Stellung erlag. Er war kein Klinger'scher Charakter, der das Schicksal zwingt. An dieser Enttäuschung starb Klinger's Glaube an ein nahes Heil der Welt. Die Wendung der französischen Revolution, die Napoleonische Soldatenherrschaft schien seine trostlose Satyre auf ein zu frühes Erwachen des Genius der Menschheit bestätigt zu haben; er verstummte als Schriftsteller, er wurde auch als Mensch unzugänglich. Während der Zurüstungen des Feldzugs gegen Polen im Februar 1831 starb er, ein Siebenundsiebziger, unerschütterlich derselbe, fest und streng, aber innerlich arm und farg.

Zur griechischen Religion war er in Rußland nicht übergetreten. Man sprach nur vom Wechsel seines lutherischen Bekenntnisses in das reformirte. Er änderte in Rußland keine Meinung, keine Ueberzeugung; aber er

flüchtete sich tiefer in sich hinein und verschanzte sich mit den Waffen des Skepticismus gegen Gott und Welt. Er zog vom Standpunkt des sittlichen Selbstbewußtseins aus den Geist der Weltgeschichte zur Rechenschaft, und dieser blieb ihm die Antwort schuldig. Dem gemeineren Verstand ist der Lauf der Welt verständlicher. Klinger flößt uns Ehrfurcht ein, daß er sich nicht wohlfeil beschwichtigen ließ. Diese achtungsgebietende Stelle nimmt seine geharnischte Gestalt unter uns ein. Aus seinen „Betrachtungen“ kann das heutige Geschlecht eine Zuversicht gewinnen, die es aus sich selbst nicht schöpfen zu können scheint — die Zuversicht auf die Charakterstärke des moralischen Selbstbewußtseins. Sie löst nicht die höchsten Fragen über Gott und Welt, aber sie macht stark, ihre Lösung und im Nothfall ihre Dissonanz zu ertragen. Dies ist Klinger's Unsterblichkeit, und das macht ihn in der Geschichte der Männer unsers Volks bedeutend.

Die neue Sammlung seiner Werke ist mit seinem Bild in Stahlstich geschmückt. Wir haben hier die Züge des Mannes ganz so getreu, wie seine Freundin Fanny Tarnow ihn vor Jahren schilderte, das scharfgeschnittene Gesicht mit der unerschütterlichen Muskelkraft, mit der unerschütterlichen Entschlossenheit, an Allem zu zweifeln, was dem Verstand und dem Herzen des ehrlichen Mannes nicht begreiflich. Fanny Tarnow war in den Jahren 1819 und 1820 in Petersburg; im achten Band der Auswahl ihrer Schriften stiftete sie ihm das schöne Denkmal; es ist der sechste ihrer Briefe aus der nordischen Hauptstadt, in dem sie zugleich den ideellen Zu-

sammenhang der Klinger'schen Romane andeutet und mit der ganzen Hingebung weiblicher Begeisterung in Klinger's Natur den Heroismus deutscher Manneskraft feiert. Die „Zwei Jahre in Petersburg, ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten,“ waren später aus derselben Feder und brachten uns nach Klinger's Tode wiederholt die Schilderung von Klinger's Persönlichkeit.

IV.

Georg Forster.

IV.

Georg Forster.

Mit Georg Forster tritt ein zweiter deutscher Mann vor uns, der, zwanzig Jahre später als Klinger, sein Vaterland aufgab, indem er nach Westen auswanderte, nicht an eine fremde Autokratie, sondern an die Republik Frankreich sich hingab und dort, anders als Klinger, ohne Glanz und Würde, ungeehrt vom Feinde, selbst unter der Verwünschung vieler seiner Freunde, ein stummes und thränenloses Grab fand. — Auf Georg Forster's Namen ruht auch noch die Anklage der Verrätherei; er hat Mainz den Franzosen in die Hände geliefert. Der einzelne Fall darf hier so wenig außer Acht kommen, als die allgemeine Frage: was es heiße, sein Vaterland aufgeben? Man kann hierbei unter Vaterland nicht die Scholle meinen, die uns trägt; sonst wäre der Patriotismus der engste aller Begriffe; auch nicht das gesammte Land in seiner physischen Existenz, sonst wäre jeder Auswanderer, der seine äußern und seine innern Kräfte der Fremde bietet, ein Verräther am Wohl und Vorthail seines heimischen Landes. Es kann im höhern Sinne nur das

geistige Vaterland gemeint sein. Klinger gab das litterarische Deutschland der siebziger Jahre auf, Forster das politische Deutschland in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts. Daß Jenen die Verzweiflung an seinen eignen Kräften, und weit mehr noch als Diesen freie Wahl dazu trieb, während Forster mitten im Schmerz über die Zerrüttung um sich her, mitten in der Erbitterung über die Entartung seiner Mitmenschen, an eine neue Zuversicht, die ihn täuschte, die Verjüngung und Wiederherstellung der Welt knüpfte: — das rückt freilich beide Männer in ihrem ganzen Verhalten zu ihrer Zeit so weit auseinander, als die fremden Pole, denen sie sich zuwendeten. Möchten diese beiden Pole der europäischen Entwicklung, eine Autokratie des Ostens und eine Republik des Westens, uns gleich fern bleiben! Ein Geschlecht aber, das sich vor beiden Extremen gesichert glaubt, sollte über die Mitbrüder, die das Opfer der seltsamen Verzweigungen unserer Sympathien wurden, wo nicht milde, doch mit Besonnenheit zu Gericht sitzen. So abgeschlossen Deutsch, wie Einige es verlangen, war Deutschland niemals; die Thore unseres Herzens und unserer Gedanken waren von je weltweit offen, auf die Strömungen des allgemeinen Lebens hingewiesen. Die deutsche Bildung des vorigen Jahrhunderts zumal stand unter europäischen Einflüssen. An Rousseau entzündete sich die deutsche Jugend der siebziger Jahre, in den Shakspeare'schen Formen versuchte sich die junge Kraft des erwachenden Deutschlands, und Klinger blieb am Petersburger Hof diesen Lieblingen seiner deutschen Entwicklungs-

jahre getreu. Forster hat mitten unter den Gräueln der Schreckensregierung in Paris als einsamer, stiller, kraftvoll besonnener Denker die Natur seines Volkes in keinem Augenblick verleugnet. Wir wollen ihm fest ins Angesicht blicken, ihm ruhig den Puls befühlen, um zu erfahren, wo und wie er im Stande war, zum Verräther an Deutschland zu werden. Wenn Genß ihm den Vorwurf der Apostasie machte, so bedarf es wohl nur eines einzigen Seitenblicks auf Diesen, um Forster's reinen Charakter zu retten. Man soll Forster's That allerdings nicht entschuldigen, aber erklären, und ein ehrlicher Irrthum, der aus innerer Nothwendigkeit entsprang, tritt für die Fernstehenden schon um deswillen in ein ver- söhnliches Licht, wenn er sich auf reine Beweggründe zurück- führen läßt. Daß weiland die Verfasser der Xenien selbst nach seinem Untergang in der Fremde auf Forster das Ge- schoß des Wiges abschneitten, darf uns nicht irren, denn dieser Angriff beruhte auf Unkenntniß des Mannes und auf der Leidenschaft einer bewegten und gereizten Gegenwart. Der Spätling aber sollte leichter und freier die Gestalten der Vergangenheit überblicken. Als die Wittwe Forster's, Frau Therese Huber, sich 1829 schüchtern mit dem Briefwechsel des Mannes hervorstreckte, schloß sie die Einleitung zu seinem Leben mit dem zitternden Ausruf: Wer reiner ist als Er, hebe den ersten Stein auf! — Dies wehmüthige Wort einer Frau, scheu und unsicher, könnte wohl jemand anreizen, jene Pfeile der Anklage und des Hohnes emsig zu sammeln und sie alle auf die Angreifer und zugleich auf jenes Deutschland

zu richten, das so oft schon unfähig war, seine Jünglinge zu Männern zu erziehen, sie rasch in Greise verwandelte, oder sie gleichgültig fahren ließ.

Georg Forster gehört fast zu den nationalen Lieblingsgestalten, seitdem Heinrich König in seinen „Klubisten von Mainz“ ihn gefeiert. Was in dessen Roman ideell blieb, ergänzte noch thatsächlich die Schilderung seines Lebens, die der geistvolle Erzähler wiederholt in „Haus und Welt“ von seinem Helden gab. Die Begeisterung für Forster verstieg sich seitdem beinahe ins Gewagte und Gesuchte. Moleschott verkündigte ihn als „Naturforscher des Volks“ und als den ersten deutschen Vertreter des Materialismus in den Naturwissenschaften. Eine weibliche Begeisterung stellte die „Lichtstrahlen“ aus seinen Schriften zusammen; L. Eckardt schrieb ein Drama: „Weltbürger und Patriot“. Als Gegenstück dazu brachte unlängst Karl Klein aus städtischen und örtlichen Urkunden sein Buch: „Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793. Nebst Nachträgen zu seinen Werken.“ Hier steht denn der Held des Streites wieder als „Vaterlandsverräther“, ja als „gesunkener Mensch“ da! — Fassen wir Alles, das Für und das Wider, zusammen und sitzen hier, nicht als Jurist, der nach dem actenmäßigen Buchstaben richtet, nicht als Poet, der seine Illusionen vertheidigt, nicht als politischer Parteigenosse, der sein Bekenntniß durchsicht, sondern, wenn's möglich ist, als Psycholog zu Gericht, der, indem er anklagt und vertheidigt, in der Seele des Mannes zugleich ergründet und erklärt.

Gervinus hat eine ausführliche Abhandlung über For-

ster's Leben und Schicksale gegeben, die dem siebenten von den neun Bänden der gesammelten Arbeiten des Autors beigefügt ist. Gervinus vertheidigt seinen Klienten sehr warm und eifrig, erscheint hier aber wie ein Sachwalter, der unzeitig ein Alibi nachweist, wo es sich um das Mäumlische nicht handelt. Er erinnert, daß Georg Forster, dessen schottische Vorfahren sich im siebzehnten Jahrhundert nach Polnisch-Preußen übersiedelten, eigentlich gar kein Deutscher sei, „eigentlich kein Vaterland hatte.“ Forster war auf einem Dorfe bei Danzig geboren, bevor diese Stadt und ihre polnische Nachbarschaft preußisch wurde. Preußen, auch damals eifersüchtig auf den Besitz bedeutender Köpfe, hätte den Weltumsegler gern zu den Seinigen gezählt; Graf Herzberg, auch nach König Friedrich's Tode noch mächtig, hätte ihn gern für Berlin gewonnen, da er doch eigentlich zu Preußen gehöre. Aber wörtlich genommen, und wenn die Scholle Erde, wo er physisch geboren wurde, entscheiden soll, war er allerdings weder Preuße noch Deutscher. Als achtjähriger Knabe kam er nach Rußland, wurde bis zu seinem siebzehnten Jahr in England erzogen, machte dann mit seinem Vater Johann Reinhold in den Jahren 1772 bis 1775 die zweite Cook'sche Weltfahrt mit. „Er würde,“ sagt Gervinus, „je nachdem das Schicksal gefallen wäre, ein guter Engländer geworden sein, wie er später (als ihn der spanische Gesandte in Wien zur Theilnahme an einer Unternehmung nach den Philippinen zu gewinnen suchte) ein guter Spanier werden wollte; und so würde er auch ein guter Deutscher gewesen

sein, wenn man ihn nur zu brauchen verstanden hätte.“ Das heißt denn freilich den Vorwurf der Abtrünnigkeit von Deutschland beseitigen, indem man die ganze Person als nicht deutsch beseitigt und sie vom Nationalzusammenhang mit uns lockert und löst. Forster war freilich kein geschulter Deutscher; er war dies so wenig, als er in seinen Kinderjahren ein Pole, als Knabe ein Russe, als Jüngling auf englischen Boden versetzt, ein Engländer wurde, oder in seinem dreißigsten Jahre abermals nach Polen an die Universität zu Wilna berufen, sich dort anbürgerte und heimisch machte. Forster war überhaupt kein professorisch geschulter Mensch; er war ein Autodidakt, der nirgends die Dressur einer Vertlichkeit erhielt. Sein Vater, evangelischer Pfarrer im polnischen Dorf, mußte etwas vom polnischen Blut in sich haben; er war ein unruhiger Kopf, der sich gern mit Naturwissenschaften und physikalischen Versuchen abgab, seine Stelle aufgab, um dem Drang nach einem bewegten Leben zu genügen, und den Knaben durch all die Länder mit sich herumzuschleppte. Was guten soliden Deutschen das akademische Dreijahr, das wurde dem Jüngling Georg die dreijährige Fahrt um die Welt, sein Aufenthalt in Taiti, auf Neuseeland, im Feuerland und auf den Freundschaftsinseln.

Auf die seltsamen Erscheinungen und Gefahren des Reiselebens, unter denen er sein Studium der Naturwissenschaften betrieb, folgte von neuem der große systematische Tumult der Londoner Welt, der ebenso sehr wie jene Jugendeindrücke alle seine Kräfte nach außen drängte. So kam er nach

Deutschland, nach dem in sich gedrückten, träumerisch brütenden, rückwärts nach innen blickenden, innerlich beschäftigten Deutschland, halb und halb ein Sohn der Natur, stürmisch im äußern Leben herumgeschleudert, jedenfalls ein wildfremder Mensch unter uns. Man kann nicht sagen, daß er eine frohe und glückliche Jugend gehabt. Schon als Knabe war er vom Vater stark zu wissenschaftlichen Arbeiten benützt. Die Mühseligkeiten der Seefahrt hatten seinen Körper rasch entwickelt, ihm aber doch jene Frühreife gegeben, die bald in Abschwächung überzugehen pflegt; zu seiner gichtischen Krankheit, die ihn in seinem vierzigsten Jahre dahinraffte, hatte er, wie es scheint, auf Neuseeland den Grund gelegt.

Das Leben des Vaters war bei dem reichen Wechsel ein höchst kümmerliches und schicksalvolles; der Drang nach Thätigkeit rächte sich jeder Zeit an ihm; jede seiner Unternehmungen war ein Wagstück, das mißlang. Johann Reinhold war ein starrer eigensinniger Mann, der das Schicksal herauszufordern schien. Seine Theilnahme an der Cook'schen Reise war auf Grund von Versprechungen geschehen, welche die englische Regierung nicht hielt. Mit Cook zerfallen, verschlimmerte der Alte seine Lage, und seine Mißhelligkeiten in London endeten für ihn mit dem Schuldthurm. Selbst die Berechtigung, die Weltfahrt litterarisch zu benutzen, ward ihm streitig gemacht, und Georg mußte das Reisewerk abfassen, dessen Ertrag bei alledem den gefangenen Vater noch nicht frei machte. Georg war 22 Jahre alt, als er dies Werk englisch schrieb. Man hielt es für seines Vaters Arbeit,

dem man zu einer solchen Veröffentlichung der Cook'schen Entdeckungen kein Recht gab, und der Sohn mußte in einem englischen Broschürenkrieg sich und sein Werk vertheidigen. Er war also Engländer genug, um englisch zu schreiben; aber doch zugleich Mensch genug, um die Art und Weise, wie damals England die Indianer ausbeutete, mit klopfendem Herzen zu rügen und als einen Rest jenes Fanatismus und jener Habgier zu schildern, womit einst Spanier und Holländer gegen die Einfalt der Naturvölker zu Felde zogen. Er ist nicht blind im Gefühl für die Kindheit der ersten Völkerzustände, denn neben die freundliche Idylle, die er auf Taiti entwickelt, stellt er ein Bild kannibalischer Verwilderung auf Neuseeland. Die Ueberzeugung, er sei praktisch in seinen Anschauungen und wisse das alles aus Selbstschau, führt ihn selbst zu übermüthigen Scherzen über Rousseau, der, wie Forster sagt, den Menschen von heute, das Ergebniß einer tausendjährigen Bildung, so gern auf den Drangutang zurückführen möchte. Einige Bitterkeiten gegen Cook wurden später durch einen Aufsatz ausgeglichen, in welchem Forster diesem Helden der Entdeckung ein schönes Denkmal setzte und den Tribut der freiesten Huldigung brachte. Für die Größe der Thatkraft, für die Kühnheit unerschrockener Männlichkeit blieb er Zeit seines Lebens zugänglich, und er feierte sie, selbst wenn er unter seinen Seehelden, deren Reisen er übersehte und beschrieb, auf planlose Abenteurer stieß. Von solchen Elementen aber fand er nichts auf dem Boden des damaligen Deutschlands; auch suchte er es dort nicht.

Gedrückt, gequält, hülfbedürftig und erschöpft, so kam er zu uns.

Ich muß mir denken, daß der erste Eindruck, den das deutsche Leben auf ihn machte, nach so viel physischen und geistigen Strapazen kein ungünstiger, vielmehr ein erquickender für ihn war. Er mochte staunen, ein Volk zu entdecken, das entweder die Periode seiner nationalen Gestaltung schon hinter sich hatte, schon überreif und greisenhaft war, oder bei einer ungeheuren Fülle von innerem Gehalt, kindisch und linkisch, für diesen Inhalt die ihm gemäße Form noch nicht zu finden mußte. Doch waren es nur die Circle der philosophisch wissenschaftlichen Bildung, die ihm in seiner ersten Epoche in Deutschland eröffnet wurden. Plötzlich abgezogen vom Lärm und der rauschenden Tagesseite des Lebens, überließ er sich ganz diesen Strömungen, deren wohlthuende Wärme, deren mattes Helldunkel für seine wundete Seele, für seine augenblickliche Erschöpfung an Geist und Leib eine Labung war. Diese deutschen Freundschaftsbündnisse, dieser platonische Liebesverkehr der Gemüther, um Hand in Hand den Quell der Wahrheit zu finden, diese ewige nächtliche Arbeitsamkeit der Geister, die alle Lebensfragen immer bis an den Punkt der Morgenhelle heranschleppen und sie dann fallen lassen, dieser tantalische Kampf der edelsten Seelen, dieses Herumwühlen in den geheimnißvollsten Problemen der Welt, dieses Drängen nach dem inneren Mittelpunkt des Daseins, dieser Tieffinn theosophischer Entzückungen, ein immerwährender Wandel an den stygischen Gestaden,

eine ewige Acheronsfahrt — das alles, was den Fremdling, den Weltumsegler mit der deutschen Luft überfluthete, mußte ihm wie die Atmosphäre eines ganz neuen Erdtheils erscheinen. Deutsch war die Sprache seiner Kindheit, seiner Familie, denn er hatte im Dorfe bei Danzig das Polnische nicht gelernt; aber Deutschland, eine neue Entdeckung für ihn, ward jetzt von neuem seine Heimath. Sein Geschick fügte es so und das Land der Fühler und Denker war, bei allem Drang nach Thatkraft in Forster's Natur, doch das ihm gemäße, so sehr er auch eine Ausnahme unter uns blieb. Unter jedem andern Volke hätte er sich verloren, wäre unter den gelehrten Arbeitern nicht als Charakter besonderer Art aufgetaucht; unser Hang, das Individuelle zu pflegen, beförderte seine Entwicklung als Mann und im edelsten Sinne des Wortes als Deutscher.

Georg Forster wurde im Jahre 1778, im Vierundzwanzigsten seines Lebens, Professor der Naturwissenschaften am Carolinum zu Kassel. Bald darauf gelang es, besonders durch die Bemühungen der deutschen Freimaurerlogen, eine Summe zusammenzubringen, die den Vater in London freimachte, der dann in Halle Asyl und Professur fand, und somit war die Familie Forster ihrem angemessenen Boden anheimgegeben. Zu all diesen guten Erfolgen hatten besonders der Fürst von Dessau und Herzog Ferdinand von Braunschweig an der Spitze der Freimaurer mitgewirkt. Den Sohn Forster aber hatte der Landgraf von Hessen-Kassel berufen, weil sein Hang zu alchymistischen Studien sich am

Naturforscher, Weltumsegler und Wunderschauer einen Gehülfen versprechen mochte. Auch machte Kassel damals Miene zu einem Anlauf; Johannes Müller war dort und man suchte ihn zu fesseln, wie denn das Wort „fesseln“ immer ein Lieblingsausdruck deutscher Mäcene war. Aus America liefen Gelder ein, und da jeder deutsche Fürst von damals nach einem Versailles en miniature strebte, so ward Wilhelms-höhe für Kassel ein solches. Der Ton und die Sitten am Hofe waren dem gemäß, aber immer mit vorherrschender Gemüthlichkeit. Auch treten Züge dieser Art keineswegs grell in Forster's Beobachtungen, wie er sie in seinen Briefen niederlegte. Erst später erwächst die Schärfe seiner Wahrnehmung zur Bitterkeit. Er spottet dann wohl über die Art und Weise, wie eine französische Marquise mit ihrem Chevalier vom Landgrafen bedeutende Summen unter dem Vorgeben zu beziehen weiß, ihm die Geheimnisse des Lebenselixirs zu verrathen. Dagegen läuft wieder die Schilderung, einer gemüthlichen Scene auf offenem Markte dazwischen wo der Landgraf seinen Sohn zum Generallieutenant macht und Thränen der Rührung dabei vergießt, so daß die ganze Kasseler Wachtparade ebenfalls in lautes Schluchzen ausbricht. Dergleichen Züge aus dem Leben der deutschen Oeffentlichkeit jenes Zeitalters sind weder beleidigend, noch auch von Gewicht für Forster. Er lebte damals so harmlos mit. Auch nahm ihn eine ganz andere deutsche Welt gefangen; Wissenschaft und Philosophie übten ihren Zauber auf den frischen Ankömmling.

In Kassel selbst ist Sömmering sein College und wird sein innigster Freund. Auch andere Punkte in der Nähe werden ihm wichtig. Münster hatte damals in aller Stille einen eigenthümlichen Kreis von aufgeregten Menschen. Stolberg wurde dort reif für seinen späteren Wandel, Drost-Bischering erwuchs dort, derselbe Priester, der in unsern Tagen bald wider seinen Willen von Bedeutung geworden wäre. Die Fürstin Gallizin, die Charitin Amalie, wie Forster sie nennt, war der Mittelpunkt dieses Kreises; sie stand in lebhaftem Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi in Bempelfort und mit Hamann, dem „Magus des Nordens“, dem Verfasser von Golgatha und Scheblimini. Kassel selbst hatte damals, wie gesagt, eine Anziehungskraft. Goethe erschien dort mehrmals, bald allein, bald im Gefolge des Herzogs von Weimar, den Forster im Incognito eines Oberforstmeisters kennen lernte. Goethe hatte damals nicht mehr den Nimbus, den ihm früher die Autorschaft des Werther in sentimentalen Kreisen gab. Er war in jener Zeit zum guten Theil Cavalier, zum andern Theil Naturkundiger; ein Weltumsegler mußte für Goethe von Interesse sein. Forster giebt jedesmal über sein Erscheinen in Kassel ungeschminkten, einfachen Bericht. Von wesentlichem Eindruck auf ihn war unter jenen Gestalten Jacobi. Der Verkehr mit ihm legte in Forster den Grund zu einer ganz neuen Epoche, deren andauernde Bedeutsamkeit uns der reichhaltige Briefwechsel erschließt. An Jacobi's Philosophie orientirte sich Forster in der Speculation der deutschen Denker; mit dessen Schrift

über Spinoza, mit dessen Alwill und Woldemar eröffnete sich ihm erst recht eigentlich die deutsche Welt, und die Persönlichkeit dieses edeln Geistes war für ihn eben so übermächtig, als reizend und gewinnend. Die Periode der Empfindsamkeit war für die deutsche Poesie damals vorüber, aber in Jacobi erlebte die Philosophie die Opposition des deutschen Gemüthes gegen die Ergebnisse und die Methode der Kant'schen Forschung. Auf die Erkenntniß des großen Urwesens ging aller Drang des deutschen Wissens. Kant unternahm es, zu diesem Erkenntnißact erst die Werkzeuge, die dazu führen sollten, zu untersuchen, und diese menschlichen Werkzeuge, Verstand und Vernunft, fand er dazu unzureichend. Vor der strengen Kälte, vor der unerschütterlichen Ruhe und Sicherheit dieser Beweisführung schreckte das Gemüth zurück; es gerieth auf den Standpunkt der Verzweiflung. Von dieser Verzweiflung errettete damals Jacobi das deutsche Gefühl, das abgekehrt von der erscheinenden Welt sich seinen Antheil an der Unendlichkeit Gottes nicht nehmen lassen wollte. Jacobi verwarf alles Demonstrieren der Wahrheit. Alle übersinnliche Erkenntniß sei nur durch einen dunkeln Instinct der menschlichen Vernunft möglich, alles philosophische Wissen könne nur aus unmittelbarem Geistesgefühl hervorgehen, könne nur Glaube sein. Ein unmittelbares Vernehmen des Wahren und Uebersinnlichen ohne Beweis: — dies läßt sich wohl als Kernpunkt der Jacobi'schen Lehre bezeichnen. Das Organ der Wahrheit wurde von ihm Vernunft genannt, aber diese Vernunft doch

nur als ein dunkler Trieb erklärt, als Instinct, als geheimnißvolles Band zwischen der sinnlichen und der Geisterwelt. Und die Gefühlsweisheit dieser Theosophie erschien damals in Jacobi's Natur als ein Ergebnis hoher und feiner Bildung.

So warm fühlend, so menschlich edel, so sittlich schön war nicht in jeder Epoche die Philosophie der Deutschen, ob sich gleich jede für den ausschließlichen Inbegriff der Wahrheit ausgeben möchte. Auch war nicht jede deutsche Philosophie in ihren moralischen und ästhetischen Wirkungen so unmittelbar. Es war damals die Zeit, wo man auf Anlaß oder in Berücksichtigung der Aussprüche Jacobi's in Baiern die Leibeigenschaft und den Frohndienst abschaffte. Wer die joy of grief, die Bönne der Thränen, wie sie seit Moriz und Young in Deutschland an der Tagesordnung war, wer die Werther'sche Stimmung auf einem höheren Gebiet, auf dem Gebiet des Gedankens festhalten wollte, war damals ein Anhänger Jacobi's. Und aus dem Weltumsegler Forster, der sich mit kindlicher Bedürftigkeit den dichterischen Reizen dieser Lehre hingab, wurde ein ascetischer Einsiedler, den die objective Welt nur wenig kümmerte, der in der Schwelgerei dieser „Philosophie der Gefühle“ seine Aufgabe sah, seine Befriedigung zu finden schien. Aus der Weite der Welt plötzlich in die Stubenluft der deutschen Krähwinkelenge versetzt, warf er sich mit Leidenschaft auf die Speculationen der metaphysischen Empfindsamkeit und eröffnete sich mit ihnen nach innen den Gesichtskreis.

In jener Zeit, vielleicht zu Anfang der achtziger Jahre, trat Forster durch die Verbindung der Freimaurer mit Johannes Müller und Sömmering in den Orden der Rosenkreuzer. So menschlich edel, so sittlich schön Jacobi's Lehre, so lag doch auf ihrem Gebiet für kräftige Naturen der Uebergriß zur schwärmerischen Mystik sehr nahe. Sekte doch zu allen Zeiten deutsche Mystik das Erkennen der Wahrheit in unmittelbare Anschauung derselben. Im vierzehnten Jahrhundert war sie theologisch gewesen, in ihrer zweiten Epoche, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, war sie physikalisch geworden; sie strebte seitdem nach der Erkenntniß der geheimen Naturkräfte. Was in der Theologie zum Einswerden Gottes mit der menschlichen Seele führte, das führte auf dem Boden der Naturkunde zur Annahme einer göttlichen Essenz, die unmittelbar auf die Gestaltung der Dinge wirkte. Was der Astrolog am weiten Himmel in der Sternenschrift gesucht, das trat nun weit näher auf den Schauplatz des Erdreichs; der Weltgeist regte sich jetzt in Pflanzen und Thieren, man lauschte auf die Erzeugung der Metalle, die man freilich unter planetarische Einflüsse stellte. Nicht mehr der Sterndeuter: der Alchymist war jetzt der wahre Mystiker, der Machinator der Dinge, der Kenner der urweltlichen Tiefen. Er mischte die Factoren nach seiner Willkür, brachte sie in andere Bedingungen des kosmischen Zusammenhangs, und dann hatte er die Erzeugung des Productes in seiner Hand. Seine Kenntniß der geheimen Kräfte konnte die Metalle nicht erschaffen, aber ihre Er-

schaffung stören, durch neuen Zusatz andere metallische Ergebnisse erzielen. Durch die Rosenkreuzer wurden in Deutschland Magie und Kabbala von neuem angebaut, um das edelste der Metalle, den modernen nervus rerum, zu construiren, das Lebenselixir und den Stein der Weisen zu finden. Es waren im Zeitalter Saint-Germain's und Cagliostro's nicht bloß betrügerische Chevaliers d'industrie und bettelhafte französische Marquisinnen, die auf diesem Felde Glück machten. Durch die Ränke planvoller Gauner wurde die Welt schließlich von ihrem Wahn befreit. In Deutschland waren auch die Männer der Wissenschaft von diesem Gelüst des hülfsbedürftigen Jahrhunderts erfaßt. Selbst für Lichtenberg, den wüthigen nüchternen Mathematiker in Göttingen, gab es Merkwürdigkeiten in diesem Gebiet. „Lichtenberg schreibt mir mit der letzten Post — meldet Forster seinem Vater im Jahre 1782 — daß ein Dr. Price eine Verwandlung von Quecksilber in Gold bewirkt hat, in Guilford in Essex, vor einer so großen Anzahl kompetenter Richter, daß er nicht mehr an der Thatsache zweifelt. Er sagt, es sei ein Buch darüber erschienen. Der Mann ist und Doctor der Arzneikunde, aber ich finde in der Liste von 1779 keinen andern Dr. Price, als den berühmten Freiheitsmann, der Doctor der Theologie ist und kein Chemiker. Dies scheint mir merkwürdig; Lichtenberg setzt hinzu, daß Proben von dem verwandelten Gold dem König vorgelegt wurden — er sagt, Dr. Price behandle die Sache als Chemiker und Philosoph, ohne andern Vorwand; auch sieht man nicht, ob

das Ding vortheilhaft ist oder nicht. Ein Gran röthliches Pulver verwandelt 20 Gran Quecksilber in Gold, welches die spezifische Schwere von 20 zu 1 hat, wenn das Wasser 1 ist; mithin einen besseren Gehalt als Gold. Ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll. Lassen Sie mich Ihre Meinung darüber hören.“ Drei Jahre später schreibt Forster aus Wilna: „Von Martinisten wissen wir hier noch wenig. Es kann sein, daß in Warschau welche sind; denn dort giebt es auch deutsche Rosenkreuzer, zu denen selbst der König gehört, der zwar nicht eifrig ist, aber doch einen Alchymisten insgeheim beständig auf den Stein der Weisen fortarbeiten läßt — vermuthlich, weil eine Tradition in der Poniatowski'schen Familie sagt, der Vater des Königs habe ihn besessen, daß man also die Möglichkeit desto weniger in Zweifel zieht. Die Anzahl von 2000 solcher Schwärmer, Betrogenen und Betrüger ist für eine einzige Stadt, wenn sie auch so groß wie Moskau ist, immer ungeheuer. Allein unser Zeitpunkt scheint neben dem hellsten Licht auch das tiefste Dunkel zum Contrast zu haben.“

Damals war er schon frei von aller Gemeinschaft mit jener Sekte. Die Einsicht in die moralische Trüglichkeit Derer, die sich zu einem großen Bunde vereinigt, um Gott und Natur zu erforschen, machte ihn an diesem Zwecke irre. Wir finden darüber bei seinem Scheiden aus Deutschland in einem Erguß an Sömmering die bezügliche Stelle. „Wie lieb ist mir noch der Schmerz, der die Tyrannei des Raisonnements so schnell zerstörte! Durch ihn erwachte mir eine

Welt von Erinnerungen. Lebendig stand es vor mir da, wo wir zusammen gewesen, was wir gemeinschaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebessert und gehalten hatte: ein schöner, schöner Traum! Wie forschten wir nach Wahrheit so absichtslos und unbefangen! Im Genuß der schönen Gegend, wie heiter philosophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages? Selbst jener Pfad, wo uns der Anblick eines tief angelegten systematischen Betruges überraschte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menschliche Herz und in die Schicksale der gesammten Gattung gewährte er uns nicht! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verstehen lernten, daß unser ruhiger hochachtungsvoller Bund der Freundschaft entstand und Einer des Andern Schutzengel ward!“

Sömmering war unter Forster's Freunden derjenige, mit dem er im Verhältniß von Du auf Du stand. Um so mehr ist die spärliche Mittheilung von Forster'schen Briefen an Sömmering zu bedauern. Gingen diese brieflichen Ergüsse verloren? Oder wurden sie uns absichtlich vorenthalten? Wir würden den Planen der Rosenkreuzer, den Verzweigungen des Ordens in jener Zeit mehr auf die Spur kommen. Waren vielleicht zu viel Männer von Rang und Macht in diese Bestrebung verflochten — Fürstenthäuser, die preiszugeben man sich nicht gestattete? War die Gesellschaft der Freimaurer, deren humane Verbrüderung noch heute in Niederdeutschland in Ehren steht, vielleicht gegen ihre Absicht in jener Epoche mit den Rosenkreuzern verzweigt? Oder wer-

den zu viel heimliche Jesuiten, die seit der Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens Ganganelli in Deutschland thätig blieben, ans Licht gezogen? Oder fürchtet man die Entdeckung, die Rosenkreuzerei sei eine moderne Amalgamation von Seitenlinien jener beiden Orden? Wie weit die Rosenkreuzer des achtzehnten Jahrhunderts auch an einer Umgestaltung der Elemente des bürgerlichen Lebens arbeiteten, liegt hier außer dem Plan der Untersuchung. Für Georg Forster gab es damals noch keine politische Sphäre, die ihn anzog. Ihn reizte neben der mystischen Naturkunde der theosophische Gehalt des deutschen Lebens. Und dieser ward im Schooß des Ordens der Rosenkreuzer allerdings noch immer gepflegt, ob sie schon ihren Namen vom Kreuz Christi und dessen rosenfarbenem Blut nicht mehr als Bezeichnung einer ausschließlich religiösen Richtung führen konnten. In aller Mystik wird der Faust'sche Grundzug unseres Naturells lebendig, jenes verwegene Gelüst, sich an die Brust Gottes zu drängen und ihm die Geheimnisse der Welt abzulauschen. Ueber diesen Reiz spricht Forster selbst in einer spätern klareren Zeit seines Lebens noch mit überströmender Wärme. „Nichts ist berauschender, sagt er, für einen eiteln Menschen, als das Glück, den großen Zusammenhang des Schöpfungsplanes zu übersehen, Gott nahe und in ihm gleichsam alles zu überblicken, was in anscheinender Unordnung vor uns daliegt, ein Vertrauter der Geisterwelt und selbst ein kleiner Halbgott, ganz Herr der Schöpfung, alle, auch die noch verborgenen Naturkräfte zu kennen, ihnen zu ge-

bieten, und dies alles durch das leichteste Mittel der Welt, durch grenzenlose seraphische Liebe gegen das vollkommenste Wesen, durch innige Vereinigung im Geist mit ihm, Selbstverleugnung, Verachtung alles dessen, was die schnöde Welt hochachtet, Entsagung aller Eitelkeit, beständige Gemeinschaft mit Gott.“

Wie bei den Illuminaten, so führte auch bei den Rosenkreuzern jedes Mitglied einen besonderen Namen. Forster hieß als Rosenkreuzer Amadeus. In seiner letzten Lebens-
epoche, als er in Paris krank, elend, hülfsbedürftig, von Gott und Menschen verlassen, unter den Jacobinern herum-
lief, spricht er oft in den Briefen an seine Frau, wenn er von sich und seinem Befinden Bericht geben soll, um doch nicht geradezu sich selbst zu beleuchten, mit lächelnder Wehmuth von den Leiden des armen Amadeus. Aus der Zeit seines Aufenthalts in Kassel aber besitzen wir unter seinen Briefen eine ganze Reihe von religiösen Bekenntnissen, die wir zum Tiefften und Schönsten in der Litteratur der deutschen Con-
fessionen zählen müssen. Man rechne dazu zwei Briefe an seine Schwester, einen andern an Johannes Müller, dem er später nur französisch schreibt. Natürlich nimmt aber sein Drang nach Mittheilung am meisten die Richtung zu seiner Quelle zurück, und die Quelle seiner religiösen Beschaulichkeit war Jacobi. Forster spricht in jener Zeit viel von seinem weichen schwachen heilsbedürftigen Herzen. Bei alledem fühlt man ihm an, daß er im Grunde durch und durch ein starker Mensch ist, wenn er sich gleich dem Strom jener aufgelösten

Stimmung des Zeitalters maßlos hingiebt. Man wittert hinter aller Kränklichkeit sein gesundes Herz. Er ist in seiner Seele allezeit wach, ob es ihn gleich auf Augenblicke überschleicht und reizt zu träumen und in den Phantasien philosophischer Entzückungen zu schwelgen. Daß es ihn so übernahm, lag an der Macht dieser deutschen Richtung; daß er auf lange hin ihr keinen Widerstand zu bieten mußte, hatte zum Theil auch in der frühreifen Entwicklung seinen Grund; er war wirklich im Aeußern und Innern als ein ermüdeter Mensch nach Deutschland gekommen.

Zu Jacobi konnte Forster's Verhalten kein stehendes bleiben. Der leidenschaftliche Drang, sich in der innern Welt dieses „großen Gottfühlers“ heimisch zu machen, mußte seine Krisis haben, und der Ueberreiz heilte ihn von dieser Auflösung seiner eignen kraftvoll selbständigen Natur. Ich weiß nicht, war es mehr die Einseitigkeit der Jacobi'schen Richtung oder mehr die unduldsame Ausschließlichkeit, die jedem deutschen Philosophen inwohnt, was Forster aufscheuchte und zur Besinnung brachte. Wir wissen nicht, wie weit er in die Täuschungen jener geheimen Sekte sich einlebte, nicht wann und wie er sich davon los sagte; aber wir entnehmen aus dem von seinem Briefwechsel Mitgetheilten, wie weit er die Speculation der deutschen Denker jener Periode begriff, wie er, ihrer müßigen Grübeleien müde, sich dem lebendigen Inhalt der Wirklichkeit wieder zuwandte. Von Jacobi sagte er sich nie persönlich los, der eigenthümlichen Macht und Bedeutung des Mannes war er nach wie

vor zugeneigt; blieb doch die Bethätigung sittlicher Kraft und Schönheit für ihn der höchste Inbegriff dessen, was der lebendige Geist zu erzielen habe. Auch die Zweifel der deutschen Forschung schreckten ihn nicht, seine tüchtige Natur war im Stande, es mit allen Geistern der Verneinung aufzunehmen; nicht Feigheit, nicht Mangel an Ausdauer trieb ihn zurück aus dem Labyrinth der deutschen Metaphysik. Die Einsicht in die Erschlaffung der Kräfte, die für das thatsächliche Leben daraus erwächst, der endliche Widerwille gegen den Hochmuth und die Selbstvergötterung der deutschen Abstraction war der Stachel, der ihm keine Ruhe ließ, in diesen Gebieten länger auszuharren. Er sträubte sich in den Briefen an Jacobi immer eifriger gegen die Methode des Philosophirens: mit der Abstraction zu beginnen, nach beiläufigem Durchzug durch die Stoffe der gegebenen Wirklichkeit zur Abstraction zurückzukehren und diesen Kreislauf in sich selber zu einem Spiel der Selbstgenügsamkeit immer wieder zu erneuen, als sei die Menschenwelt nur dazu da, um den Parteien der Philosophen zum schulmäßigen Wettrennen zu dienen. Und jene Parteien führten, wo es sich um das Wohl der Menschheit handeln sollte, einen persönlichen Vernichtungskrieg. Die strengen Denker, die immerfort demonstirten, daß sich nichts demonstiren lasse, waren kaum erbitterter, als die sanften Fühler, die sich willig den Geheimnissen Gottes fügten. Herder war eine flammende Hestigkeit, wenn er gegen „Archischolastiker in Königsberg“ zu Felde zog. Die Philosophen des gemüthlichen Deutschlands waren da-

malß noch weit freigebiger mit Verdammungen und Bannsprüchen als heutzutage. Hamann, der in Gott glückselige Schwärmer, brandmarkte Mendelssohn als Gottesleugner. Jacobi nannte Lessing einen Spinozisten, und bewies zugleich, daß Spinozismus nichts als Atheismus sei, wie denn alle Vernunft, sich selbst überlassen, zum Spinozismus führe, alles Denken mithin Atheismus sei. Man war damals ebenso empfindsam als grausam. Der schüchterne Mendelssohn starb vor Schmerz über diese Schrift Jacobi's und aus Gram, seinen Freund Lessing, der schon zu den Vätern heimgegangen war, nicht mit mehr Glück vertheidigt zu haben. Forster blickte um sich in der Wirklichkeit, und nahm wahr, daß das Volk der Deutschen bei diesen Kämpfen seiner Weisen nicht gefördert wurde. Er sah vom Thron bis zur Hütte Entartung. Die Masse wurde nicht aus dem Schmutze herausgearbeitet, und in den Palästen herrschte fremder Gözendienst und die parfumirte Sittenlosigkeit des alten Frankreichs. „Wahrlich“, schrieb er an seinen Vater schon 1782 das merkwürdige Wort, „Europa scheint auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution zu stehen.“ Seitdem gewöhnte er sich an den Blick auf die Masse; das Verhalten des Volkes wurde sein vorzügliches Augenmerk. In den Stoffen der Speculation kam er bis dahin, daß er an Jacobi schrieb, er könne nicht ferner einräumen, daß Unglaube schädlicher wirke als Aberglaube. Der Unglaube, mochte er vielleicht annehmen, müsse doch endlich zu einem neuen Glauben führen, der Aberglaube aber niemals. Der Verstand ward seitdem in ihm mächtiger als

das Bedürfniß des Gemüthes. Er verkehrte gleichzeitig mehr mit den Männern der Wissenschaft in Göttingen, mit Heyne und Lichtenberg, persönlich und brieflich.

Eine Erlösung aus all den Zerrwürfnissen, in die ihn seine jetzige Stimmung, sein jetzt erwachter Mensch versetzte, war der Ruf nach Wilna. Im Jahre 1784 verließ er Deutschland. Um aber vom deutschen Wesen nicht abzufallen, so geleitete ihn in die Fremde das Freundschaftsband mit Therese Heyne, der er fleißig schrieb. — Seine Briefe sind überhaupt den besten Erzeugnissen seiner Feder an die Seite zu setzen, zumal die spätern an seine Frau in der Epoche seines Pariser Aufenthalts, nachdem sie mit ihren Kindern nach der Schweiz geflüchtet war. Welch ein Gemälde deutscher Tiefe, Ehrlichkeit, Wärme und Herrlichkeit des Gemüthes in diesen Ergüssen! Wie offen legt sich dieser Geist zur Schau! Welch ein Genuß, ihm in allen seinen Regungen bis auf den Grund seiner spiegelreinen Seele zu schauen! Man meint, aus diesen Briefen leuchte uns sein ganzes Angesicht entgegen, ja könne man in den durchsichtigen Adern sein lebendiges Blut wallen sehen. Sein Verhältniß zu Therese war ein Gefühl von Liebe, das auf dem Boden einer zarten Freundschaft erwuchs. Bevor der Bund Beider zur Ehe fest wird, beschäftige uns noch der Gewinn seiner Reiseberichte. Von besonderm Interesse ist hier seine Schilderung Wiens unter Kaiser Joseph, während seine Briefe von früher über Berlin und über die Figuren unter dem alternden Friedrich treffende Satyren enthielten. Sobald

er sich in Wilna festgesetzt hat, holt er Therese als seine Frau aus Göttingen heim, und die brieflichen Geständnisse vertheilen sich wieder an Mehrere, bleiben aber stets bedeutend genug, um seine Entwicklung an ihnen zu verfolgen.

Von der deutschen Mystik, von der deutschen Speculation ist er jetzt frei, aber nicht vom deutschen Gemüthsleben. Er hat nun Weib und Heerd, und die polnische Umgebung drückt ihn ganz auf die Familie zurück. „Es ist doch einmal hergebracht, daß in der großen Welt man kleine Welten macht!“ Diesen Spruch hat der Goethe'sche Mephisto nur für Deutsche machen können. Immer haben sie etwas, das sie vom großen Ganzen abzieht, oder das für dieses, wo es fehlt, Ersatz geben soll. Die polnische Wirthschaft in Litthauen aber war jedenfalls von der Art, daß eine deutsche Professorfamilie ganz auf sich verwiesen wurde. Die Universität bezweckte die Zucht des jungen wilden Adels, war aber nur eine Jesuitenschule — womit Forster nichts Gehässiges gesagt haben will, denn er lobt vom Personal der Lehrer namentlich die Jesuiten, um ihrer Duldung, Feinheit und Fügsamkeit willen. Das Volk in Polen nennt er verthiert, den Adel sittenlos; dort schreckt ihn die versunkene Stumpfheit, hier widert ihn raffinirte Ueppigkeit und Grausamkeit an. Er war auch auf dem Reichstag in Warschau. Der bedrängte König fragte den Weltumsegler, der so viele Stürme der Elemente erlebt, ob er je solchen Sturm der Leidenschaften bestanden. Nach dem Anblick so starker, wenn gleich wilder Kräfte, wie sie sich im Zwiespalt der Parteien zu Warschau

entfalteten, hätte man schließen sollen, daß im Lande selbst der öffentliche Geist lebendig sei. Nach jenem Aufruhr leidenschaftlicher Elemente, der die Kräfte wie zum üppigen Feuerwerk vergeudete, folgte beim Polen daheim politische Lethargie, die nur mit sinnlichen Ausschweifungen, mit Luxus, Mode und Spiel wechselte. Der Adel des Landes, die einzig entwickelte Kraft der Nation, blieb ein Gemisch von jarmatischer Wildheit und französischer Superfeinheit.

Für Forster begann von neuem eine Epoche wissenschaftlicher Arbeitsamkeit. Er war ein Feind des geistigen Quietismus der Deutschen geworden, ein Feind ihres dichterischen Epikuräismus, ein Feind ihrer Gedanken- und Gefühlsschwelgereien, aber er blieb als arbeitsamer Mann der Wissenschaft durch und durch Deutscher. In jener Zeit entstanden größtentheils seine praktischen, sachlich gediegenen Abhandlungen, die der vierte und der fünfte Band seiner Schriften zusammenstellen, seine kräftigen und blühenden Schilderungen von Nordamerica, Neuhoolland, Taiti, Madagascar, seine naturwissenschaftlichen Aufsätze über die Leckerereien, die Pygmäen, sein Blick in das Ganze der Natur, sein vortrefflicher Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit, die er der Welt schuldig blieb und die uns vielleicht das Meisterstück einer speculativen Pragmatik gegeben hätte. Von diesen und andern Arbeiten heb' ich nur seine Abhandlung über die Menschenracen hervor, weil sich mit ihr sein innerer Mensch zu jener Zeit am deutlichsten zum Ausdruck bringt. Er liegt hier zu Felde gegen Kant, der

frische, muthige Empiriker gegen den quälerischen Systematiker. Kant führte in einer Darlegung desselben Themas seine Gedanken im Circle herum; er gab vor, als Ergebnis einen Begriff zu finden, den er schon in der Voraussetzung hatte. Das ist ja überhaupt bis auf unsere Tage herab der Schlangenlauf der philosophischen Methodik. Forster läßt es als Möglichkeit bestehen, daß die Völker von Einem Menschenpaar abstammen, aber auf die bisherige Art sei es nicht bewiesen, noch dürfe man thun, als sei es ausgemacht. Er verwirft Voltaire's schnöde Erfindung von einem schwarzen Adam, wonach der Neger als eine uns durchaus fremdartige Gattung ausgeschlossen wäre vom Inhalt des heiligen Menschenlebens. Er widerlegt gründlich den Hohn, wonach dieser erste schwarze Mensch die vom Wis gebrandmarkte Geburt einer Mesalliance zwischen Mensch und Affen sein sollte. Freilich weiß er den dogmatischen Glauben an Einen Urvater für alle Racen weder wissenschaftlich zu erhärten noch zu stürzen. Aber er läßt alle Urfänge, über die Gott und Natur einen Schleier woben, auf sich beruhen, er hält sich an die Folgerungen unserer Annahme, und rügt es mit heißen Worten, daß selbst jener Glaube der religiösen Ueberslieferung die gerühmte Civilisation des Weißen vor den Scheußlichkeiten der egoistischen Verfeinerung nicht bewahrt habe, und der feste Gedanke, der Schwarze sei unser Bruder, noch nirgends die aufgehobene Peitsche des Sklaventreibers sinken ließ. Hier hebt er dann seine begeisterte Apologie der schwarzen Race an, die ein so starkes Denkmal seines

guten Herzens, seines überlegenen Geistes abgiebt. Noch wußte man damals nichts von der Möglichkeit eines schwarzen Helden auf St. Domingo, noch hatten Freiheit und Gleichheit in der Welt keinen Klang, noch schürte damals der Ruf: „Menschenrechte!“ nicht die Gluth in edeln Seelen. Bei manchen dieser Ergüsse, wo der volle Strom der Rede braust, ist es uns, als berührte uns die Hand unseres Schiller, die Hand eines großen Menschen. In der That erinnert manches aus Forster's Darstellungen aus seiner späteren Epoche in Mainz, zur Zeit, als er für die Thalia arbeitete, an Schiller's Natur, so wenig er auch vom Dichter hat, er, der eine Heimath in der idealen Welt nicht fand. Von äußern, persönlichen Berührungen zwischen Beiden entdeckte ich nirgends eine Spur.

Drei Jahre nach seiner polnischen Berufung erhielt Forster von Seite der russischen Regierung die Aufforderung, sich einer Südseeunternehmung anzuschließen. Der Drang nach einem thatkräftigen praktischen Leben regte sich wieder in ihm; er sagte zu, und löste sofort sein Verhältniß in Wilna. Diese Unternehmung hatte im russischen Interesse die Vortheile einer Verbindung der Osttheile des Kaiserreichs mit America, Japan und China zum Zweck. Das Anerbieten war äußerlich glänzend; Katharina und der Thronfolger hatten eigenhändig die Bedingungen unterzeichnet; allein nachdem Forster Weib und Kind in Göttingen untergebracht, zerschlug sich der Plan beim Ausbruch eines Türkenkrieges. Gleich darauf bot sich für Forster durch den spanischen Gesandten

in Wien Aussicht zur Theilnahme an einer Seefahrt nach den Philippinen. Europa mußte also den Mann zu schätzen. Man hätte ihm auch gern in Wien eine Stelle eröffnet. Eine Professur in Pest schlug er aus, und es schien vom Schicksal beschlossen, daß er wieder dem deutschen Boden angehörte und die Zerrüttungen des politischen Deutschlands von damals erlebte.

Im Jahr 1788 ward er an die Universität und Bibliothek nach Mainz berufen. Es war Joseph Emmerich, derselbe Kurfürst, dessen Minister eine Zeitlang Graf Stadion gewesen war, dessen Statthalterschaft Dalberg in Erfurt führte, und der Wieland früher dorthin eingeladen hatte. Man wollte jetzt die Hochschule zu Mainz heben. Johannes Müller war berufen, aber bald mit den Staatsgeschäften des Kurfürstenthums betraut. Heinse, der Mann des Ardinghello, war der Privatbibliothekar des Kurfürsten. War das für Diesen bezeichnend genug, so flößt uns auch gleich die erste Zusammenkunft Forster's mit dem geistlichen Herrn ein peinliches Interesse ein. Der deutsche Kirchenfürst gefällt sich in einem Anstrich von Freigeisterei.

Raum fühlte sich Forster wieder auf deutschem Boden, so gerieth er auch von neuem in die Controversen der philosophischen Parteien. Er muß philosophiren, er mag wollen oder nicht. Aber seine Philosophie besteht darin, sich vom Philosophiren frei zu machen, weil er in seiner Entwicklung den Punkt erreicht hat, wo Gott der Herr, das Sicherste alles Sichern, in seinem Dasein nicht bewiesen zu werden

braucht, Welt und Leben aber als Möglichkeit vorliegen, in deren Stoffen der Mann sich berufen fühlt, den Gott, den die Weisen demonstrieren wollen, durch die That, nicht laut und lärmend, sondern verschwiegen, aber sicher und dauernd zu manifestiren. Die Grübeleien der Fühler und der Denker dringt wieder auf ihn ein. Mendelssohn ist daran gestorben, aber die Andern halten noch aus. Herder radotirt schön und weise, um möglichst Alles auszugleichen. Kant durchstöbert die Poren der Welt, um das Ding-an-sich doch noch aufzufinden. Jacobi beweist noch immer, daß nichts bewiesen, Gott nicht gedacht, wohl aber empfunden werde. Hamann ist zum Besuch bei der Fürstin Gallizin und wühlt in seinem frommen Rothwälsch weiter. Es findet Niemand ein Ende, außer wenn er, wie Hamann in jenem Jahr zu Münster, stirbt. Sonst geht das metaphysische Gemetzel über die Möglichkeit, aber Unbeweisbarkeit einer Existenz Gottes und seiner Persönlichkeit, über Atheismus, Unsterblichkeit und ewiges Leben unverwüstlich fort. Es sucht jetzt Keiner mehr nach dem Stein der Weisen, aber sie durchwühlen alle den Boden nach einem unbekannten Schatz, den Niemand hebt, bis ein Säemann kommt, der in die Furchen des Bodens einen Samen streut, aus dem die Freiheit des Gedankens und die Schönheit der sittlichen That erwachsen und Gott am sichersten damit bewiesen und bethätigt ist.

Forster schrieb damals seinen merkwürdigen Aufsatz über Proselytenmacherei. In Berlin, dem damaligen Sitz des nüchternsten Rationalismus, blühte eine Sekte von Auf-

und Abflärern, die sich das Wort gegeben, alle deutsche Schwärmerei bis auf die Wurzel des Gefühls auszurotten, und sich fanatisch verschworen hatten, allen Fanatismus zu tödten. Nicolai, der die Parodie auf Werther machte, stand an der Spitze dieser ewig lächelnden, ewig flugen, ewig platten Berliner. Sie übten schon damals in Deutschland die unerhörte Kunst des Ridiculisirens. Diese Kunst schrieb sich vom großen König und seinen hämischen Franzosen her. Man durfte damals dort glauben was man wollte, wenn man nur thue was man solle. Aus dieser Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gefühls entsprang jener Sophismus, an dem die Berliner Natur von je zu leiden hatte; jener Bahn, die That sei vom Glauben himmelweit verschieden, man könne frei sein im Meinen und unfrei im Handeln, revolutionär im Innern und knechtisch im Aeußern. Die ehrenwerthen Biester und Gedicke, zwei ganz tüchtige Gelehrte, glaubten damals an der Spitze ihrer „Monatsschrift“ von Berlin aus die Aufklärung zu regieren. Sie klärten über alles auf, d. h. sie befreiten den räsonnirenden Menschen, ernüchterten alle Gebiete des Gefühlslebens und machten die Welt leer und nackt. Die Berliner lagen damals immerwährend zu Felde gegen den Katholicismus, sie waren, wie man sich damals ausdrückte, starke Jesuitenriecher; sie verfeierten, während sie gegen Verfeierungen schrieben, selbst die großartigen Reformplane Kaiser Joseph's; sie verdächtigten jede Regung der süddeutschen Elemente; die Geschichte einiger verunglückten Adepten und Glückritter,

die Verirrungen einiger lebensmüden Seelen dienten ihnen zu willkommenen Belegen ihres Geschreies über die neue Finsterniß, die aus dem Süden hereinbrechen sollte, während sie dieselbe auf ihrem eignen Boden nicht witterten. Für Forster ließ sich das Leben nicht in einen Mechanismus des Verstandes verwandeln; nach Gesetzen, die er als Naturforscher kannte, hielt er auch die Menschenwelt für einen Organismus. Forster strafte jede „Radicalnullität des Herzens“, wie er sich ausdrückte; er, der die Uebergriffe des Gefühls an sich selbst erfahren, schirmte die Berechtigungen des empfindenden Menschen, und zeigte, daß, wer frei sein wolle, auch in der Regung des Gemüths die Freiheit anerkennen müsse. Mich dünkt, Forster war im tiefsten Sinne des Wortes ein Deutscher, und er bethätigte diese Deutschkheit seines Geistes ohne beschränkendes Festhalten irgendwelcher provinziellen Besonderung. Das allgemein Deutsche in uns zur Erscheinung zu bringen, ist jeder Zeit, und auch heute, für uns die hohe Aufgabe. Forster mußte Deutschland verlassen, weil er keine provinzielle Heimath für sich ausfand. Nicht Deutschland, sondern Kur-Mainz gab er auf. Seine Verrätherei wird uns als ein Zusammenwirken trauriger Nöthigungen, und was wir Verbrechen nennen, als ein Unglück jener allgemeinen Verworrenheit erscheinen. So wie später deutsche Generale ohne Schwertschlag dem Feinde ihre Festungen überließen, hat Forster Mainz den Franzosen nicht überliefert.

Mit seiner Geschichte der englischen Litteratur in den achtziger Jahren eröffnete sich Forster's Thätigkeit als politischer Schriftsteller. Von nun an traten die höchsten Aufgaben der Menschenwelt in das Bereich seiner Studien. Er nahm die Litteratur der Gegenwart als den Gedankenprozeß einer Nation. Er schilderte sie auf Englands Boden als einen großartigen Zeugungsact, mit dem ein in sich fertiges Zeitalter ein neues Dasein gewinnen wollte. Das Zusammenwirken aller Kräfte hatte für ihn die Entwicklung des Gemeingeistes, das Bewußtsein der Nationalehre zum Ziel. Ist eine Litteratur das nicht zu jeder Zeit, so wolle man Den nicht schelten, der sie groß zu nehmen verstand, selbst wenn diese Größe seiner Anschauung ein Irrthum war. In den deutschen Köpfen wirkte damals Schiller's Don Carlos; sein Marquis Posa war auch nur ein Irrthum! In Frankreich begann jetzt die Revolution, Anfangs ein bloßer Nothbehelf der Rathlosigkeit. Sie war noch nicht blutig, noch kein Verbrechen; sie schien noch zu einer Reform des Staates zu führen, der königliche Wille bestätigte die Berechtigung des dritten Standes, der sich plötzlich als Kern der Nation fühlte. Klopstock besang damals die junge Freiheit; — auch ein deutscher Irrthum! Daß wir die Dinge der Welt groß auffassen, ist die Schwäche, aber auch die Stärke des deutschen Gefühls. Klopstock nahm sein Lied erst zurück, als das junge Morgenroth blutig ausartete. Forster glaubte fest an den Bestand des deutschen Reiches; er hielt diesen Staatenverband für die „beste der Republiken“, aber er forderte von

den Deutschen die Klugheit, gegen einen Vulcan nicht mit Löschsprizen und Lärmtrommeln zu Felde zu ziehen; er hoffte auf die Kraft der Nation, im Anblick des furchtbaren Schauspiels die Haltung zu behaupten, auf die Stärke, sich auf sich selbst zu besinnen und dem eignen morschen Gebäude neue Stützen zu geben. Auch das war ein gutmüthiger Irrthum! Deutschland trug die moralische Fäulniß des alten Frankreichs zu schwer in den Gliedern, um gegen die Frechheit des neuen Frankreichs mit Ehren bestehen zu können.

Forster verkehrte damals viel mit den Gebrüdern Humboldt. Sie waren mehrmals in Mainz, und man muß einen Briefwechsel mit ihnen vermuthen, der uns jedoch vor-
 enthalten wurde. Alexander's späteres Wort über Forster datirt nach dessen Tode; es ist unparteiisch und einsichtsvoll. Humboldt nennt ihn liebenswürdig, voll Phantasie, voll Feuer der Empfindung. Doch — heißt es weiter — dachte er zuviel an sich, und der Rückblick auf sich leuchtete überall durch. Das habe aber nicht gehindert, daß er recht sehr edler Aufopferungen fähig sein konnte. Aber er gefiel sich — sagt Humboldt — in der Aufopferung, sie nährte sein Selbstgefühl. Das darf uns noch nicht auf Eitelkeit schließen lassen; Männern von Schwung und Aufwand freier Kraft ist Selbstgefühl eigen, zumal wenn sie, wie Forster, Autoridanten sind, sich nicht getragen fühlen von einem großen Ganzen, dies Ganze heiße Volk oder Staat, und sich selbst Alles verdanken. Humboldt preist ihn glücklich, nicht als

geworden zu sein; sein ganzes liebenswürdiges Wesen habe der Jugend bedurft.

Mit Alexander von Humboldt machte Forster 1790 die Reise rheinabwärts nach London. Er selbst kehrte über Paris nach Mainz zurück. Als Ertrag dieses vierteljährigen Aufenthalts in den Ländern des Aufruhrs lieferte er seine „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich.“ Sie erschienen in drei Bänden, deren letzter erst nach des Autors Tode von L. F. Huber (zwei Jahre lang Redacteur der Allgemeinen Zeitung) zusammengestellt wurde. Sie sind jedenfalls das Bedeutendste von Forster's Feder, mit ihrer Fülle, Kraft und gediegenen Besonnenheit in der sparsamen deutschen Publicistik einzig in ihrer Art. Er schildert hier den Zustand der drei geistlichen Staaten am Rhein, die Wirren in Aachen, die der Kaiser damals noch schlichtete, die Gährungen in Lüttich, die ein Vorspiel deutscher Umwälzungen abgaben, den wilden Aufstand des hierarchischen und aristokratischen Brabants, das sich gegen die freisinnigen, aber gewaltsamen Reformen des Monarchen auflehnte und ein merkwürdiges Gegenstück zur Umwälzung in Paris abgab. Das entsehbare Schauspiel in Frankreich nannte Forster die Explosion der lange verschlossen gehaltenen, sich endlich selbst entzündenden Vernunft. In Brüssel und Mecheln war es nicht der Bürgerstand, waren es die bevorzugten Stände, welche, um ihre mittelalterlichen Gerechtsame zu schirmen, den Pöbel zur wilden Grausamkeit erhihten. *Nous ne voulons pas être libres!* schrieb in

Flandern die Volkspartei, und Kaiser Joseph, der schon zu ernten gedachte, wo er kaum säen gekonnt, starb in bitterm Schmerz, daß die Welt für seine großen Plane nicht reif war. Forster sah in allen diesen Ereignissen der Zeit Nothwendigkeiten. Aber weit entfernt von jedem Gelüst, Feuer zu schüren, sprach er vielmehr sein Wehe aus über jeden Versuch, die noch durchaus blinde Volkskraft in Deutschland zu entzügeln. Für Deutschland sollte nach seiner Hoffnung das Werk der Menschheit eine Reform werden, eine neue Verbrüderung von Volk und Fürsten. Aber die Verzweiflung im Gefühl der eigenen Schwäche trieb bei dem Anblick der Gräuel in Paris zu einer Uebereilung, einer Ueberhigung, die das eigene Heil verscherzte, indem sie die Wuthausbrüche einer zügellosen Pöbelherrschaft in Frankreich beschleunigte. Forster theilte nicht die augenblickliche Raserei gegen Frankreich; er dachte damals noch über den dortigen Umsturz der Dinge sehr kalt, aber sehr richtig. Das Manifest und die Feldzüge des Herzogs von Braunschweig hielt er für Deutschlands Verderben, und ehe man sich unter uns über den Taumel dieser Verblendung erholte, rückten die Franzosen gegen Mainz. Jetzt galt es, sich noch auf dem einzelnen Punkt zu erhalten, nachdem das große Ganze in eine Rathlosigkeit versunken war, auf die nur das Gefühl der eigenen Sünden und eine allgemeine Feigheit folgen konnten. Noch vor kurzem hatte man am Rhein mit den Flüchtlingen des fremden Landes, die ihren König im Stich gelassen, glänzend bankettirt; denn dieser feine Auswurf der französischen Nation

war ja das Muster unserer eigenen höhern Gesellschaftsbildung! Vor dem Heranrücken der Republik ergriff Alles die Flucht. Auch der Kurfürst von Mainz floh mit seinem Hofe. Der Mainzer Adel raffte seine Schätze zusammen, nahm fast Alles, was zur Befestigung der Stadt nöthig gewesen wäre, mit fort und folgte dem geistlichen Herrn, der jetzt von der Ferne aus ein strahlendes Edict erließ, wonach jede weitere Flucht als Landesverrätherei verboten ward. Custine eroberte Mainz, und Forster, der das Verbrechen beging, Muth zu haben, und „das Unglück“ hatte, gut französisch zu sprechen, imponirte dem Feinde durch eine Rede, die er im Namen der Universität hielt und durch die er den Schutz der Anstalt erwirkte. Auch Sömmering war mit seiner Familie fortgegangen, nach Wien. Bis nach Frankfurt zurückgekehrt, beklagte er sich, daß seine Wohnung, ein Universitätsgebäude, französische Einquartierung erhalten. Forster ließ Sömmering's Geräthschaften versiegeln und sichern, die Wohnung, weil sie leer stand, konnte er nicht verweigern. „Wärst Du hier geblieben, es wäre nicht geschehen!“ entgegnet er dem Freunde und beruft sich mit Recht auf sein gutes Gewissen. Seine Briefe an Custine und die Antworten des Generals sind Zeugnisse, daß Forster Alles that, um für die Bürger auf Entschädigungen zu dringen. Custine forderte die Bürger auf, sich eine freie Verfassung zu geben. Man wußte nicht, was das war, wie das anzufangen. Forster beklagt sich über die „unschlüssigen, schwachen, kleinmüthigen Einwohner dieser großen Pfaffenstadt, die sich nichts Schreck-

licheres denken können als den Gedanken, mit dem Gewehr auf der Schulter freiwillig das zu thun, was sie unter ihrem Kurfürsten auf allerhöchsten Befehl thun mußten.“ Der Mainzer Professor Karl Klein sagt, so stark habe noch niemand Mainz geschimpft! Aber Johannes Müller, der Geheimrath des Kurfürsten, eilte nach Wien, kam wieder, nahm seinen Abschied als kurmainzischer Staatsmann und gab privatim den Rath, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; man könne ja später doch vielleicht wieder gut deutsch werden! War in Mainz Verrätherei im Spiel, so lag sie in der schlaunen Rathlosigkeit dieses deutschen Machiavell. Junge Schwärmer gründeten in Mainz einen Klub der Volksfreunde, und die Bürger erklärten im Zwang der Nothwendigkeit, und weil sie ja doch keinen Herrn und keinen Adel um sich sahen, sie wollten es einmal versuchen frei zu sein. Ein jacobinisches Krähwinkel könnte auf den Fernstehenden humoristisch wirken; im heißen Drang der Gegenwart aber mußte es den Zorn hervorrufen, oder auch den Entschluß eines hohen Muthes, der sich seiner erbarmt. Jetzt erst nach dem Beschluß der Bürgerschaft trat Forster hervor, und weil er der Mann von Gewicht war, ernannte man ihn zum Präsidenten des Klubs, zum Chef der Verwaltung. Er war nicht geflohen, weil er nicht wußte wohin, und mehr noch, weil ihn die Feigheit der andern Stände anwiderte. Weib und Kind hatte er unter dem Schuß des Freundes nach der Schweiz geschickt. In der wilden und doch zugleich lächerlichen Gährung der Stadt Ordnung festzuhalten, war schon von Wich-

tigkeit genug; im Unglück mit der Menge auszuhalten, schien eines Mannes würdig. Der briefliche Verkehr mit seinen Freunden in Deutschland blieb unausgesetzt; er rechtfertigte sich einfach und ehrlich gegen Heyne. Der fremden Sprache mächtig, mußte er als Präsident des Klubs das deutsch Gesprochene sofort französisch wiedergeben, denn es fehlte allerdings nicht an Galliern in der Versammlung der Freunde der Gleichheit und Freiheit. Heyne schrieb: daß Forster die Stelle des Administrators angenommen, lasse sich „unter den Umständen auch bei Andersdenkenden entschuldigen“, allein Forster hätte seinem Fürsten darüber schreiben müssen, eh’ er den Schritt that, sonst bliebe „der Fleck der Undankbarkeit nicht abzuwaschen“. Und das müsse noch geschehen; eine Auseinandersetzung, daß es unter den Umständen nöthig war, würde ihm, „wenn die Sachen einmal wieder umschlagen“, Unterkommen und Versorgung sichern! Der Schwiegervater Heyne war, mit Respect zu sagen, ein sehr arger deutscher Philister. Welcher unschuldige Edelsinn dagegen in Forster’s Hingebung an eine vermeintlich große, der Menschheit dienende Sache! Und welche Gutmüthigkeit, das Verhältniß seiner Frau zum Freunde gutzuheißen, nicht bloß zuzulassen, sondern zu fördern, da er sah, beide Gemüther harmonirten und Huber biete ihr einen treuen, schützenden Arm! Man kann auch hier in Forster’s Ansichten eine schiefe Idealität finden, aber keine Ehrlosigkeit, keinen Mangel an Rechtsinn.

Die härteste Anklage freilich geht dahin, daß er preußisches Geld annahm und doch Mainz nicht verließ, sogar Präsident des Jacobinerklubs wurde. Gervinus wollte diese Thatsache leugnen, Karl Klein beweist sie; Forster wies das ihm vom Grafen Herzberg übersendete Geld nicht ab. War er deshalb ein Betrüger, ein bezahlter Verräther? — Wir glauben nicht. Nicht schmutziger Eigennuß, sondern rathlose Selbstverblendung war der Beweggrund seines Handelns. Er nahm das Geld bona fide, er ahnte nicht die schlimme Deutung dieser Annahme preußischer Gelder, während er einem deutschen Lande die Freiheit nach französischem Maße zuwenden half. An Buchhändler Boß in Berlin schrieb er: „Heißt ein guter Preuße bleiben, gegen die Freiheit arbeiten, so kann ich keiner sein und bleiben, weil ich keiner war.“ Forster hatte ohnedies seinen Geburtsort verlassen, ehe dieser preußisch war. „Das ganze Rheinland“, schrieb er an Boß, „von Speier bis Bingen erklärt sich für die Freiheit, die die Republik bietet: ich kann sie nicht davon abbringen, noch sie abzubringen versuchen, da es gegen meine Grundsätze wäre.“ Er hat in der That nur mitgeholfen, daß Mainz sich dem anschloß, was Sache des deutschen Rheinlands geworden war; für die feigen Flüchtlinge handeln, die vom Kurfürsten herab die Stadt verlassen und somit ihrerseits verrathen hatten, für Diese auftreten und einstehen, hieß nicht für Land und Volk handeln. Aber er hat Geld genommen: der Flecken haftet an ihm. Und daß das preußische Geld ihm dazu verhalf, auszudauern, statt zu fliehen, bleibt eine beson-

ders bittere Ironie des Schicksals. Forster, nach Aufhebung der alten Ordnung von allen Mitteln entblößt, brauchte Geld, und er brauchte viel, denn er war ein schlechter Wirth, wie verblendete Ideologen zu sein pflegen. Daß er Tag und Nacht in der Administration gearbeitet, nach Billigkeit und Recht gehandelt, gesteht selbst Karl Klein, und dieser sein Widersacher rühmt sogar, daß er sich in der Verwaltung der Stadt „durch Uneigennützigkeit und Redlichkeit ausgezeichnet“. Seine Fahrlosigkeit in eigenen Dingen war also der Beweggrund und Nothbehelf, daß er Geld nahm, nicht schmutziger Eigennuß. Das gesammte moralische Bewußtsein verrückte sich gemach dem ganzen deutschen Zeitalter, zumal den Schwärmern. Glaubten doch bald genug deutsche Fürsten für Deutschlands und der Menschheit Wohl zu handeln, als sie den Rheinbund stifteten und vom Protector Königskrone annahmen. Preußen freilich brauchte sich keine Königskrone schenken zu lassen, aber es schloß den Baseler Frieden und ließ sich von Napoleon Hannover schenken. Verrätherei aus Kopflosigkeit und Schwäche war der Charakter der Zeit, irre Rathlosigkeit die Folge der innern Auflösung. Warum also auf den Einen Mann häufen, was das ganze Geschlecht mit seiner Erbschaft von Ehrlosigkeit und Schmach bezeichnet? Forster war sogar der festen Zuversicht, es würde die Ruhe in Europa herstellen, ließe man den Franzosen das linke Rheinufer. Hatten wir etwa 1813 und 15 als Sieger in Paris den Muth, Elsaß und Lothringen wiederzufordern?

Der Ruhe in Europa zu Liebe ließen wir dem Feinde, was ursprünglich unser ist.

In Forster's Uneigennützigkeit und Redlichkeit des politischen Handelns, in seinen Gedanken und Worten, Reden und Briefen von damals offenbaren sich die edlen und die bloß schimmernden Tugenden des Freibürgers der neuen Zeit. In seiner Neujahrsrede auf 1793 sprach er zu den Freunden der Freiheit und Gleichheit: „Ihr kennt den Grad künstlicher Erschlaffung, den das lange getragene Joch der Unwissenheit und der Sklaverei nothwendig hat hervorbringen müssen!“ Herr Karl Klein theilt diese Anrede mit. „Die freien Franken und die freien Deutschen seien hinführo Ein unzertrennliches Volk!“ Mit diesem Unsinn idealer Verblendung schloß Forster eine seiner Reden im Mainzer Nationalconvent. „Die Bauern im Convent haben mich sehr lieb,“ schrieb er an seine Frau, „und die Gelehrten sagen, ich sei die Seele darin.“ Er war also lüftern nach dem Händeklatschen und Beifallsrufen der Klubisten, wie jede Beredsamkeit sich jeder Zeit gern getragen fühlt von den rauschenden Wogen der Menge; und in diesem Rausch ist es schwer, die ruhige, kalte Besonnenheit zu behaupten, gleich schwer für Den, der mit der dreisten Hand am Königsmantel zerrt, als für Den, der wie Mirabeau eine Krönungskrone vertheidigt. „Die Neue Mainzer Zeitung oder der Volksfreund“ hieß das Blatt der Mainzer Jacobiner mit dem neuen Evangelium der Freiheit. Es predigte die Souveränität des Volkes, aber diese Lehre blieb abstract und ohne Zeugungskraft zu schöpferischer Ge-

staltung. Dies deutsche Blatt stimmte sogar in den fanatischen Ruf der Pariser mit ein: „Nieder mit dem Tyrannen Ludwig! Sein schuldiges Haupt muß fallen!“ Der Taumel der Freiheitslust wurde in deutschen Gemüthern von der stillen Hoffnung genährt, ein freigewordenes Volk werde auch sofort die Kraft und die Fähigkeit zur Selbstregierung haben. Diese Täuschung theilte Forster. Sind gewisse Artikel jener Zeitung von ihm, so theilte er auch die Donquichoterie, aus einer Pfaffenstadt eine Republik zu machen.

Die Vermünschungen seiner Freunde gegen ihn wurden zu Flüchen; mit der Verfolgung, die ihm widerfuhr, trat für ihn die Nothigung ein, die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Er konnte nicht mehr zurück; daß ein Preis von hundert Ducaten auf seinen Kopf gesetzt worden, weist Hr. Karl Klein als ein leeres Gerücht nach, allein das Gerücht war doch vorhanden und that seine Wirkung. Der Herzog von Braunschweig sagte, von Forster habe er sich solche Felonie nicht gedacht, denn „Der habe doch sein Brot gehabt“. — In Forster erwuchs ein Gefühl der Verachtung, wo bis jetzt allgemeine Menschenliebe gelehrt.

Die Dinge der Welt hatten inzwischen ihren herben Verlauf. Forster wurde nach Paris geschickt, um den Schutz des neuen Staates Mainz zu erwirken. Im Grunde hatte er wohl, an der Republik Mainz verzweifelnd, nur nach einem Vorwande gesucht, um nach Paris zu gehen. Er hoffte, man würde ihn da brauchen können; auch von dieser Schwäche der Einbildung war er nicht frei; vielleicht hat er sogar auf Schad-

Loshaltung für die Opfer, die er brachte, gehofft. Seine Liebe zur Freiheit war ächt; wie sollte seine naive Ehrlichkeit sich nicht schmeicheln, die große Sache, der er diene, werde ihm auch eine Laufbahn, wenigstens eine Thätigkeit eröffnen! — Bald nach seiner Ankunft in Paris nöthigte Kalkreuth die Stadt Mainz zur Capitulation. Prinz Louis von Preußen in einer edlen Regung des Herzens schützte das Haus des deutschen Gelehrten; aber ihn aus der Verbannung zurückzurufen, fiel Niemand ein. Er wäre nicht gekommen, hätte man ihn zurückgerufen; denn in dem verdüsterten Gedankengang seines Innern war bereits die Ahnung herangebrochen, dieser blinde Taumel der Schwachen und der Starken sei wie eine Geißel Gottes über die Völker verhängt. Die Feigheit hatte sich geflüchtet, die Tapferkeit falsch gerechnet; Eigennuß und Egoismus hatten sich Hinterthüren geöffnet. Sein ehrlicher Sinn hatte ihn in den Strudel der blutigen Wirren geführt. Mitten im Gefühl der entfesselten Wildheit suchte er sich mühsam den Glauben an das Heil der kommenden Geschlechter zusammen. Er bezwingt seinen Schauer über die Schreckensregierung in Frankreich, er waffnet seine Gedanken zu der Zuversicht, daß nach dem wüsten Uebergang die Einsalt der Sitten wiederkehren werde. Er hält eine sittliche Reform der Welt als schließlichen Gewinn der politischen Revolution fest. So reißt ihn Charlotte Corday zur Bewunderung hin; sein offenes, lautes Wort über sie ist ein Zeugniß des antiken Römersinns in ihm; Lux mußte für eine gleiche Aeußerung über das Heldenmädchen

das Schaffott besteigen. Mitten in der Auflösung aller Bande der Menschheit nennt er manche Entwicklung der verwilderten Kräfte wunderbar und groß, obschon er sich sagen muß, daß der Wahnsinn dicht daneben lauert. Bald mittelt er den nahen Gipfel und die höchste Krisis der entfesselten Raserei der Leidenschaften; dann bezwingt die Ruhe des Arztes in ihm den fieberhaften Zustand des Mitleidenden und er rafft sich auf zu seinem großen Glauben; bald aber verzweifelt er wieder an den elenden Werkzeugen der Weltgeschichte. So stirbt er langsam hin, ohne Gemeinschaft mit dem Fanatismus, einsam mitten in den Gräueln der Leidenschaft. — Dies Schauspiel giebt uns die Beichte in seinen Briefen. Wir sehen ein edles Menschenleben auf der Folter, ein ehrliches Herz unter Zuckungen, eine starke Geisteskraft, die sich nicht gefangen giebt, aber in sich zusammenbricht an der Enttäuschung über selbstgeschaffene und freilich selbstverschuldete Illusionen.

Im März 1793 eröffnet sich uns die Reihe seiner Briefe an Frau Therese. „Du wünschst,“ schreibt er ihr, „daß ich die Geschichte dieser gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht. O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weitergehen; aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die schmutzigen

unterirdischen Canäle nachzugraben, in welchen diese Molche mühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennuß und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?“

Und er hielt es nur aus bis zum 21. Nivose des zweiten Jahres der Republik, dem 12. Januar 1794; ein Freund meldete an Huber seinen Tod. Der Nekrolog im Moniteur bemerkte: „Ein scorbutisches Fieber, Folge seiner Seefahrten, quelques chagrins domestiques und seine Arbeiten rafften ihn mitten in seiner Laufbahn hinweg.“ Der Schwiegervater Heyne nannte seiner Tochter Brief über Forster's Tod „einen schimpflichen“; der alte Forster, Johann Reinhold, der Vater, schrieb an Wieland: „Sein Weib war sein Tod.“ — Wen nach Rache gelüstet, Den muß der einsame Tod Georg Forster's befriedigen. Er starb sehr arm an Glauben, äußerlich elend, innerlich tief unglücklich; er starb gebrochenen Herzens, enttäuscht über das erträumte Heil der Welt. Er hat nicht mehr den Sturz Robespierre's erlebt. Aber sein Wort, das er schon im Julius 1792 gesprochen, daß Frankreich, wenn man es zur Verzweiflung triebe, nach kurzem Bankrott der mächtigste Staat Europa's werden würde: diese Prophezeiung war keine Täuschung. Deutschland lag an dieser schrecklichen Wahrheit lange genug darnieder.

Inzwischen, ob er sich schon den Beruf zum Geschichtschreiber seiner Zeit absprach, hatte er doch an seinen Arbeiten

in Paris gefördert, was sich bei so viel innerer und äußerer Niederlage, in Trostlosigkeit und Krankheit fördern ließ. Den ganzen Sommer 1793 über war er dort Beobachter der Entwicklung der Dinge gewesen; im Spätherbst hatte er die Seinigen, die mit Huber nach der Schweiz geflüchtet waren, besucht, um dann zur Fortsetzung seiner litterarischen Arbeiten nach Paris zurückzukehren. Es sind Arbeiten, auf welche die deutsche Litteratur stolz sein kann. Er setzte die meisterhaften Schilderungen in den „Ansichten“ fort, schrieb seine Aufsätze über Revolutionen und Gegenrevolutionen, über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit, beides zur Geschichte des Jahres 1790 gehörig, seine trefflichen „Parisischen Umrisse“, die das zweite Jahr der französischen Republik charakterisiren, seine Darstellung der Mainzer Revolution. Die letzte Arbeit blieb Fragment; die andern erschienen in den „Friedens-Präliminarien“, die Huber herausgab. Man hat auch die Reden, die Forster in der Gesellschaft der Volksfreunde zu Mainz hielt, und einige Aufsätze, die er damals bei der Organisation von Mainz abfaßte, in die Gesammtausgabe seiner Schriften mit aufgenommen. Forster hätte sie vielleicht als Geburten für den Nothbehelf des Augenblicks beseitigt, weil sie sich von jenen andern Darstellungen, die er nachträglich mit der Zusammenfassung seines ganzen Menschen ausarbeitete, wesentlich unterscheiden, ob sie schon von der Kraft und Gewandtheit seines Geistes nicht minder Zeugniß sind. Früher, schon in Mainz, schrieb er seine höchst merkwürdigen „Erinnerungen aus dem

Jahr 1790.“ Sie bilden eine Reihe von Portraits damaliger Zeit, und erschienen als Jahrescalender mit Zeichnungen von Chodowiecki u. A. Das Jahr 1790, der vorzügliche Stoff für Forster's Geschichtschreibung seiner Zeit, der Angelpunkt des alten und neuen Jahrhunderts, war besonders reich an Unglücksfällen für die Entwicklung der Dinge. Benjamin Franklin und Kaiser Joseph starben. Forster setzte ihnen würdige Denkmale. Graf Herzberg schrieb ihm in Bezug auf diese „Erinnerungen“ einen Brief voll der gründlichsten Hochachtung; er hätte ihn gern nach Berlin berufen, aber Preußen hatte bald kein Bedürfniß mehr nach hellen und energischen Köpfen, Herzberg selbst ward beseitigt, als die Wöllner'sche Epoche begann. In jenen „Erinnerungen“, wo Katharina, Gustav der Dritte, William Pitt ihre Standbilder erhielten, finden wir auch die merkwürdige Charakteristik Mirabeau's. Es war schwer, daß dies Talent der Revolution von einem Zeitgenossen seine rechte Würdigung fand, die auch das Zweideutige des Mannes erläutern konnte. Man hat gestaunt, daß Forster ihn feierte. Nichts aber mehr als dies bezeichnet Forstern selbst. Mirabeau war — vom Charakter abgesehen — das Talent, das, mit hohem Muthe begabt, es sich zutraute, mitten ins Chaos der Welt Ordnung zu bringen. Einen starken, empfänglichen Geist, wie der zugleich ehrliche Forster war, mußte ein Feuerkopf reizen. Und wenn er Mirabeau Frankreichs Palinurus im Sturm nannte, so hat sich das bewährt. Mirabeau war in Frankreich der letzte Held eines geordneten Königthums. —

Der Verfasser des „Kosmos“ hat mit großer Hochachtung von der „Gesammtanschauung“ gesprochen, welche Forster als Naturforscher eigen war. Das Ergebniß seiner Mitreise um die Welt, die den Zweck hatte, über das Dasein eines festen Landes im südlichen Ocean Forschungen anzustellen, war negativ ausgefallen, wurde aber später von englischen Seefahrern umgestoßen. Forster hat diese Reise als 22jähriger Jüngling beschrieben, englisch und deutsch; bleibenden Werth darin haben seine frischen Schilderungen der Naturvölker der Südsee. Auch viele kleinere Aufsätze Forster's sind von dauernder Bedeutung, und verrathen Reime, die in einem Werke, wie der „Kosmos“ ist, aufgingen. In seiner Naturgesammtanschauung, die Alexander v. Humboldt rühmt, liegt die Kraft unerschrockener Wahrheitsliebe, die dreiste Kühnheit des Seefahrers, der als denkender Mensch selbst den Ocean der Ewigkeit, das Geheimniß Gottes, zu befahren nicht scheut. Einen Ausdruck des naturwissenschaftlichen Materialismus von heute können wir nicht darin finden. Forster leugnete allerdings den Selbstzweck des Einzelwesens; in der Gattung fortzuleben, galt ihm als ein höheres Ziel. „Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltall gleichsam für nichts zu achten“, heißt es im Aufsatz: „Ein Blick in das Ganze der Natur“. „Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte.“ Das macht jedoch den Starkgeist Forster noch nicht zum

Gottesleugner. Und Moleschott führt jene Stelle an, aber nicht eine zweite. Forster sagt in demselben Aufsatze: „Der Chemiker findet überall nur ähnliche Grundstoffe, überall nur Licht und Luft und Wasser und Erde, woraus alle Körper bestehen. Wie da unzählig verschiedene Mischungen aus diesen Elementen alle entstanden sind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geschöpfen eigenthümliche, wesentliche Kraft annimmt, welche sich die Elemente aneignet und nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit bildet.“ Forster verwechselt also nicht, wie Moleschott, Kraft und Stoff. Stoff ist die Natur, die Kraft aber der Geist. Hat Forster, wie sein gesamntes Zeitalter, das seine Basis in sich selber und in seiner Willenskraft sucht, den Gedanken einer, weil bewußten, also nothwendig persönlichen Kraft nicht fassen können, so war er doch weit davon entfernt, sich die Perspective einer, Person gewordenen Kraft unmöglich zu machen. Das Zeugniß der Unfähigkeit, den Geist zu erkennen, stellte sich damals nur der französische Wiß, der den Geist für nichts als eine Modification der Materie ansah. Forster sagt in jenem Aufsatze: „Je weniger wir im Stande sind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu beweisen, um so viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvollsten Anbetung, zur feurigsten Dankbarkeit, zur kindlichen Gegenliebe die dringendste Veranlassung. Die Natur, es sei als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erste unmittelbare Offenbarung Gottes an einem Jeden unter uns. Sie ist ein offenes Buch, sagt der beredte Buffon, in welchem wir lesen als in einem

Exemplare oder Abdruck der Gottheit. — Was wissen wir anders von unserm unsichtbaren, unerforschlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieser Offenbarung durch so unendlich viele bewundernswerthe Kräfte verkündet? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislauf der Gestirne, sondern in der Entwicklung eines jeden Dinges aus seinem unsichtbaren Reime; das Uerschöpfliche so vieler Millionen Zeugungen, die stets dem Urbilde ähnlich sind; kurz, dieses beständige, jedoch fast unerkannte Wunder, das nun seit einigen Jahrtausenden währt und immer wieder vor unsern Augen sich erneuert, — ist Vorbereitung unseres Geistes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menschengeschlechts näher betrafen und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.“

Mich dünkt, die in den Stoffen wirkende Kraft als Geist zu erkennen, liegt selbst dem Naturforscher nicht so sehr fern. In der *Natura naturata* steckt eine *Natura naturans*. Daß eine Geisteskraft, wofern sie nicht eine blinde ist, von sich weiß, leuchtet ebenso leicht ein; eine selbstbewußte Kraft ist aber eine persönliche. Daß das Gute sich selbst Zweck, die Tugend sich selbst Lohn, hebt keineswegs ein Gottesbewußtsein auf, ist vielmehr die Ueberzeugung eines sehr festen Gottesglaubens. Forster sagte: „Ist die Welt tugendhaft, so wird sie frei sein!“ Darin liegt kein Atheismus, im Gegentheil die unerschütterliche Zuversicht von der Immanenz Gottes in der Welt.

V.

Friedrich Hölderlin.

V.

Friedrich Hölderlin.

„Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht!“

Wie ich — vor mehr als zwanzig Jahren — im Tübinger Wirthshause saß und in meiner Schreibtafel blätterte, fiel mein Blick unter den eingeschriebenen Denksprüchen auf diese Worte Hölderlin's. Sie standen schon sehr lange da, vielleicht seit den zwanziger Jahren, wo ich zuerst Kunde erhielt von dem tiefsinnig abgeirrten Geist. Das Blatt in meinem Gedenkbuche war mürbe und vergilbt. Dicht darunter hatt' ich die Bemerkung geschrieben: „Im Gefühl und im Bewußtsein der großen Revolution.“ Jene Strophe gehört zu den Gedichten der ersten Periode des unglücklichen Dichters. Seine gereimten Verse, ganz in Schiller'schem

Schwunge, sind aus den neunziger Jahren, in denen er auch den *Hyperion* schrieb. Die Macht jener Zeilen ergriff mich von neuem so heftig, daß ich unter ihrem Gewicht seufzte. Drunten mir zu Füßen plätscherte der Neckar mit seinem Silberschaum, über mir blaute der Himmel lachend und seines Glückes voll. Jenseits zur Linken die Wellenlinie der Weinberge, die sich weit hin in die üppige Ebene verliert; zur Rechten in der Ferne die rauhe Alp, die wie zu Schutz und Schirm ihren Arm um den Nacken der Landschaft schlägt, — wie sicher und seines Gottes voll ruht und schwelgt diese ganze Stück Erde! Und doch wollte nun die Gestalt des zerstörten Geistes nicht wieder fort von der Stirn meines Denkens. Ich mochte ihn nicht sehen; er mußte so sein, wie ich ihn mir dachte; das Zufällige an seiner verlorenen Erscheinung mocht' ich nicht weiter beachten. Tages zuvor hatte mich ein Tübinger Freund bereden wollen, den Unglücklichen aufzusuchen. Aber noch vor dem Hause, wo er wohnte, erfaßte es mich wie Gespensterscheu. Ich sah mir die Umgebung an, sah die Fenster, aus denen der arme Dichter hinunterschaute in den Neckar, den Zwinger vor dem Hause, in dem er sich täglich erging, seitdem man ihn nicht mehr zu weiteren Spaziergängen veranlaßte. Ihn selbst zu sehen, schien mir überflüssig; an einem gestürzten Fürsten die Trümmer seiner ehemaligen Hoheit betrachten, ist ein traurig Ding. Ich wußte, was man von seinem persönlichen Verhalten erzählte; die kleinen Seltsamkeiten, in denen sich die Willkür der Tollheit gefällt, wollen mir überhaupt

nicht wichtig erscheinen. Der gefesselte Geist hat kindische Grillen, die keine Spur mehr von seinem Selbst verrathen. Die Laune und die Tücke des geschlossenen Zustandes kann eher empören, als zur Belehrung dienen. Das Rauderwälsch, womit Hölderlin Fremde empfing, die Narrheit, jeden Besucher mit Ew. Majestät, Ew. Hoheit, Ew. Heiligkeit anzureden, das Gras, das er im Zwinger zupfte, die Blumen, die er zu Kränzen wand und dann zerknüllt in die Rocktasche steckte, — das alles könnte ja nicht auf die Fährte bringen, die dem Geheimniß seiner Abirrung näher führt. Was die Sonne seines Bewußtseins ausgelöscht, blieb mir nach Allem, was ich über ihn gehört, ein Räthsel, und der Anblick seiner zerstörten Natur, dacht' ich, wird es wohl eben so wenig lösen. Es ist ja bloß Zufall, wohinaus der Wahnsinn schlägt, welche Erscheinungen und Aeußerungen er bietet. Tief im Innern des Gebirgs muß man einen Quell auffinden; den schäumenden Bergsturz, ist er einmal losgelassen, kann man unten, wo er sich über die Felsen wirft, weder fesseln, noch ihn über seinen Ungestüm zur Rechenschaft ziehen.

Da trat mein Freund, der liebenswürdige M. in's Zimmer. Er führte einen Fremden an der Hand. „Hier ist der Wirth unsers Hölderlin,“ sagte er. — Ich hatte allerdings gestern den Wunsch geäußert, den guten Tischler kennen zu lernen, der schon nahe an dreißig Jahre der Pfleger und Wärter, Freund und Vormund des Armen war. Wer einem Verwahrlosten so treu sein kann, muß eine unergründliche

Güte des Herzens haben. Und danach sah er auch aus, der biedere Alte mit der zutraulichen Verbheit bei aller verschwiegenen Listigkeit, die den Schwaben eigen ist.

„Ich hab'n bei mir g'habt, seit 's ihn vom Klinikum loschgab'n“, sagte der gute Mann, als wir uns auf Hölderlin einließen. „Zwei Jahr habe 's ihn dort g'habt und an ihm doctorirt und herumgeforscht, ohne etwas herausz'frieren. Er hat es niemand nit sagen können, wo es ihm fehlt. Auch fehlt es ihm eigentlich an nix; an dem Zuviel, das er hatte, ischt er ebe toll geworden.“

Es störte mich nicht, den Mann in seiner Mundart reden zu hören; ich wollte mehr wissen, und seine breitspurige, aber willige Emsigkeit, sich deutlich zu machen, war mir eher rührend als possierlich.

„Von eigentlicher Tobsucht“, fragt' ich, „ist wohl seit lange keine Spur mehr in dem armen Kranken vorhanden?“

„D, er ischt eigentlich gar nicht mehr toll, was man so toll nennt“, war die Antwort. „Leiblich ischt er gar gesund, er hat guten Appetit und trinkt sei Schoppe Wein alle Tag' zur rechten Stund'. Er schläft gut, nur im heißen Sommer nicht, da läuft er Nachts Trepp' auf Trepp' ab herum. Aber er thut niemand nix. Er ischt 'n gar gut'r lieber G'sell in meinem Haus. Er bedient sich selbst, er kleid't sich an und legt sich nieder, alles von selbst. Er kann auch denken, reden, musciren, und all die Dinge nach wie vor.“

„Aber ohne Zusammenhang“, sagte M.

„Ja, das ischt's“, sagte der Meister Tischler.

„Und dieser Zustand konnte so lange anhalten!“ war meine Vermunderung, „ohne Krisis, ohne Unterbrechung.“

„Ja, dafür ischt er a Schwab“, lächelte der Alte selbstgefällig. „Was a Schwab ischt, das ischt er gründlich.“

Welch ein unglückseliges Selbstlob in diesem Fall! war mein Gedanke.

„’s ischt kei Mangel an Geischt in ihm gewesen, was ihn amens gemacht hat“, fuhr der Tischler fort, der sich gemüthlich zu uns gesetzt hatte und ein Glas Wein annahm. „’s ischt die viele Gelehrsamkeit gewesen, glauben Sie’s. Wann das Gefäß allzu voll und verschlossen ischt, da muß es berschten. Sucht mer nu de Scherbe z’sammen, so find’t mer, daß alles ausgelaufen ischt. Alle unsere Magischer studieren bis hoch an den Rand, ’s fehlt immer nicht viel, daß es überläuft! Und dabei schreiben sie die gottlosesten Sachen von der Welt! Bei ihm ischt es die Schwärmerei für das blanke Heidenthum gewesen, das ihn hat überschnappen lassen. Und mit all seine Gedanke ischt er bei Ein’m Punkt stehn geblieben, und um den dreht er sich noch immer. ’s ischt, als wenn sein Gedankenflug wie ’n Taubeschwarm um die Lärmstange herumflattert, die man zum Dache ’naussteckt. Das geht mit dem ganze Schwarm allzeit im Kreis’ herum, bis er matt niederfällt. Glauben Sie’s! das hat ihn toll gemacht. Seine unglückselige Bücher liege alle Tag’ bei ihm aufg’schlagen und wenn er allein ischt, so liest er sich von früh bis spät daraus vor, ganz laut und mit ’nem Schauspielerpathos, daß mer meint, er wolle damit

die Welt erobern. 's ischt ein gar gefährlich Ding, wenn einer so hartnäckig bei Einer Sach bleibt. 's ischt eben was mer die fidsche Idee nennt."

Mein Freund erinnerte hier an die unglückliche Neigung, die Hölderlin's Gedanken aus der Bahn der Ordnung gebracht haben sollte. Man sprach bekanntlich von der Mutter seines Bögling's, deren Haus in Frankfurt er plötzlich, ohne Abschied, auf die Weisung ihres Vatten, verlassen mußte. Sie ist jene Diotima, die er in seinen Gedichten und in seinem Hyperion feiert.

Der gute Meister bestritt diesen Glauben an den Grund von Hölderlin's Wahnsinn. „'s ischt nicht an dem!" sagte er zutraulich. „In den dreißiger Jahren wird niemand aus verliebter Neigung confus. 's ischt seine gelehrte Schwärmerei gewesen, nicht die Leidenschaft zu dem Frankfurter Frauenzimmer. Kei' Schwab wird in den Dreißigern aus Liebe verrückt. — Sie sehe mich groß an", — fuhr er zu mir gewendet fort, — „Sie da drausse haben oft curiose Vorstellungen von uns im Schwabenland. Sie meine, mer würde nit klug vor dem vierzigschte Jahr. Ei ja doch, ich sag im Gegentheil, kei' Schwab wird mehr verrückt aus Liebe, wenn er die Dreißig auf dem Buckel hat!"

Ich mußte wirklich an mich halten, um den Alten nicht komisch zu finden und dadurch den Erguß seiner Bekenntnisse zu stören. M. brachte ein Gerücht zur Sprache, das sich durch Waiblinger's frühere Mittheilungen über Hölderlin verbreitet hatte. Waiblinger hatte sich des Armen lange

Zeit bemächtigt, ihn täglich um sich gehabt, ihn, man kann wohl sagen, in seinem Wahnsinn studiert; seine Bekenntnisse über ihn (in den „Zeitgenossen“) waren Ergebnisse anhaltender Forschungen. Er sprach den Argwohn aus, Hölderlin sei nach der langen Qual seiner unselig enthaltsamen und mühselig bekämpften Liebe plötzlich in wilde Zerstreuungslust in einen Taumel der Sinnlichkeit übergesprungen. Sein Aufenthalt in Bordeaux, wohin er ebenfalls wieder als Hauslehrer ging, lasse darauf schließen. Es ist möglich, daß Platonische Liebe, zugleich bei so viel Verherrlichung der hellenischen Lebensformen, plötzlich zu dem Entschluß kommen kann, für lange Entsagung in heißem Genuß ein Genüge zu suchen. Die damalige Feier des Griechenthums blieb überhaupt nicht in der Schwärmerei für die Platonische Ideenwelt stehen. Nur im Schiller'schen Schwunge erhielt sie sich in ihrer idealen Verfassung. Mit Goethe suchte sie die Harmonie der leiblichen Form und das schöne Ebenmaß der süßen Eintracht mit sich selber. Mit Heine sprang sie über in eine wilde Schwelgerei der Sinnenlust. — Mit Heine ist Hölderlin zufällig auch in persönliche Berührung gekommen. Die Frankfurter Familie, bei welcher er Hauslehrer war, floh in den neunziger Jahren vor dem heranrückenden Kriegslärm nach Kassel. In Kassel begegnete Hölderlin dem Dichter des Ardinghello. Hölderlin's Schriften blieben rein von allem Schmutz der Sinnlichkeit; seine Muse war jederzeit keusch. Ob seine Person davon frei blieb, ist eine andere Frage. Der Menscheng Geist ist ein wunderbar

Ding; der Kegel launenhafter Willkür peinigt ihn oft, auf Augenblicke das Gegentheil seiner selbst zu suchen; er gefällt sich in Widersprüchen, taumelt von Himmel zu Hölle. Der Menschenkenner, selbst wenn er der tiefste Menschenfreund ist, kann die Möglichkeit sinnlicher Verirrung in Hölderlin's anerkannt zarter, stiller und von je zur Melancholie geneigter Natur nicht in Abrede stellen. Je schmerzlicher, je gewaltsamer der Riß und Durchbruch, desto leidenschaftlicher der Umschlag, desto qualvoller der Drang der Verzweiflung. Und wenn sich die Flucht vom Pol zum Gegenpol als wilde Zuckung in seinem Wesen verkündigte, so gerathen wir hier vielleicht auf die ersten leisen Spuren des Irrsinns. Aus den Fugen war sein Geist schon durch die nagende Pein einer Neigung getreten, die bei aller Leidenschaft eine ganz geistige, äthergleiche Bahn wandeln wollte. Auf ein plötzliches Losreißen aus dem Frankfurter Kreise erfolgten noch einige geheime Zusammenkünfte mit Diotima; dann brach der Verkehr ganz ab und der schwärmerische Mensch, der in seiner Entzückung den Werth und die Heiligkeit des Daseins empfunden, ward plötzlich wieder ein Fremdling in der Dede. Auch äußere Noth kommt bei Seelenleiden in Anschlag; sie steigert den Unmuth mit sich selbst bis zur Verachtung aller Wirklichkeit. Fehlschlagende Pläne folgten in Hölderlin's Leben hart auf einander; auch Schiller in Jena hatte sich bekanntlich für ihn vergebens verwendet, um ihm eine Thätigkeit, eine Stellung zur Welt zu verschaffen. Hölderlin's Haß gegen die Formen des Lebens, seine glühende Schwärmerei für die weltent-

legenden, erträumten Zustände des classischen Griechenthums gruben sich damals tief ein in seine wunde Seele. Er hatte in der deutschen Heimath kein anderes Verhältniß finden können, als das untergeordnete, drückende eines Hofmeisters in Privathäusern. Er ward jetzt zum dritten Male Erzieher, zum dritten Male von der Laune eines Privatverhältnisses abhängig. Das erste Mal im Hause der Frau von Kalb, der Freundin Schiller's, zu Waltershausen in Thüringen. Diese Stelle hatte er auf den eigenen wohlgemeinten Rath dieser Freundin verlassen; sein innerlich bewegter Sinn, sein in großen Entwürfen dunkel glühender Geist taugte freilich nicht zu dem Geschäft so kleinlicher Arbeitsamkeit, wie sie die Erziehung junger Buben mit sich bringt. In Frankfurt scheiterte sein Herz in solchen Verhältnissen, während sein Verstand dort zu ankern meinte. Dann hatte sich ihm die dritte Stelle als Hofmeister in Bordeaux geboten. Seine Freunde wollten wissen, daß sie ihn ganz gesunden Geistes von Frankfurt entließen. Nach Jahr und Tag aber trat er seines Abends, in Bettlertracht, mit wilden Mienen, mit allen Gebährden des stieren Wahnsinns bei Matthiesson ins Zimmer. Er war zurückgekehrt, ob fortgewiesen oder aus eigenem Antrieb flüchtig: — das hat niemand erfahren. Noch war er zu retten, so hoffte man, noch schien er für das vernünftige Leben zu gewinnen. Ein deutscher Fürst, der Landgraf von Hessen-Homburg, hörte von der Noth des tiefsinnigen Poeten und ernannte ihn zu seinem Bibliothekar. Hölderlin trat eine Stelle bei Hofe an, wieder im Gefühl einer unterthänigen

Stellung, mit gebückter Haltung, mit gekrümmtem Rücken, mit Kraxfüßen, während seine Seele nach Freiheit lechzte, sein Gehirn von hellenischer Lust trunken war. Ich weiß nicht: hat das ihm den Rest gegeben? Ein Tasso am Hofe hat leicht von je entweder sein Herz oder seine freien Gedanken verloren. Und schrieb sich vielleicht aus seiner kurzen Hofzeit die unglückliche Weise des armen Wahnsinnigen, jeden Besucher mit ganz formeller Unterthänigkeit und mit einem steifen pathetischen Ceremoniel zu empfangen? Dies war ihm treu geblieben, als ihn alle gesunde Vernunft verließ, er hielt es noch mitten im Wahnsinn Tag für Tag fest. Seine schwärmende Jünglingsseele hatte in ihrem wachen Zustande nie eine Form finden können, die ihn mit dem Pedantismus der damaligen deutschen Kasienwelt in ein leidliches Verhältniß brachte. Und nun ist das Schicksal so ironisch und läßt ihn dies Ceremoniel der höfischen Etiquette im Irrsinn festhalten! Er wirft bei Besuchen mit Ew. Hoheit und Ew. Gnaden um sich, selbst mit Ew. Heiligkeit und Ew. Majestät ist er freigebig. Seine älteren Bekannten baronisirt er wenigstens; er nennt sie bei Namen und kennt sie also von Alters her! Ich weiß nicht, ob er bei Hofe in Raserei gerieth; genug, der Landgraf entließ ihn schnell. Man lockte ihn unter dem Vorwande eines Bücherankaufes nach Tübingen; dort erfolgten dann im Klinikum die Heilversuche. Seine Nervenerschlaffung galt für unheilbar; nach zwei Jahren entließ man ihn und der Meister Tischler erbarmte sich seiner für ein kleines Jahrgeld, das, glaub' ich, seine Freunde

zusammenbrachten. Auch wurde seitdem sein Roman neu gedruckt, seine Gedichtsammlung von Cotta neu aufgelegt, um eine Summe zu ermitteln.

„D, 's ischt jecho gut mit ihm“, sagte der wackere Meister Hobelspahn, „'s ischt kein Böös mehr in ihm, er ischt mild und weich. Zu Anfang, wie ich ihn zu mir nahm, hat er noch seine Anfälle gehabt. 'Mal hat er all meine Gesellen zum Haus 'nausgeprügelt. Da hab' ich ihn genommen mit beiden Fäuschten, hab' ihn stark zusammengerüttelt und ihn auf'n Stuhl gesetzt, hab' mit den Händ'n auf'n Tisch geschlagen und ihm gesagt, ich woll' schon fertig werden mit dem Bösen in ihm. Da hat die Beschtie in ihm, die seinen guten Geischt bewältigen gewollt, Respect vor mir bekomme, ischt zu Kreuze gefrochen und hat sich nie mehr gemuckscht.“

Ein Weinsberger Geisterbeschwörer in anderer Form! dacht' ich bei mir.

„Man muß ihn wie 'n Kind nehmen,“ sagte der Meister, „dann ischt er lind und lieb. Ja, ja, 's ischt 'ne eigne Sach' mit uns Allen, wenn mer alt wird und wieder abwärts steigt. So denk' ich immer, wenn ich mich nach Troscht umsehe. — Früher nahm ich ihn mit in die Weinberg'. Hat aber dorten manch närrisch Zeug ausgefressen. Jecho geht er blosch im Zwinger um. Mit der Sonne steht er auf, er hat bei sich fei' Ruh', und wandelt da um im Gartenraum, schlägt an die Mauer, pflückt Gras und Blumen ab, macht Sträußer und zerknüllt sie wieder.“

„Das thun wir deutschen Poeten alle. Weiter bringt es keiner!“ sagte M.

„Den ganzen Tag schwächt er mit sich laut, fragend und antwortend in Einem Ton. Aber die Antworten sind selten bejahend. 's ischt ein starker Geischt der Verneinung in ihm.“

„Unser Aller Schicksal, auch wenn wir wach sind!“ sagt' ich.

„Wenn er dann müd' ischt vom Wandeln, geht er 'nauf und declamirt zum Fenschter 'naus in die blaue Luft. Er kann sein vieles Wissen gar nicht richtig losch werden. Oder er sitzt am Spinett und musicirt vier Stund lang in Einem Ton, als wollt' er den lezten Fegen herunterspielen. Und immer dasselbe simple Lied, immer dieselbe Leier, daß ei'm im ganzen Hause Hören und Sehen vergeht. Mer muß scho stark hobeln, sonst wird ei'm wüsch im Kopf. Oft aber spielt er auch recht schön, nur stört einen das Klappern mit den langgewachsenen Nägeln. Es hält schwer, sie ihm abzuschneiden.“

„Seltsam!“ sagte M. „Er spielt umgekehrt wie er spricht. Er kann in der Rede keinen Gedanken festhalten. Und am Clavier bleibt er stundenlang bei einer einfachen Melodie stehen, die er hundertmal ohne Variation wiederholt.“

„Früher, als noch sei' alte Mutter hat gelebt“, fuhr der wackere Meister fort, „da nahm ich ihn vor und sagt', 's wär böß, daß er nicht mehr an sie dächt'. Und da nahm er sich z'sammen und schrieb 'nen Brief. Und das geschah immer ganz ordentlich und klar, wie 'n Gewöhnlicher schreibt. Wie

geht 's Dir, liebwerth Mütterche, und so in der Weise ganz einfach. Nur einmal schloß er den Brief: Leb' wohl, es überläuft mich, ich fühl', ich muß schließen."

"Schreibt er auch Verse?" fragt' ich.

"Fascht den ganzen Tag", war die Antwort.

Das wollt' ich nur wissen, denn hier drängte mich's weitere Nachfrage zu halten. Ich leitete damals eine Leipziger Zeitschrift. Im ersten Jahre meiner Redaktionsführung, 1835, erhielt ich fast regelmäßig jeden Monat portofrei durch die Post ein starkes Päckchen lyrischer Gedichte mit der Unterschrift: Friedrich Heinrich. Nach dem Poststempel kamen sie aus Stuttgart. Das Geleitschreiben war ganz in gewöhnlicher Form abgefaßt: Ich beehre mich, löblicher Redaction abermals einige Früchte meiner Muse u. s. w. mitzutheilen. Niemals ward auch nur eine Zeile von den Gedichten brauchbar befunden. Sie waren aber auch zu schlaff, zu gewöhnlich und in zu herkömmlichen Phrasen abgefaßt, um in ihnen Erzeugnisse des Wahnsinns finden zu wollen. Nur die Regelmäßigkeit der Zusendung streifte an Narrheit, da nichts davon in die Oeffentlichkeit kam, auch keine Entgegnung meinerseits erfolgte. Das war schon vor mir seit langer Zeit so fortgesetzt. Mir ward die regelmäßige Zusendung unheimlich. Es wollte mir wie fixe Idee erscheinen, daß sich einer durch diese Beisteuer in der Illusion erhalten wollte, mit der Welt und der Litteratur auf solche Weise in Verkehr zu stehen. Diese matten Ergüsse eines lahmen Gehirnes schienen nicht krank, aber über die Gebühr

alltöglich. Eine deutsche Redaction wird lyrischen Sachen gegenüber wasserdicht; hier aber witterte ich dennoch eine absonderliche Schwäche. Ich machte in der Zeitung selbst meine Mittheilung darüber und bat die guten Stuttgarter, mich zu verschonen, falls dort einer darum wisse. Auf Friedrich Hölderlin, der ja auch, so viel ich weiß, nicht Friedrich Heinrich heißt, magt' ich aus Scheu vor dem Unglück des Abgeirrten nur leise hinzudeuten. Die Note half insofern, als die Zusendungen seitdem unterblieben. — Ich hatte das schon an M. erzählt. Er mußte so wenig davon, als der Meister Tischler.

„Er hat ikt kaum eine andere Freud' als sein Clavier,“ sagte der Alte. „Und so hab' ich mir die Listt erfonnen, den fremden Herrn zu dem neuen Instrumente zu führen. Ich will ihn dann holen und ihm melden, 's sei der Herr Instrumentemacher da, oder der Herr Stimmer, um es in Ordnung zu bringen.“

Es war so gut eingeleitet, daß ich mich nicht mehr weigern mochte, wenigstens den Schauplatz, wo der Arme haust, zu betreten. Einen förmlichen Besuch bei ihm, in der Absicht, den Unglücklichen zu belauschen, hielt ich für unerlaubt. — Der Meister führte uns also nach seiner Wohnung. „Müssen aber nicht lachen, wenn er Ihnen eine Hoheit an den Kopf wirft!“ warnte der Gute noch unterwegs. „'s ischt ein probates Mittel, sich Jeden vom Leibe zu halten. Mer bleibt daneben doch 'n freier Mann, der sich nix am Zeuge flicken läßt. Sein drittes Wort ischt auch: 's g'schieht mer nix.“

Wenn 's ihm zu eng wird und er fort will, und mer sagt: O bleiben Sie doch noch, Herr Bibliothekar, so greift er erschrocken nach dem Hut, verbeugt sich tief und erwidert: Ew. Hoheit haben befohlen, daß ich gehe! So giebt er den Leuten recht viel und bleibt für sich ein freier Mann. 's ischt wahrlich mit den Titulaturen so, daß mer sich loskauft!"

Dann wäre etwas Methode in der Tollheit! würde Polonius sagen. —

Wir standen vor dem Hause mit dem thurmartigen Vorbau. Der Meister war vorausgegangen und ließ uns draußen warten. Dann kam er wieder und meldete, der Herr Bibliothekar sei unten im Garten, er säße im Pflaumenbaume und knackte die Taschen auf.

Trübseliges Bild des Wahnsinns! Statt der vollen Frucht hat er nur den trügerischen Schein vom Sinn und von der Wahrheit!

Wir sollten, empfahl der Alte, ihn nicht stören, sollten derweil hinaufgehen ins Zimmer. —

Oben am offenen Fenster, im Anblick der gottvollen Landschaft überließ es mich wie ein Schauer unheimlicher Gelüste. In all dem gesättigten Frieden einer lachenden Schönheit in Feld und Wald blieb der arme Geist bei seiner Selbstzerstörung! Was uns labt und erquickt, hatte für ihn keinen belebenden Athem mehr!

Im Gemach selber sah es eng, färglich, aber reinlich aus. Der Landschaft gegenüber glich es einem kleinen, wenn auch

nicht unfreundlichen Weinhaufe, wo der stille Geist sich selber beigesetzt.

Mein Freund und der Schreiner waren hinausgegangen, um nach dem Spinett zu sehen. Ich maß die drei Schritte im engen Raume auf und ab. Vor dem Tische stand ich still. Hyperion lag aufgeschlagen, das unselige Buch, wo ein Werther auf classischem Boden nach Göttergestalten tappt und Ossianische Nebelgebilde umarmt.

Eine merkwürdige Stelle lag offen im Buche. Ich las und mir stockte der Athem:

„Mir beugte die Größe der Alten wie ein Sturm das Haupt, mir raffte sie die Blüthe vom Gesicht, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welcke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gern hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkaufte!“

Es ist ein alter Aberglaube, die Bibel kurz und gut aufzuschlagen, wenn man bei sich eine Frage, einen Zweifel hegt. Der Zufall, die Schickung Gottes, giebt dann die Antwort, indem das Auge just auf eine passende Stelle trifft. Sollt' es mir hier mit dem Buche Hyperion und mit der Frage über seines Autors Wahnsinn eben so gehen?

Ich blätterte und las:

„Aber nenne das niemand Schicksal! Wir sind's, wir! wir haben unsere Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu

stürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Grenzen hinaus!"

Gott im Himmel! das that sein Geist. In seinem Buche, in seinen Poesien liegt sein ganzer Wahnsinn. Dies Gebild der schönen Griechenwelt ward ihm zum Irrstern, dem er zutaumelte!

„Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlänge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt!"

Der Schmerz über Deutschlands Wehe hat also auch ihn toll gemacht? Hyperion spricht viel von seinen Deutschen, und er schildert sie gräßlich genug.

„Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarisch geworden, tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis in's Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Vermlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonielos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das sind meine Deutschen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst Du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, junge und gesezte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt neben einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande gerinnt?"

Und wir von heute, dürfen wir die Achsel zucken über die Hypochondrie solcher Tollheit? Das damalige Deutschland hat jene Uebertreibungen eines entzündeten Gehirnes nicht bloß bei Hölderlin verschuldet; der Schmerz um die Sklaverei seines Volks hat manchem schon das Herz abgedrückt. In Hölderlin gesellte sich dazu die maßlose Schwärmerei für das alte Hellas und sein Freiheitspalladium, über dessen Untergang auch Schiller bis zur phantastischen Selbstqual in seinen Gedichten aus der ersten Epoche wehflagte. Und der mißgeborene Mensch von damals zog die Gottheit in sein Bereich herab. Hölderlin dünkte sich einer verlorenen Welt gegenüber einen schwelgenden Gott und erstieg in seinem Dünkel eine Schwindelhöhe, von wo herab nur Selbstmord den Ausgang fand, oder jenes Selbstvergessen der Sinne, vor denen die Wirklichkeit wie ein leeres Grab offen daliegt. Vom Hochmuth seines Selbstgefühls herab blickte er auf das heimische Volk mit dem kalten Haß der Geringschätzung. Wehe Dem, der gegen die Fehler seines Volks blind ist! Aber auch wehe Dem, der seine Tugenden mißkennt! „Die Tugenden der Deutschen“, sagt Hyperion, „sind nur glänzende Uebel und nichts weiter, denn Nothwerk sind sie, aus feiger Angst mit Sklavenmühe dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die vom Schönen gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenhang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der todten Ordnung dieser Menschen.“

So grub sich sein Ingrimms selbst sein Grab, und wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron gefunden, kehrte er in sein Vaterland zurück. „„Aber Du wirst richten, heilige Natur!““ ruft Hyperion. Sie hatte gerichtet. Wer so freveln konnte, mußte freilich sehr tief beleidigt sein. In jedem Falle mußten die gütigen Götter sein Bewußtsein in Nacht hüllen. „„Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volke heran. Du siehst sie sieben Jahre später — und sie wandeln wie die Schatten, still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn sie sprechen, wehe Dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr zerstörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.““

Da habt Ihr's, da steht's; in den glänzenden Stellen seines Buches, die man bewunderte, liegt sein Wahnsinn. An Deutschlands Philisterthum und ihm gegenüber am Hochmuth des Selbstgefühls ist er zu Grunde gegangen. Die Vergötterung des Schönen ging Hand in Hand mit dem Gefühl der Verwufung des eigenen Volks und in diesem Gefühl der Unheilbarkeit des alten Jahrhunderts lag schon Wahnsinn. Wer dabei stehen blieb, in diesen Schacht sich grub, in seinem feuchten Moder schwelgte, war schon verloren für sich und sein Volk. Armer Geist! Du brauchtest Dich nicht erst in die Wollust der Sinnenwelt zu stürzen, um unterzugehen. Wer so wie Du das fade Nichts gefühlt, erheitert

sich nur, wenn sein Bewußtsein diesem Schauplatz entzogen ist; so tief verletzt vom Leben, kann Dir nur unter Göttern oder im Vergessen Deiner selber, unter Thieren wohl sein! —

Der gute Meister Hobelspahn und Freund M. standen schon wieder vor mir im Zimmer. Ich hatte mich in den Hyperion so hineingewühlt, daß man mich wiederholt anreden mußte, eh' ich aus diesem See des Unglücks auftauchte und die Stimmen der Gegenwärtigen vernahm.

„Er kommt!“ sagte der Schreiner, „er kommt! Aber er will nicht musciren, er hat üble Laune. Er sagt, der Born der Weisheit sei heut' vergiftet, die Früchte der Erkenntniß seien hohle Taschen, eitel Trug. Merken Sie's? Er saß auf dem Pflaumenbaum und holte das vertrocknete Zeug herunter! 's ischt oftmal's viel Sinn in seiner verworrenen Red'!“

Wir wollten hinaus, wir hörten Schritte auf der Treppe. Schon auf der Schwelle der Thür stand der Unglückliche vor uns.

Der Tischler stellte mich als Instrumentenmacher vor, der das Spinett stimmen wollte.

„Nicht nöthig, nicht nöthig!“ sagte Hölderlin und jagte seine Worte. „Die Verstimmung muß anders geheilt werden. Schon gut, schon gut. Auch kenn' ich Sie seit lange. Ew. Ehrwürden sind mir längst bekannt. Und wenn das so fortgeht, daß mir heut Alles mißglückt — Jupiter wird Rath halten, aber selbst seine Schwester nicht schonen. Oui!“

Plötzlich schwieg er und sah ruhig und still vor sich hin. Auf seinem Angesicht lag die Stille eines Schlachtfeldes.

Rings umher Trümmer; verkohlt, verschüttet aller Wille, zerbrochen alle Spannkraft der Muskeln.

Es giebt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unseres Wesens, wo uns ist, als hätten wir Alles gefunden. Das lief wie ein leiser Hauch von Glück über sein Angesicht. — Und es giebt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseins, wo uns ist, als hätten wir Alles verloren, eine Nacht unserer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz leuchtet. Auch das stand deutlich in seinen Zügen zu lesen. Ein unsäglich Gemisch von heimlicher Befriedigung und dumpfer Verschlossenheit.

Das tief glühende Auge hing wie erloschen, aber mild, unter der hohen majestätischen Stirn. Auf den Brauen lastete es wie schweres drückendes Gebirg. In den Höhlen hatte sich sein ganzes Leiden eingegraben. Sonst hatte sein Gesicht nicht Spuren jener jungfräulichen Schüchternheit, wie sie bei Schwaben häufig ist. Hölderlin war in seiner Jugend weich, angenehm, still und sanft gewesen. — Die Arme zuckten etwas bis zu den Schultern hinauf, wenn er sprach, aber er steckte die Hände in die Seitentasche und schien bemüht, die verrätherische Bewegung, die ihn erfaßte, zu verbergen. So stand er vor uns im grauen, schlichten Rock, die Ruine eines ehemals edeln, guten Menschen.

Ich ertrug nicht länger den Anblick. Wie wir uns verabschiedeten, machte der Dichter sehr tiefe Verbeugungen und murmelte seine Höflichkeitsphrasen.

„Adieu, lieber Hölderlin,“ sagte M.

„Herr Baron von M., ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“ war die Erwiderung.

Man weiß, daß Dufsfreunde, die sich entzweiten, sich plötzlich mit „Sie“ tituliren, wenn sie im ferneren äußerlichen Verkehr bleiben. Sie werden sich dadurch fremd und erleichtern sich doch das sonst drückende Verhältniß, das nicht mehr eng und vertraut sein kann. So kam es mir vor, als Hölderlin seinen Freund baronisirte. —

Mir war sehr bang und trübe, wie wir die Treppe hinunterschritten. Der ganze Abend mit seinem sanften warmen Schmelz, die ganze Nacht mit dem milden Glanz ihrer Millionen Augen konnten mich nicht begütigen. Daß ich den Quell seines Wahnsinns so in seiner Nähe, in der Atmosphäre seines Wesens, am Kern seiner besten Natur, entdecken mußte, erschütterte mich fast noch mehr, als der Zustand des zerstörten, edeln Menschen. War ihm doch längst geholfen von allem was Schmerz hieß! Der bewußtlose Zustand ist ja eine Milderung gegen allzu großes Weh.

Ich schied vom guten Meister mit inniger Rührung, mit tiefem Dankgefühl für sein getreues, jahrelanges, liebevolles Bemühen um einen kranken deutschen Tasso.

Nachschrift. Friedrich Hölderlin fand in der Nacht vom 7. zum 8. Juni 1842 auch seinen leiblichen Tod. Er hatte sich nur wenige Stunden physisch unwohl gefühlt und war dann rasch und ohne Rückkehr eines wachen Bewußtseins

eingeschlafen. Die Musik ist ihm treu geblieben, ihre betäubende Macht ließ nicht los von ihm; er hat sich noch in der letzten Stunde mit einem Sumsum eingelullt. Daß er nach beinahe vierzig Jahren eines unfreien Zustandes so hinging ohne alle Krisis, kann vielleicht die Meinung unterstützen, sein Wahnsinn sei nur eine völlige Nervenerschlaffung gewesen, die sich nach allzujäher Anspannung seiner Lebensgeister eingestellt. Weder versagte Liebe, noch ein einzelner Unbill hat ihn toll gemacht. Die Vergötterungslust eines weltfremden Zustandes, der aufgestachelte Drang einer eigensinnigen Phantasie, der wilde Grimm gegen sein eigenes Zeitalter, gegen sein eigen Fleisch und Blut, das Selbstgefühl, das sich zu der gewaltsamen Höhe eines Dämons berechtigt glaubte — das hat ihm das Maß und Gefäß des Denkens und Fühlens zerbrochen. Der Schmerz um ein Weib goß nur Del in die schon unter der Asche glimmende Gluth. Viele von damals haben ihren Schmerz hinweggelacht. Hölderlin war der Humor versagt, er konnte nur zürnen, wüthen, sich stolz aufbäumen und zusammenbrechen. In seinen besten Ergüssen nagte schon der Wurm der Selbstzerstörung. Anfangs erging er sich sklavisch in Schiller'scher Diction aus dessen Lauraperiode, dann fesselte er sich in antiken Maßen voll philologischer Wortverrenkung; sobald er, im Hyperion, seine eigne Sprache gefunden, schäumte sein Geist schon über und zertrümmerte, als er sich gehemmt fühlte, das Gefäß. —

Man sprach von einem Briefwechsel, den Hölderlin mit einem ihn überlebenden Halbbruder führte und bis in die

Epöche seines Unglücks fortsetzte. Auch von einem verloren gegangenen Drama „Agis“ war die Rede. — Schiller seiner Zeit empfand viel Theilnahme für den Landsmann. Er warnte ihn vor philosophischen Stoffen. „Er hat“, schrieb Schiller an Goethe, „eine heftige Subjectivität und verbindet damit philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen schwer beizukommen ist.“

Hölderlin war — wie der nach Rußland verschlagene Lenx — eine übriggebliebene Ruine aus der deutschen Sturm- und Drangperiode.

Druckverbesserungen in Band 1 der deutschen Charaktere.

- Seite 7 Zeile 13 lies: hartköpfigem statt hartknöpfigem.
" 46 " 8 u. folg. von unten lies: Und der Wig mit
seinem „reizenden Blödsinn“ kam dem König
zu Hülfe; die „eilende“, durch einen Druckfehler
in eine „elende“ verwandelte Reichsarmee hieß
seitdem Reißausarmee, u. s. w.
" 63 " 4 lies: Dessant statt: Dessant.
" 88 " 1 tilge: aber.
" 95 " 3 von unten lies: Apollotempel statt: Apoll-
tempel.
" 151 " 15 lies: Männern des Theaters u. s. w.
" 226 " 6 von unten tilge: aber.
" 246 " 8 lies: verfiel statt: zerfiel.

In Band 2.

Seite 56 letzte Zeile lies: und gewann ihn doch nicht lieb.

Niesche Buchdruckerei (Carl B. Lorch) in Leipzig.

